Die Stetigkeit im Kulturwandel.

Vom Verfasser ist im gleichen Verlage erschienen:

Naturvölker und Kulturvölker.

Ein Beitrag zur Sozialpsychologie.

Die

Stetigkeit im Kulturwandel.

Eine soziologische Studie

von

Alfred Vierkandt,
Privatdozent an der Universität Berlin.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1908.

Einem treuen Genossen.

Vorwort.

Die äußere Anregung zu der folgenden Studie gaben gewisse Tatsachen der Religionsgeschichte, welche von der Lebenskraft einmal entstandener Vorstellungen und Riten ein beredtes Zeugnis ablegen. Das hierin enthaltene Problem erweiterte sich dann für den Verfasser zu einem allgemeinen, welches ihn bereits seit längerer Zeit beschäftigt hat, nämlich demjenigen des Mechanismus des Kulturwandels. Mit seiner Behandlung wünscht der Verfasser zugleich an einer konkreten Frage zu zeigen, wie sich die Gesellschaftswissenschaft auf breiter empirischer Basis zu einer Einzelwissenschaft nach Art der systematischen Disziplinen auszugestalten vermag. Freilich hat die dem Problem hier widerfahrene Behandlung nur die Bedeutung eines vorläufigen Versuches. Hoffentlich gelingt es ihr jedoch, die Überzeugung zu erwecken, daß das Thema einer eindringenderen Untersuchung sowohl würdig als fähig ist. Die für eine solche in Betracht kommenden Methoden sind in einem Nachwort kurz angedeutet.

Eine wesentliche Voraussetzung für diese bildet das Zusammenwirken verschiedener Personen und verschiedener Disziplinen. Die Anregung zu einem solchen fällt heute vielleicht auf einen einigermaßen günstigen Boden. Denn es scheint, als ob die Entwicklung der Geisteswissenschaften an einem entscheidenden Wendepunkt angelangt wäre, und als ob diese Entscheidung sich in einem günstigen und förderlichen Sinne vollziehen wolle. Nachdem sich so lange Zeit im wissenschaftlichen Betriebe die Schattenseiten der Arbeitsteilung so sehr geltend gemacht haben, scheint heute eine Tendenz vorhanden zu sein, auch die Vorteile, welche durch Verfahren der Kooperation und Organisation, speziell durch die Aufteilung eines Problems an verschiedene Personen und Disziplinen mit ihr verknüpft sein können, ihrerseits zur Geltung zu bringen. Insbesondere kommt dabei der Gegensatz zwischen den historischen und den systema-

tischen Disziplinen in Betracht. Die beiden ihnen entsprechenden Denk- und Arbeitsweisen in einer Person zu verbinden erscheint als unmöglich. Um so näher liegt der Gedanke, diesen Mangel durch ein ergänzendes Zusammenwirken verschiedener Personen zu überwinden. Der Typus eines solchen Ineinandergreifens wäre für unseren Fall etwa so zu denken. Der Soziologe entwirft gewisse rohe Schemata, welche der Historiker an seinen Tatsachenreihen prüft und in korrigierter Gestalt ihrem Urheber zurückgibt. Dieser bietet sie dann in geläuterter Form abermals dar, und so vollzieht sich ein fortgesetzter Tauschverkehr, der jene Schemata in einem freilich unendlichen Prozeß der Fülle der Wirklichkeit immer mehr annähert und sie so immer vollkommener gestaltet.

Ein weites noch unbestelltes Feld eröffnet sich uns hier. Möchten ihm bald Arbeiter erstehen; möchten der Saat bald die goldenen Tage folgen, da der helle Klang der Sense die Flur durchtönt!

Gr.-Lichterfelde, am Ostersonntage 1908.

Alfred Vierkandt.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Die vorliegende Arbeit erörtert eine allgemeine Eigenschaft des menschlichen Geistes, die sich sowohl an ihm selbst wie an seinen objektiven Erzeugnissen, insbesondere den Erscheinungen der Gesellschaft und der Kultur beobachten läßt. Wir können sie als Tatsache der Stetigkeit bezeichnen und an ihr zwei Seiten unterscheiden: eine inhaltliche, mehr positive und eine formale, mehr negative. In inhaltlicher Hinsicht können wir sie als Tatsache der Kontinuität, in formaler Hinsicht als Mangel an Spontaneität im menschlichen Geistesleben charakterisieren.

An den Erscheinungen der Kultur und Geschichte zeigt sie sich in folgender Weise. Überall wo uns dort Neuerungen — Entstehung neuer Kulturgüter oder Abwandlung vorhandener, politische und geistige Neuschöpfungen usw. — entgegentreten, besitzen diese eine lange Vorgeschichte. Und zwar gilt das in dem Maße, in dem sie von wichtiger und wesentlicher Art sind, in dem ihre Entstehung und Erhaltung dem menschlichen Geist eine Leistung zumutet; für oberflächliche Modeerscheinungen von geringer Bedeutung erfährt der in Rede stehende Satz erhebliche Einschränkungen; doch wird uns diese letztere Art von Gebilden nur nebenbei beschäftigen. Im übrigen zeigt sich jene Stetigkeit äußerlich und inhaltlich darin, daß neue Kulturschöpfungen überwiegend an ältere, bereits vorhandene anknüpfen; nie entstehen sie als völlige nova, gleichsam aus dem Nichts heraus. Die Anknüpfung kann dabei auch ersetzt werden durch den Vorgang der Entlehnung aus anderen Kulturen. In innerer und formaler Hinsicht aber setzt eine derartige Schöpfung stets ein bestimmt geartetes Bedürfnis voraus. Sie entsteht nicht spontan, d. h. nicht plötzlich und unvermittelt wie eine Improvisation in völliger innerer Freiheit; vielmehr ist die Leistung des Verstandes und des Willens dabei verhältnismäßig gering: in gedanklicher

Hinsicht muß das Neue ziemlich nahe liegen; und der Wille muß durch starke, drastische, derbe Motive in Bewegung gesetzt werden. Für die populäre Meinung trägt die Entwicklung der Kultur den Charakter einer Reihe einander folgender Katastrophen: durch plötzliche Sprünge und durch geniale Eingebungen entstehen irgendwo — man begreift nicht, warum gerade jetzt und hier — neue Gebilde. Anders für den Soziologen: die Grundkraft der Gesellschaft ist für ihn die Beharrungskraft. Auch wo sie durchbrochen wird, ist ihre Wirksamkeit nicht aufgehoben, sondern nur beschränkt; sie geht in den Prozeß der Neuerung als eine wesentliche Kraft mit ein. Jeder größere Fortschritt zerlegt sich so in eine Summe sehr vieler sehr kleiner Elemente oder hat wenigstens eine solche zur Voraussetzung: erst eine fortgesetzte Akkumulation kleiner Antriebe bildet die hinreichende Grundlage für die Auslösung oder die Entstehung einer großen Leistung. Die Betrachtung des geschichtlichen und gesellschaftlichen Lebens wird sich in der Tat mit dem Gedanken, daß alles Große auf einer Häufung kleiner Vorgänge beruht, in ähnlicher Weise vertraut machen müssen, wie die Naturwissenschaften bereits an der Schwelle der Neuzeit in dem Begriffe des unendlich Kleinen sich ein so weittragendes Erkenntnisinstrument geschaffen haben. Die Existenz führender Personen soll hierdurch nicht bestritten, sondern nur in ihrer Bedeutung präzisiert werden: solche wirken nicht ohne eine äußere Vorgeschichte, und ihre Leistungen enthalten stets eine innere Vorgeschichte in sich.

Das letztere ist nur ein Spezialfall derjenigen Stetigkeit, welche auch im Seelenleben überall herrscht. Wir können diese Stetigkeit auch als die historische Struktur des menschlichen Bewußtseins bezeichnen. Ihr Wesen besteht darin, daß jeder einzelne Vorgang im Bewußtsein nicht nur durch den erregenden äußeren Reiz, d. h. durch das gegenwärtige Erlebnis, sondern auch durch ganze Reihen früherer Erlebnisse und Eindrücke bestimmt wird, und daß alle derartigen Prozesse auf die gesamte Artung des Bewußtseins zurückwirken und dadurch wahrscheinlich in Verbindung mit angeborenen Dispositionen den einzelnen zu einer Individualität gestalten. Der Grad dieser historischen Struktur steigt mit der Höhe der gesamten Persönlichkeit. — Nach der negativen Seite erscheint hier die Stetigkeit als Mangel an Initiative oder Spontaneität: der Druck der Tradition, der Nachahmung, der Gewohnheit beherrscht sowohl auf praktischem wie auf theoretischem Gebiet das menschliche Bewußtsein in

einem viel höheren Maße, als es sich die populäre Meinung vorstellt. Die Fähigkeit zur Initiative ist im Denken und im Handeln viel geringer, die Indolenz auf beiden Gebieten viel größer, als man durchweg annimmt.

Dieses Gesetz der Stetigkeit ermöglicht es uns in Verbindung mit gewissen anderen Tatsachen uns einigermaßen klare Vorstellungen von dem Mechanismus der Entstehung und Wandlung der Kulturgüter zu bilden. Insbesondere werden wir sehen, daß für einen Kulturwandel durchweg drei Erfordernisse zusammentreffen müssen: eine gewisse Reife, die sich sowohl auf das Niveau der Kultur als eines Ganzen wie auf das spezielle Gebiet des Wandels bezieht, ein Bedürfnis in Gestalt eines Verlangens, welches die Existenz hinreichend kräftiger Motive verbürgt, und endlich die schöpferische Initiative führender Persönlichkeiten; die letztere kann auch durch den Vorgang der Entlehnung aus anderen Kulturkreisen ersetzt werden. Wir können die beiden ersten Momente als innere Bedingungen von dem letzten als einer äußeren unterscheiden. Wo für die Betrachtung infolge ihres weiten Abstandes das Eingreifen einzelner Personen oder fremder Völker nicht mehr festzustellen ist, da können wir auch die Reife als innere Disposition dem Bedürfnis als dem äußeren Anstoß gegenüberstellen, wie wir das in der Folge besonders im Bereich der Vorgeschichte und Völkerkunde mehrfach tun werden. Dabei werden wir auch sehen, in welchem Sinne beim Kulturwandel von einem Zufall gesprochen und nicht gesprochen werden darf. Zu verneinen ist seine Herrschaft im Sinne der Spontaneität, der Initiative ex nihilo: jede Neuerung hat sicherlich ihre weit zurückreichenden Gründe, mögen diese auch für uns nicht immer ohne weiteres zu erkennen sein. Dagegen darf man von einer Zufälligkeit im Sinne der Irrationalität des geschichtlichen Lebens sprechen. Diese dokumentiert sich in doppelter Hinsicht. Einerseits in der gewaltigen Rolle der historischen Nachwirkung früherer Zustände, welche sich auch da durchgängig geltend macht, wo die naive Auffassung nichts mehr von ihr spürt und wo ihr Inhalt den heute herrschenden Überzeugungen, Wertungen und Tendenzen widerspricht. Anderseits ist dem unberechenbaren Walten äußerer Anlässe, sofern sie auf entsprechende innere Dispositionen treffen, bei Neuerungen ein weiter Spielraum eingeräumt; diese können demgemäß eintreten und auch ausbleiben; es kann dabei der eine, es kann der andere Anlaß wirksam werden.

Mit dem vorstehenden Überblick über den Hauptinhalt dieser Untersuchung haben wir bereits die Disposition des Ganzen angedeutet. Wir werden den Stoff in drei Teile gliedern. Der erste wird eine Anzahl Belege für die Herrschaft des Gesetzes der Stetigkeit aus dem Gebiet der Ethnologie und der Geschichte enthalten: er wird eine Anzahl von Fragen behandeln, bei denen die sichergestellten Ergebnisse oder die heute anerkannten Anschauungen dem hier entwickelten Prinzip entsprechen. Er besitzt für den Zweck unserer Untersuchung einen induktiven Charakter. Der zweite Abschnitt wird die Stetigkeit im Seelenleben zum Gegenstand haben; er wird teils induktiver, teils deduktiver Art sein. Der dritte wird, indem er das Gesetz der Stetigkeit nunmehr als gesichert betrachtet, deduktiv vorgehen und einige Konsequenzen aus ihm ziehen. Er wird den Mechanismus des Kulturwandels und einige damit zusammenhängende Fragen erörtern. Der erste Teil wird also einen ethnologisch-historischen, der zweite einen psychologischen und der dritte einen soziologischen Inhalt haben.

Das im folgenden erörterte Prinzip der Stetigkeit dürfen wir wohl als ein empirisches Gesetz ansprechen[1]. In einer großen Anzahl von Fällen ist die historische Untersuchung zur Anerkennung desselben gelangt; ferner läßt sich im Seelenleben seine durchgängige Herrschaft feststellen. Daraus ergibt sich die Erwartung, daß unser Prinzip wirklich von universeller Bedeutung ist und zwar sowohl für das Seelenleben wie für die Erscheinungen der Kultur. Jedoch verbietet der komplexe Charakter seines Inhaltes sowie die unsichere Abgrenzung des in ihm auftretenden Begriffes der wesentlichen oder tiefer verankerten Kulturgüter — — nur für solche gilt es (S. 1) — über die Prätention eines bloß empirischen Gesetzes hinauszugehen. Seine Bedeutung liegt, abgesehen von seinem intellektuellen Eigenwert, darin, daß es für die Darstellung der Tatsachen im Bereich der historischen Disziplinen eine bequeme Formel darbietet, für die Forschung aber zugleich, wie wir hoffen, einen gewissen heuristischen Wert besitzt[2].

[1] Über den Begriff des empirischen Gesetzes vgl. Wundt, Logik. 2. Aufl. II, 1, S. 26. II, 2, S. 385.

[2] Den Grundgedanken dieser Arbeit hat der Verfasser bereits skizziert in einer Abhandlung über die Entwicklung der Bedürfnisse in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft, Bd. 6, S. 161—176 (bes. S. 166 f.). Er ist angedeutet in dem Buch: Lane-Fox Pitt-Rivers, the evolution of culture and other essays. Oxford 1906. Bes. S. VII, 36, 48 f. u. a. St.

I.

Historischer Teil.

Dieser Abschnitt soll, wie schon bemerkt, an einer Anzahl von Beispielen die Geltungskraft des Gesetzes der Stetigkeit erläutern. Wir schöpfen dabei teils aus der Geschichte teils aus der Völkerkunde und Vorgeschichte. Bei der ersten Reihe von Beispielen ist der Sachverhalt in der Hauptsache sichergestellt, bei der zweiten vielfach hypothetischer Natur. Diese letztere Reihe kann demgemäß als Material für den Zweck der Induktion zunächst freilich nicht dienen. Es hat aber erstens in unserem Zusammenhang ein großes historisches Interesse, zu sehen, wie an die Stelle älterer, entgegengesetzter Anschauungen gegenwärtig solche getreten sind, die mit unserem Prinzip übereinstimmen, ohne daß ihre Urheber von soziologischen oder überhaupt von theoretischen Erörterungen wissentlich beeinflußt sind. Zweitens legt die Übereinstimmung, mit der sich diese Änderung auf vielen disparaten Gebieten zeigt, den Gedanken nahe, daß es die Macht der Tatsachen selber ist, welche diesen Wandel der Denkweise hervorgerufen hat.

Kommen wir nun zur Sache, so handelt es sich jedesmal um die Frage nach dem Ursprung kultureller Institutionen oder um diejenige nach deren weiterer Abwandlung. Die Antwort lautet in großen Zügen folgendermaßen: es ist bei einem solchen Ursprung nicht an ein einmaliges Ereignis, sondern an einen lange dauernden Prozeß zu denken. Der Sprung, der von dem Nichtbestehen einer Einrichtung mit einemmal zu ihrer heutigen Form zu führen scheint, erweist sich bei näherer Betrachtung stets als aufgelöst in eine ganze Reihe von Vorgängen. Zunächst finden wir schon innerhalb eines und desselben heute bestehenden Kulturgutes häufig starke Abstufungen, die uns dessen stetige Entwicklung unmittelbar vor Augen stellen. So zeigt z. B. die künstliche Bewässerung, die

sich in ihren vollendeteren Formen als eine Riesenleistung des erfinderischen Menschengeistes darstellt, bei manchen Völkern einfache Ausgestaltungen, angesichts deren uns ihr Ursprung nicht mehr als ein so großes Problem erscheint. Aber auch aus anderen Gründen läßt sich eine derartige Neuschöpfung häufig in eine Kette von einzelnen Leistungen zerlegen. Ein Rest bleibt freilich oft übrig, der nur durch einen Sprung überwunden werden kann. Ferner müssen für einen Fortschritt die vorhin genannten Bedingungen der Reife, des Bedürfnisses und der individuellen Initiative erfüllt sein. Von ihnen deckt die Urgeschichte freilich nur die erste und zweite, häufig sogar nur die erste auf. Dabei ist zu betonen, daß diese vor allem auf dem Gebiete des Willens liegt, da jeder Kulturfortschritt ein volles Maß von stetiger Energie, nämlich außer der Erkenntnis der Möglichkeit auch das Streben verlangt, irgend welche Tatsachen und Zusammenhänge für menschliche Interessen auszunutzen. Die intellektuelle Leistung bei dem Fortschritt, welche man gewöhnlich an die erste Stelle zu rücken liebt, tritt tatsächlich weit hinter die voluntaristische zurück.

Den hier angedeuteten Gesichtspunkten entsprechen im allgemeinen mehr oder weniger die neueren Untersuchungen über die einschlägigen Probleme. Die Darstellungen entgegengesetzter Art fangen an seltener zu werden und sich dadurch als veraltet kundzugeben. Für sie sind typisch Wendungen wie die folgenden: „Was liegt näher, als daß . . ?“ „Es bedurfte nur einer geringen Überlegung [nicht „Willensanstrengung“], um . . .“ „Man kann sich leicht vorstellen, daß . . .“ usw.

1. Die Wirtschaft.

1. Wir beginnen mit der technischen Seite der Wirtschaft, und zwar mit den Formen des Nahrungserwerbs, die seit altersher bekanntlich mit besonderer Vorliebe untersucht sind. Der Ursprung des Sammelns pflanzlicher und tierischer Nahrungsmittel liegt angesichts der verwandten Verhältnisse bei manchen Tieren auf der Hand. Auch über denjenigen der Jagd wäre Ähnliches zu sagen. Beide Fragen sind deshalb auch in der Literatur wohl nie diskutiert. Anders ist es mit der Entstehung der Bodenbestellung, speziell ihrer einfachsten Form, des neuerdings so genannten Hackbaues. Die älteren Erörterungen hierüber suchten das Problem vorzüglich im Bereich der Intelligenz: wie ist der Mensch auf den Gedanken gekommen, daß aus einem Samen oder einer

Knolle neue Pflanzen hervorgehen würden? Daneben fand man eine besondere Schwierigkeit freilich schon auf dem voluntaristischen Gebiet: in Zeiten des Überflusses fehlte es an einem Anlaß zum Anbau, in Zeiten der Not dagegen mußten die Samen oder Knollen, wie das noch heute vielfach bei den Versuchen der Europäer, die Eingeborenen zum Ackerbau zu erziehen, beobachtet worden ist, viel eher in dem hungrigen Magen verschwinden als in der Erde geborgen werden. Es sei gleich bemerkt, daß das hier aufgestellte Dilemma sich des Fehlers so mancher dialektischer Konstruktion schuldig macht, die Fülle der Möglichkeiten zu unterschätzen. So könnte unabhängig vom Zustand der Fülle oder Not ein Beweggrund für den Anbau wildwachsender Gräser in der Bequemlichkeit bestehen: man hatte sie dann in der Nähe und sparte den weiten Weg. Auf eine andere Möglichkeit hat Eduard Hahn hingewiesen[1]: bei manchen australischen Stämmen steckten die Weiber, wenn sie Yamswurzeln ausgruben, die Köpfe der Knollen in die Sumpflöcher zurück; „vielleicht sind diese Teile bitter oder holzig gewesen". Die Knollen trieben dann neue Keime, und die Weiber hatten daran ein besonderes Interesse, weil sie sich durch reichliche Zufuhr solcher Vegetabilien den Mißhandlungen der Männer entziehen konnten.

Die neueren Anschauungen, wie sie namentlich Schurtz und Frobenius entwickelt haben[2], sind über die älteren Fragestellungen einfach hinweggeschritten in der Einsicht, daß der Beginn des Hackbaues eine lange Vorgeschichte haben mußte, und daß in deren Aufhellung die eigentliche Aufgabe liegt. Es kommen in dieser Beziehung namentlich drei Vorstufen in Betracht. Erstens werden vielfach die Samen wilder Gräser gesammelt und verzehrt, ebenso manche Knollen — ein Vorgang, der auf der Stufe des Sammelns pflanzlicher und tierischer Nahrungsmittel selbstverständlich ist. Zweitens werden schon bei den Jägerstämmen mancherlei Tiere und Pflanzen geschont und dadurch vor der Vernichtung oder auch nur zu weit gehenden Verminderung bewahrt. Namentlich religiöse Beweggründe vorzüglich in Zusammenhang mit dem Totemismus erzeugen derartige Nahrungsverbote. Drittens werden bereits Wurzeln und Knollen von Jägerstämmen aufbewahrt. Wir führten dafür eben schon ein Beispiel aus Australien

---

[1] Globus Bd. 75, S. 281.

[2] Schurtz, Urgeschichte der Kultur S. 241 f. Leo Frobenius, Die reifere Menschheit S. 367 f.

an[1]. Für den Beginn der Bodenbestellung braucht auf dieser Vorstufe nur noch ein Massenbeweggrund hinzuzutreten. Hier können wir verschiedene Möglichkeiten anführen; mehr als das vermögen wir wenigstens zurzeit nicht zu leisten. Es könnte der eben genannte Antrieb der Bequemlichkeit wirksam sein, zugleich verbunden mit einem Wachstum der Bevölkerung. Es sind aber auch außerwirtschaftliche Motive denkbar; es kann die Entwicklung statt mit einem Nahrungsmittel mit einem Genußmittel begonnen haben, das man schätzte und deswegen in müheloser Form und hinreichenden Mengen sich bereithalten wollte. Auch ein gewisser Renommiertrieb kann dabei mitgesprochen haben, wenn es sich ursprünglich um besonders geschätzte Pflanzen gehandelt haben sollte. Auf die Möglichkeit sozialer Beweggründe von anderer Art weist das eben angeführte Beispiel der australischen Weiber hin, die dabei unter dem Druck ihrer Männer stehen; wobei daran zu ernnern wäre, daß die Rücksicht auf andere den Menschen oft stärker als das eigene Bedürfnis antreibt. Endlich sind religiöse Triebkräfte in Anspruch genommen worden; man habe etwa Gräser oder Knollen auf Gräber gebracht, um dadurch den Toten das zu sichern, was die Lebenden sich einfach nahmen. Fraglich bleibt dabei freilich, ob auf dieser Stufe die Religion schon zu derartigen Leistungen fähig war.

2. Unter ähnliche Gesichtspunkte ist neuerdings das Problem des Ursprungs der Viehzucht gestellt worden. Die ältere Theorie erblickt auch hier lediglich eine Leistung des Intellektes. Die Hauptschwierigkeit liegt aber nicht hierin, sondern im Gebiet des Willens. Das erkannt und energisch betont zu haben ist das große Verdienst Eduard Hahns, dessen Buch über die Haustiere in dieser Beziehung als bahnbrechend gelten muß. Hahn hat namentlich auf zwei dunkle Punkte hingewiesen: woher sollte erstens vor der Zähmung die Einsicht in deren Nutzen kommen? Milch und Wolle produzieren in erheblichen Mengen erst längere Zeit domestizierte Tiere; übrigens wird die Milch ebenso wie die

[1] Leo Frobenius (Die reifere Menschheit S. 367) erwähnt einen ähnlichen Fall aus dem afrikanischen Urwaldgebiet: die Botua schätzen besonders die Wurzeln einer bestimmten Pflanze. Sie ziehen sie deswegen, wo sie sie finden, aus dem Boden und bringen sie mit in das Lager; die Frauen graben sie alsdann wieder ein, bis Nahrungsmangel eintritt, oder der Lagerplatz gewechselt wird. Meist hat sie dann schon wieder Wurzel gefaßt und neue Sprossen getrieben. Vom Anbau unterscheidet sich diese Stufe, wie man sieht, nur dadurch, daß das Anwachsen hier unbeabsichtigter Effekt ist.

Butter bei vielen Viehzüchtern nicht einmal verwendet. Auch die Deckung des Fleischbedarfs tritt bei den meisten sehr zurück; überdies hatte der Jäger für sie genügend andere Quellen. Woher aber sollte zweitens ohne diese Einsicht der hinreichende Antrieb zu einer so großen Willensleistung kommen? Denn als eine solche muß die Zähmung wenigstens derartiger Tiere wie des Rindes oder des Pferdes wegen ihrer ursprünglichen Wildheit gedacht werden. Wie stark die Indolenz auf diesem Gebiete ist, sehen wir z. B. daran, daß die Karayastämme in Brasilien das Haushuhn zwar von den Europäern angenommen haben, aber weder sein Fleisch noch seine Eier benutzen[1]. So wird auch in ganz Afrika, abgesehen von seinem nordöstlichen Teile, das Rind nirgend vor den Wagen oder den Pflug gespannt und ist überhaupt bei den ostafrikanischen Stämmen fast nur ein Luxus, ein Gegenstand der Freude und des Stolzes, ein Wertmesser, von dem die soziale Stellung abhängt. Lehrreich sind die Verhältnisse bei der Bevölkerung der Sahara; sie zeigen zugleich eine Übereinstimmung mit den eben geschilderten und einen charakteristischen Fortschritt. Im allgemeinen ist nämlich auch das Kamel vorwiegend als Wertmesser und nicht als Nutzobjekt begehrt; so wird bei den meisten Raubzügen, die auf seine Erbeutung abzielen, eine spätere wirtschaftliche Nutzbarmachung gar nicht beabsichtigt. Anderseits dient das Kamel aber auch als Verkehrsmittel bei Handelsreisen, die aus Erwerbszwecken unternommen werden; jedoch liegt dieser Tätigkeit fast nur die ärmere Bevölkerung ob. Diese Beschränkung legt die Annahme nahe, daß es sich hier um eine sekundäre Verschiebung der Beweggründe handelt, die erst einem starken wirtschaftlichen Druck entsprungen ist[2].

Eine befriedigende Lösung der Frage nach dem Ursprung der Viehzucht hat Hahn freilich nicht gefunden, er hat aber auf zwei wichtige Punkte aufmerksam gemacht. Erstens hat er die Leistung in Stufen zerlegt; er hat auf die Einhegung wilder Herden hingewiesen, die sich bei manchen Jägervölkern bereits findet und offenbar eine Vorstufe der Zähmung darstellt. Zweitens hat er uns mit der Möglichkeit einer Verschiebung der Beweggründe rechnen gelehrt. Er hat dabei insbesondere an ursprüngliche religiöse Motive gedacht in einer Weise, die freilich wenig Anklang

---

[1] Paul Ehrenreich in den Veröffentlichungen des Museums für Völkerkunde. Berlin. II, 14.

[2] Goldstein im Globus, Bd. 91, S. 380.

gefunden hat. Von anderer Seite sind dann seine Untersuchungen ergänzt worden. Insbesondere ist darauf hingewiesen, daß die von ihm geltend gemachten Schwierigkeiten nur für Nutztiere und bei diesen wieder nur für die schwer zu behandelnden Arten in Betracht kommen. Für die übrigen domestizierten Tierarten kann der Gesichtspunkt einer allmählichen Entwicklung zur Anwendung gebracht werden. Besonders gilt das für solche Tiere, die wie der Hund, der noch jetzt in halb gezähmtem Zustande in Australien vorkommt und mehr ein Gefährte und Gehilfe des Eingeborenen als ein eigentliches Nutztier ist, dem Menschen auch freiwillig folgen. Die bekannte Tierliebe der Indianer läßt hier die allmähliche Entwicklung einer größeren Vertrautheit zwischen Mensch und Tier als sehr wahrscheinlich erscheinen. Ähnliches ist von solchen Nutztieren zu sagen, die leicht zu behandeln und auf der Stufe einer halben Zähmung stehen geblieben sind. Dahin gehört z. B. unsere Katze, der Fischreiher und der Wasserrabe in Ostasien, der Affe, der den Ägyptern bei der Feigenernte behilflich war, u. a.[1].

3. Für die Entwicklung der Fürsorge und Voraussicht im wirtschaftlichen Leben seien hier zwei konkrete Beispiele angeführt. Das erste bezieht sich auf die wirtschaftliche Ausbeutung der Naturschätze außereuropäischer Länder. Hierbei lassen sich durchweg zwei Stadien unterscheiden. In dem ersten wird Raubwirtschaft getrieben: pflanzliche und tierische Schätze werden aus kurzsichtiger Gewinnsucht rücksichtslos verheert, bis die Quelle durch Aussterben der betreffenden Art zu versiegen droht. Dann tritt in der Regel das zweite Stadium ein: eine rationelle Ausnutzung, die mit hinreichender Schonung, oft auch bei Pflanzen mit direkter Pflege verbunden ist. So sind z. B. im Polargebiet seit einiger Zeit für den Seebären und den Blaufuchs gewisse Schonungsgebiete reserviert[2]. Man kann zwar nicht sagen, daß das neue Verfahren durch die Not geschaffen wird; aber ein starker wirtschaftlicher Druck ist doch die Ursache; denn die Befürchtung des baldigen Erlöschens des betreffenden Erwerbes bildet für den wirtschaftlich hinreichend geschulten Europäer in der Tat einen

[1] Leo Frobenius, Die reifere Menschheit, S. 343 f.

[2] Max Friedrich in Petermanns Mitteilungen 1904, S. 68 f., 92 f. Ein lehrreiches Nebeneinander liefern uns die Asa foetida liefernden Pflanzen in Turan und den angrenzenden Ländern, indem sie dort teils noch wild wachsend ausgebeutet, teils schon kultiviert werden.

solchen Druck, mag nun die Initiative zum rationelleren Vorgehen vom Unternehmer selbst oder von dem über dessen persönliches Interesse erhabenen Publikum ausgehen. In beiden Fällen finden wir unseren Satz bestätigt, daß ein derartiger wirtschaftlicher Fortschritt sich nicht spontan vollzieht. — Ähnlich und doch völlig anderer Art ist der zweite Fall. In dem algerischen Oasenarchipel Wed Suf finden sich Palmenbestände mitten im Dünensande. Die einzelnen Exemplare stehen in Löchern, die innerhalb der Sandschicht von den Eingeborenen sorgfältig offen gehalten werden. Ihre Tiefe beträgt etwa 8 Meter; unterhalb der Sandschicht werden die Palmen vom Grundwasser getränkt. Theobald Fischer, der uns über diese Tatsache unterrichtet hat, erklärt sie mit großer Wahrscheinlichkeit durch eine nachträgliche und allmähliche Entstehung der Sandmasse. Die Palmen waren ursprünglich auf dem freien Boden angepflanzt; in dem Maße, in dem der Dünensand sich anhäufte, legte man ihre Stämme künstlich wieder frei; die menschliche Tätigkeit hielt dabei mit derjenigen der Natur Schritt[1].

4. Als ein weiteres Beispiel teilen wir hier einiges aus einer monographischen Untersuchung über die wirtschaftliche Entwicklung einer kleinsten Gebietseinheit mit, die im Thünenarchiv (I, S. 155—278) in Übereinstimmung mit dessen Prinzipien veröffentlicht ist. Eine Häufung derartiger eingehender Spezialstudien wäre, abgesehen vom Interesse des Nationalökonomen, sowohl für die Soziologie im allgemeinen wie für unser Problem im besonderen sehr erwünscht. Es handelt sich hier um die wirtschaftliche Entwicklung des sogenannten Fischlandes, des Nehrungsstreifens von Ahrenshop bis Wustrow an der mecklenburgischen Bucht seit dem siebzehnten Jahrhundert. Vor dieser Zeit finden wir die Eingeborenen mit dem Fischfang beschäftigt. Seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts tritt dazu ein gelegentlicher Export von Getreide, der sich aber nur in den gewöhnlichen Fischerbooten und nur in Gestalt der Küstenschiffahrt vollzieht, wobei bisweilen auch schon einige andere Artikel ausgeführt werden. Von dem angeblich ersten Schiffer, der sich dabei bis Stralsund wagte, ist noch der Name bewahrt. Seit 1750 ist dann die Schiffahrt voll entwickelt: sie wird mit großen Schiffen und auf offener See betrieben. Auch hier werden von den ersten See-

[1] Theobald Fischer in Petermanns Mitteilungen. Ergänzungsheft 64, S. 87.

fahrern noch die Namen genannt; desgleichen auch von einem Lehrer, der durch einen vorzüglichen Unterricht in der Navigationslehre den Wandel förderte. Bei der Entwicklung beider Gewerbe stand dabei die Bevölkerung unter einem gewissen wirtschaftlichen Druck: sie war überall auf kleine Bündnerstellen angewiesen, die zur vollständigen Ernährung nicht genügten. Seit 1850 tritt dann ein Rückgang ein infolge des Aufkommens der Dampfschiffahrt, die von außen her eingreift und den einheimischen Betrieb erstickt. Die Eingeborenen bleiben Seemänner, dienen aber von jetzt ab auf fremden Dampfern. Dabei wird vorübergehend die Fischerei, nachdem sie zwischendurch ziemlich zurückgeblieben war, wieder stärker entwickelt. — So unvollkommen auch unser Einblick in die treibenden Kräfte der ganzen Entwicklung bleibt, so sehen wir doch, wie dabei wirtschaftlicher Druck, äußere Anregung und die Initiative führender Personen überall ineinander greifen.

5. Aus dem Gebiet der Technik führen wir zunächst als ein besonders dankbares Beispiel das Problem des Ursprungs der Feuerbenutzung an. In klassischer Reinheit treten uns hier die alte und die neue Auffassung in Gestalt verschiedener Theorien auf dem knappen Raum eines halben Jahrhunderts zusammengedrängt entgegen. Noch bei Oskar Peschel finden wir eine kraß rationalistische Vorstellung vom Ursprung der Feuerwerkzeuge. Er sagt: „Würde sich etwa ein gewaltiger Denker der Vorzeit von der Vermutung haben leiten lassen: durch Reiben wird Wärme erzeugt, sollte nicht auch das Feuer durch die höchste Steigerung der Reibungswärme gewonnen werden können? — so hätte in ihm die Wahrheit gedämmert, daß die leuchtende Wärme sich durch nichts als ihre Qualität und ihre Wirkung auf die Sehnerven von der dunklen Wärme unterscheidet . . . an Schärfe des Verstandes wäre ein solcher Prometheus der Eiszeit nicht hinter dem scharfsinnigsten Denker der geschichtlichen Zeit zurückgeblieben[1]." Vertritt so Otto Peschel den Standpunkt der Erfindungstheorie, so repräsentiert eine von Kuhn vor ihm entwickelte Hypothese den Typus der Zufallstheorie: die Wahrnehmung, daß dürre Zweige, welche vom Sturm gepeitscht werden, sich durch die Reibung bis zur Entzündung erhitzen, soll den Menschen der Urzeit zur Nachahmung dieses Vorganges veranlaßt haben. Diesen Verirrungen gegenüber hat Karl von den Steinen in klassischer

---

[1] Oskar Peschel, Völkerkunde. 3. Auflage, S. 144.

Weise den Gedanken einer allmählichen Entwicklung verfochten. Nur aus Massenerfahrungen und Massenbeobachtungen, betont er, kann der Fortschritt erwachsen sein[1]. „Wo Vorbilder der Natur den Weg gezeigt haben, da sind es alltäglich wiederkehrende gewesen, und da hat der Mensch nicht analysierend nachgeahmt, sondern er hat mitgeahmt, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Und nur durch ein von irgendeinem Interesse angeregtes Mittun kam er dazu, etwaige nützliche Wirkungen aufzufassen und festzuhalten; so hatte er alsdann mit seiner aktiven Beteiligung, welche die Hauptsache ist, ein zweckgemäßes Handeln erlernt, eine Methode erworben. Dieser Fortschritt ist nur an dem Nacheinander von häufig vorkommenden Einzelvorgängen möglich, deren jeder, während er sich abspielt, am Schopfe erfaßt wurde . . . Bis zur Gegenwart ist . . . eine so ungemein einfache Erklärung noch für keine primitive Errungenschaft befriedigend gelungen; immer ist man sich bald bewußt geworden, daß man einen mehr oder minder sinnreichen Mythus hervorgebracht hatte.“[2]

Steinens eigene Hypothese teilen wir hier lediglich wegen des mit ihr verknüpften methodologischen Interesses mit; die Frage ihrer sachlichen Richtigkeit können wir daher auf sich beruhen lassen. Nach ihr sind in der Vorgeschichte der künstlichen Feuererzeugung zwei Stadien zu unterscheiden. Im ersten wird lediglich das, wenn man so sagen darf, wild vorkommende Feuer benützt. Voraussetzung dafür ist freilich, daß Brände ohne Mitwirkung des Menschen infolge von Blitzschlag oder von vulkanischen Ausbrüchen, wie sie noch heute gelegentlich beobachtet werden, auch damals in dürren Gegenden nicht völlig ungewöhnlich gewesen sind. Wir sehen auch heute bei solchen Präriebränden die Tiere nach verbrannter Beute suchen und die Menschen dem Wilde nachgehen, dazu auch die Wärme und röstende Wirkung des Feuers sich nutzbar machen. Auf die Verwertung dieser Wirkungen beschränkte sich das Verhältnis des Menschen zum Feuer in jenem ersten Stadium. Im zweiten kam dann die künstliche Aufbewahrung des ohne menschliches Zutun entstandenen Feuers hinzu. Langsam glimmende Körper, insbesondere schwammige Teile von Baumkörpern und pulver- oder mehlartige Massen, die mit unserem

---

[1] Verhandlungen des 8. deutschen Geographentages, S. 21 und 27. Fast wörtlich schließt sich ihm Schurtz an: Urgeschichte der Kultur. S. 58.

[2] Karl von den Steinen, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens. Volksausgabe. S. 214.

Zunder in ihrer Nutzbarkeit verwandt sind, werden in dieser Weise noch heute vielfach von Naturvölkern verwandt; ja gewisse Zwergstämme in Neuguinea und im südlichen Afrika sollen noch gegenwärtig nicht über diese Stufe hinausgekommen sein[1]. Die eigentliche Erfindung erfolgte dann im Zusammenhang gewisser technischer Prozesse. Diese bestehen in dem Durchbohren von Holz und anderen Materialien durch Zähne, Knochen und Steinsplitter. Zu beantworten bleibt dabei nur noch die Frage, warum man gerade als Bohrer ebenfalls Holz verwendete, das doch so viel schwerer als die anderen eben genannten Stoffe zu handhaben ist. Unser Autor rekurriert hier auf eine Art von Zufall, der aber mit der Technik der Feuererhaltung eng zusammenhängt. Das beim Bohren erzeugte Holzpulver liefert einen vorzüglichen Zunder, der, wie eben gesagt, für die Aufbewahrung des Feuers sehr wichtig ist. Wo die Herstellung eines solchen ein plötzliches, dringendes Bedürfnis war, ohne daß Zähne, Knochen oder Steine zur Hand waren, konnte man wohl darauf verfallen, das sprödere Holz zu diesem Zwecke zu verwenden, wobei der erzeugte Zunder dann unerwarteterweise das Feuer bereits in sich trug: die Wirkung war also auch hier älter als die Absicht, und bei dem Zufall handelt es sich nicht um ein einmaliges Ereignis, sondern um einen Vorgang, der sich hinreichend oft abspielen konnte, bis ihn auf irgendwelchem Wege eine schöpferische Initiative ergriff.

6. Wir erwähnen im Anschluß hieran die heutigen Anschauungen über den Ursprung einiger Geräte, bei denen man ebenfalls von der Wirkung eines Zufalls, freilich nur in dem Sinne des eben erörterten Beispiels reden kann. So ist die Wiege vielleicht aus einer Tragvorrichtung hervorgegangen, die aus Gründen der Bequemlichkeit aufgehängt wurde, wobei man dann das Schaukeln zufällig beobachtete. Über den Ursprung der musikalischen Saiteninstrumente äußert sich Anckermann: „Fäden und Fasern wurden schon vor dem Bogen zum Binden und Flechten verwandt; ist es da nicht möglich, daß ein technischer Handgriff bei der Herstellung oder Verwendung der Fäden zu der Entdeckung geführt hat?“ Das Vorbild des Kahnes ferner kann in hohlen Baumstämmen bestanden haben, die man zufällig auf dem Wasser treiben sah und gelegentlich als Fahrgelegenheit benutzte. Ebenso mögen das Vorbild vieler Rassel- und Klapperinstrumente gewisse Früchte abgegeben haben, in denen beim Vertrocknen des

[1] Leo Frobenius, Die Flegeljahre der Menschheit, S. 335.

Fruchtfleisches die übrig bleibenden Samenkörner beim Schütteln klappernd umherrollen. Bekannt ist auch die Theorie vom Ursprung der Töpferei: möglichst dicht geflochtene Graskörbe, die zur Aufbewahrung von Wasser dienten, bilden den Ausgangspunkt; indem man diese durch Bestreichen mit Lehm noch mehr zu dichten versuchte oder indem man Kürbisse oder andere Fruchtschalengefäße von außen mit Lehm bestrich, um sie dem Feuer aussetzen und das Wasser in ihnen wärmen zu können, hatte man Gelegenheit zu der Wahrnehmung, daß der Lehmüberzug im Feuer zu einem festen Gefäß erhärtete. Ebenso lag nach Schurtz die Erfindung des Blasrohres nahe genug, sobald man versuchte, Rohr- oder Aststücke auszuhöhlen, ohne sie äußerlich zu beschädigen: „Ganz unwillkürlich wird man sich bestrebt haben, die Reste des Markes durch Blasen zu entfernen, wobei man dann beobachtete, daß festgeklemmte Stücke schließlich mit einer gewissen Kraft herausflogen.“ [1]

Man sieht, von einem Zufall ist in allen diesen Fällen nur in dem Sinne die Rede, daß es sich dabei um Massenbeobachtungen oder genauer gesagt um Massenerlebnisse handelt, welche den Stoff zu Beobachtungen abgeben konnten, die dann ihrerseits der Wille zu ergreifen vermochte. Alle diese Neuschöpfungen setzen demgemäß eine lange Vorgeschichte voraus, während welcher viele Reihen von Generationen Zeit hatten, sich mit den die Grundlage der Erfindung bildenden Erscheinungen vertraut zu machen. In welcher Weise diese selbst sich im einzelnen vollzog, bleibt selbstverständlich im Dunkeln. Als sicher darf aber wohl gelten, daß dabei konstante Bedingungen längere Zeiten hindurch und über weitere Gruppen von Menschen wirksam waren, daß demgemäß die Neuerung sich in Gestalt von vielfachen Wiederholungen individueller Initiativen vollzog.

7. Wir reihen hieran einen Hinweis auf den Gedanken der Organprojektion, den wir Ernst Kapp und Ludwig Noiré verdanken [2]. Er besagt: die einfachsten Gebilde aus dem Bereich der materiellen Kultur, die ältesten Werkzeuge, Waffen und Bekleidungsstücke knüpfen nach ihrer Funktion und teilweise auch

[1] Otto Karutz im Globus, Bd. 75, S. 238. Anckermann im Ethnologischen Notizblatt (Berlin), III, 124. Schurtz, Urgeschichte der Kultur, S. 462, 511, 321, 342. Vgl. auch Pitt-Rivers, evolution of culture. S. 55 f.

[2] Ernst Kapp, Grundlinien einer Philosophie der Technik. Braunschweig 1877. Ludwig Noiré, Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Mainz 1888.

ihrer Gestalt unmittelbar an die Organe des menschlichen Körpers an. So entspricht nach Gestalt und Leistung der Stock dem Arm, der Stein der Hand. Als eine Weiterbildung des Steines erscheint die Keule, und in ähnliche Beziehungen zu Arm und Hand und ihren Tätigkeiten lassen sich alle primitiven Hieb-, Stich- und Stoßwaffen setzen. Von den einfachen Fernwaffen knüpft wenigstens das Blasrohr an die Tätigkeit des Mundes an. In demselben Verhältnis steht die Bekleidung zu der ursprünglichen Schutzfunktion der Haut. Die Beziehungen dieser Tatsache der Organprojektion zu unserem Kontinuitätsprinzip liegen auf der Hand. In allen diesen Fällen setzen die neu geschaffenen Gebilde keinen neuen Zweck voraus, sondern sollen nur einen bereits vorhandenen vollkommener verwirklichen. Zum Teil fanden sie auch schon ihre Gestalt vorgebildet, so daß in diesem Falle der Grad der Leistung bei dem Fortschritt in zweifacher Hinsicht vermindert war. Bleibt die Entstehung dieser frühesten Erzeugnisse der menschlichen Kultur im einzelnen auch völlig im Dunkel, so kann doch als sicher gelten, daß es sich bei ihnen allen um Massenerlebnisse und ein daraus allmählich hervorgehendes oft wiederholtes Finden, nicht um ein eigentliches Erfinden handelt. So erwuchs der Gebrauch von Stock und Stein aus der Tätigkeit des Greifens. Werden diese Objekte wahrscheinlich schon gelegentlich von den höheren Affenarten ergriffen und benutzt, so wird das um so mehr für diejenige Periode der Menschheit gelten, welche die Vorgeschichte dieser Geräte enthält. In ähnlicher Weise, müssen wir uns vorstellen, entwickelte sich der erste Gebrauch der Kleidung aus der ebenfalls von den Tieren ererbten Gewohnheit des Menschen, sich an andere Wesen seines Gleichen der Wärme und Weichheit halber anzuschmiegen und so seine Haut gleichsam mit einer künstlichen Bedeckung zu versehen.

8. Als ein weiteres Beispiel führen wir die Entwicklung der Rechtwinkligkeit in den technischen Konstruktionen an. Sie ist nichts Selbstverständliches und nichts universell Verbreitetes, den Naturvölkern vielmehr, wie übrigens auch ihre Zeichnungen vermuten lassen, durchweg unbekannt. Wie ist sie bei uns entstanden? Nicht etwa spontan, sondern wahrscheinlich im Zusammenhang der Architektur. In der Natur spielt der rechte Winkel eine wichtige Rolle als derjenige Winkel, den die Richtung der Schwere mit der des Horizontes einschließt. So lange die Völker noch so leicht bauten, daß die Wirkung der Schwere auf ihren Gebäuden gegenüber derjenigen des Winddrucks verschwand,

finden wir schiefe Konstruktionen. Anders, sobald der Stein benutzt wird, bei dem die Kraft des Windes durch die Wucht der Schwere überwunden wird; sofort erscheint jetzt die Gerade und der rechte Winkel. Selbst bei der Benutzung unverarbeiteter Steine muß im Aufriß die Richtung der Schwere beobachtet werden, damit das Gebäude nicht einstürzt; und nun muß auch die Oberkante wagerecht gemacht werden. Die Vervollkommnung der Technik drängt dann Schritt für Schritt, indem sie die Abweichung mit nachteiligen Folgen bestraft, zu einer immer eingehenderen Befolgung des Prinzips der Rechtwinkligkeit, bis man zu dem parallelepipedischen Quader als Baumaterial gelangt. Praktische Rücksichten haben so einen Sinn für das Gerade und Rechtwinklige entstehen lassen, der uns heute als angeboren und selbstverständlich erscheint [1].

9. Aus unserem Mittelalter führen wir kurz zwei Beispiele von Erfindungen an. Die erste betrifft den Buchdruck, dessen Ursprung noch heute für die populäre Auffassung von dem Zauberschein einer genialen Erfindung umstrahlt ist. Auch hier gewähren wir zunächst eine lange Vorgeschichte. Die Grundidee des Abdrucks und der Vervielfältigung ist an sich uralt, sie liegt bereits den alten Siegelringen und Münzstempeln zugrunde. Schon die Assyrer besaßen Siegelzylinder mit Texten, welche sie durch Rollen über weichen Ton in dessen Masse eingruben. Bei den Chinesen wurde der Zylinder durch Holz ersetzt, in welches ganze Sätze geschnitzt wurden. Als Aufnahmestoff beim Abdruck dienten die von ihnen erfundenen Papierstoffe. Papier- und Holzmodelle waren bei uns im Mittelalter bereits bekannt. Wichtig wurde hier, daß unsere Buchstabenschrift die Möglichkeit der Vereinfachung mittelst beweglicher Lettern gewährte. Für Initialen wurde hiervon in Gestalt der Verwendung von Vordrucklettern schon frühzeitig Gebrauch gemacht. Man sieht, für eine eigentlich schöpferisch geniale Tat im Sinne einer großen intellektuellen Leistung bleibt hier kein Raum [2].

Ähnlich steht es mit den in technischer Beziehung hiermit verwandten Erscheinungen des Holzschnittes und des Kupferstiches. Auch hier eine lange Vorgeschichte, die die einzelnen Elemente bereits jahrhundertelang in sich enthält. Einerseits gab es in Metall gravierte Zeichnungen, die schon ganz unseren

---

[1] A. du Bois-Reymond, Erfindung und Erfinder. S. 114.

[2] Georg Jacob, Östliche Kulturelemente im Abendland. S. 15—22.

Kupferstichplatten gleichen, bereits im zwölften Jahrhundert. Anderseits waren Modelldrucke mindestens ebenso lange auf kunstgewerblichem Gebiet namentlich zur Vervielfältigung von Tapetenmustern in Gebrauch. Aber erst im vierzehnten Jahrhundert beginnen der Holzschnitt und Kupferstich aufzutreten; und zwar suchen diese zunächst in ihrer Art und Wirkung mit Gemälden zu konkurrieren. Wiederum dauert es über ein Jahrhundert, ehe sie sich auf ihren eigenen ihrer Technik entsprechenden Stil besinnen. „Ein merkwürdiges Schauspiel" nennt diese langsame Entwicklung der Kunsthistoriker Anton Springer[1]; der Soziologe wird dazu sagen: merkwürdig mag man sie nennen, aber sie ist weder singulär noch schwer begreiflich, vielmehr typisch und psychologisch ganz natürlich.

10. Sehr lehrreich ist die Entstehungsgeschichte des modernen Fahrrades[2]. Seine Vorgeschichte umfaßt im engeren Sinne das ganze abgelaufene Jahrhundert, während sie im weiteren Sinne bis ins siebzehnte Jahrhundert zurückgreift. Denn seit der Mitte des letzteren sind einzelne vierrädrige Kunstwagen bekannt, welche die Insassen durch einen Mechanismus selbst in Bewegung zu setzen vermochten. Diese drangen jedoch nicht durch. Auch die älteste Form des Zweirades, die sogenannte Draisine, ist von Wilhelm von Drais im Jahre 1816 nicht zum ersten Male erfunden worden; vielmehr beherbergt das germanische Museum in Nürnberg bereits derartige hölzerne Laufmaschinen, welche in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in dieser Stadt gebaut sein sollen; und eine ähnliche Maschine tauchte am Ausgang des Jahrhunderts in Paris auf. Freilich wurde 1816 die Erfindung des Herrn von Drais in Paris als eine völlige Neuheit begrüßt, während tatsächlich an ihr nur die Lenkbarkeit des Vorderrades original war. Eine Zeitlang fand seine Maschine in Frankreich eine gewisse Verbreitung, noch mehr bis etwa 1821 in England, wo das Interesse für derartige Dinge offenbar in Zusammenhang mit dem praktischen Bedürfnis nach schnellen Verkehrsmitteln ziemlich lebhaft war. Doch erlosch diese Teilnahme ebenso schnell, wie sie entstanden war. Erst 1862 vollzog sich ein neuer Aufschwung: ein Pariser Ingenieur versah das Vorderrad der Maschine mit zwei Tretkurbeln. Wie weit bei dieser Erfindung das Vorbild der Lokomotive mitgesprochen

[1] Bilder zur neueren Kunstgeschichte. II, 15.

[2] Du Bois-Reymond a. a. O. S. 136. Wilhelm Wolf, Fahrrad und Radfahrer. Leipzig 1890.

hät, wissen wir nicht. Vielleicht ist die Entdeckung auf die Beobachtung zurückzuführen, die man beim Abwärtsfahren machen konnte, daß die Füße zum Bewahren des Gleichgewichtes gar nicht nötig, also für andere Zwecke disponibel waren[1]. Zunächst werden bei der neuen Form die Tretkurbeln am vorderen Rade angebracht. Da nun die Lage des Sattels freigegeben ist, wird dieser aus seiner bisherigen, nun unbequem gewordenen Lage entfernt[2] und über das Vorderrad gesetzt; darauf sucht man die Geschwindigkeit durch Vergrößerung des Vorderrades zu steigern, während das Hinterrad immer kleiner wird. Gleichzeitig wird das Material in der Art geändert, daß die Leichtigkeit der Bewegung wächst. Hieraus entsteht das Verlangen nach einer weiteren Steigerung der Geschwindigkeit; und das hat die Einführung der Kettenübersetzung zur Folge. Weitere Veränderungen streben nun danach, die hierdurch gesteigerte Gefährlichkeit der Bewegungen zu vermindern; zu dem Zweck wird das Vorderrad wieder verkleinert. Dann rückt der Sattel nach hinten, während gleichzeitig die Kettenübersetzung an dem Hinterrad befestigt wird. In diesem Stadium unterschied sich das Rad von dem heutigen nur noch durch die Art des Rahmens, nämlich durch den Kreuzrahmen. Dieser wird durch den Parallelogrammrahmen im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts verdrängt. Alsdann beginnt die bekannte Verbilligung, die den Luxus- in einen Gebrauchsgegenstand umwandelt.

In fünf Beziehungen ist diese Geschichte des Zweirades typisch. Erstens besitzt das Rad eine sehr lange Vorgeschichte[3]; zweitens setzt diese sich aus einer außerordentlich großen Anzahl einzelner Schritte zusammen; unter ihnen finden sich nur wenige große Sprünge; im übrigen eine lange Reihe kleiner Verschiebungen, die häufig als Ergebnis einer Auslese aus einer Anzahl gleichzeitig auftretender Variationen erscheinen. Die Entwicklung kann also

---

[1] „Daß man verhältnismäßig erst so spät, beinahe 50 Jahre nach dem ersten Auftauchen des Zweirades des Herrn von Drais auf diesen Gedanken kam, wäre zu verwundern, wenn dieselbe Erfahrung nicht bei fast allen Erfindungen gemacht worden wäre.“ Wolf, Fahrrad und Radfahrer, S. 18.

[2] „. . . die Zunft klebte zunächst an jener ungünstigen Sattelstellung fest. Erst langsam kommt man zu dem Bewußtsein, daß man jetzt frei geworden ist.“ Du Bois-Reymond a. a. O. S. 136.

[3] Das Typische dieser Tatsache möge hier noch durch ein Wort Stephensons illustriert werden: Die Lokomotive sei nicht die Erfindung eines Mannes, sondern einer Nation von Maschineningenieuren.

nahezu als eine kontinuierliche gelten. Drittens tritt der entscheidende Bedeutungswandel, der vom Sport- zum Nutzgegenstand führt, erst sehr spät ein. Unter dem Gesichtspunkt seines heutigen Zweckes betrachtet hat das Rad also eine durchaus irrationale Vorgeschichte; denn seinen früheren Gestalten konnte niemand seine heutige Bestimmung ansehen. Viertens, ist der wiederholte Wandel der treibenden Zweckmotive lehrreich. Als solche treten der Reihe nach auf: die Vermehrung der Bequemlichkeit durch Verlegung des Sattels, die Steigerung der Geschwindigkeit, die Erleichterung der Bewegungen, die abermalige Erhöhung der Geschwindigkeit durch Kettenübertragung, die Verminderung der Gefährlichkeit und endlich die Reduzierung der Kosten. Fünftens wird uns der kausale Mechanismus, insbesondere das Zusammentreffen von innerer Disposition und äußeren Anreizen, hier besonders klar. Die innere Disposition besteht einerseits allgemein in dem technischen Niveau unserer Zeit, anderseits speziell in dem jeweils bereits Geleisteten und der dadurch erworbenen Vertrautheit mit den in Betracht kommenden technischen Fragen. Die äußere Anregung aber geht von gewissen Eigenschaften des Rades aus, die zu Abänderungen auffordern, weil sie entweder als erwünschte zu einer Steigerung einladen oder als unerwünschte nach einer Verminderung suchen lassen.

11. Das moderne Patentwesen gibt uns vermöge seiner Register dankenswerte Gelegenheit zu exakten Untersuchungen über die Kausalverhältnisse und den psychologischen Mechanismus der Erfindungen[1]. Es handelt sich dabei freilich nur um Erfindungen zweiten Grades, die sich von den großen bahnbrechenden Leistungen dadurch unterscheiden, daß eine größere Anzahl Menschen ihrer fähig sind, und daß sie von den äußeren Verhältnissen viel stärker als jene beeinflußt werden — also um Leistungen, die, man kann sagen, einen Massencharakter tragen. Die Häufigkeit derartiger Erfindungen zeigt nun eine bestimmte Regelmäßigkeit; und diese beweist, daß sie nicht spontan auftreten, sondern in Abhängigkeit von den großen Inventaten. Die letzteren sind bei ihrem Auftreten in der Regel verbesserungsfähig und ergänzungsbedürftig. Jeder bahnbrechenden Erfindung folgt daher ein Schwarm kleiner Erfindungen, in deren Geschichte sich deutlich drei Perioden unterscheiden lassen. Die erste ist durch eine starke und steigende Frequenz ausgezeichnet; sie erfüllt die Zeit vor der praktischen

[1] Du Bois-Reymond, Erfindungen und Erfinder, S. 164.

Ausführung der neuen Inventate. Durch die Neuheit der bahnbrechenden Leistung ist die allgemeine Aufmerksamkeit auf die frischen Bedürfnisse gelenkt; ein unbeackertes Feld hat sich eröffnet, und jeder Erfinder glaubt die Bahn noch frei zu finden. In dem Maße, in welchem die neuen Anmeldungen durch den Druck in kurzer Form bekannt gemacht werden, wird diese Illusion freilich beeinträchtigt und der Spielraum für neue Hervorbringungen vermindert. Trotzdem hält das Schwellen der Anmeldungen noch an. — Die zweite Periode beginnt erst mit dem Augenblick, in dem die neuen Entdeckungen praktisch ausgeführt auf dem Markt erscheinen. Ein großer Teil der Bedürfnisse ist jetzt gedeckt. Für die übrigen sind die Wege schwieriger geworden, weil die gangbarsten bereits ausgeschaltet sind. Demgemäß sinkt jetzt die Flut der Anmeldungen, bleibt aber vorläufig noch ziemlich groß. — Dann kommt das dritte Stadium: fast alle Bedürfnisse sind befriedigt; die übrigbleibenden scheinen unlösbare Schwierigkeiten zu bieten. Abgesehen von Phantasten versuchen sich nur noch zähe Naturen an ihnen.

12. Die Vorgeschichte der Schutzpockenimpfung umfaßt im engeren Sinne etwa ein Jahrhundert, im weiteren Sinne reicht sie bis in die ältesten Zeiten der Menschheit zurück[1]. Denn die Möglichkeit, durch direkte Berührung die Menschenpocken zu übertragen, ist schon vielen Naturvölkern bekannt und wird von ihnen, ebenso wie es damals bei den unteren Volksschichten im westlichen Europa der Fall war, vielfach dazu benutzt die Krankheit freiwillig abzumachen, indem man die Kleider oder die Lager der Kranken benutzt oder mit ihrem Wundschorf die Haut einreibt. Daraus erwuchs das Verfahren der Inokulation, d. h. der Übertragung des Krankheitsstoffes mit der Nadel, welches sich von Indien aus über Vorderasien bis in die Türkei verbreitet hatte. In Konstantinopel lernte es die Frau des englischen Gesandten, Lady Montague, kennen und faßte den Plan, seinen Segen ihren Landsleuten mitzuteilen. Sie ließ ihre beiden Kinder, das eine 1717 in Konstantinopel, das andere 1723 in London in dieser Weise impfen. So spontan, wie es auf dem ersten Blick erscheint, war dieses Vorgehen freilich nicht. Schon 1714 und 1715 waren in der englischen Literatur drei Veröffentlichungen über die Impfung in

[1] Pagel, Geschichte der Medizin, II, 847 f. Blattern und Schutzpockenimpfung. Denkschrift, bearbeitet vom Kaiserlichen Gesundheitsamt. Kübler, Geschichte der Pocken und der Impfung.

Konstantinopel erschienen. Auch traf das Verfahren bei der Engländerin, angesichts der verwandten heimatlichen Volksbräuche, wahrscheinlich auf einen Resonanzboden. Die Bewegung, die von ihr ausging und für die ihre soziale Stellung gewiß mit ins Gewicht fiel, kam jedoch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts allmählich zum Stillstand. Die theoretische Erörterung und Verteidigung der Inokulation dauerte freilich noch fort; auch führte nach 1750 der italienische Professor Gatti nach einem Aufenthalt im Orient die Inokulation in seiner Praxis wieder ein; er fand jedoch wenig Anklang. Ein neuer entscheidender Anstoß ging von den Kuhpocken aus. In der englischen und wahrscheinlich überhaupt der europäischen Landbevölkerung herrschte damals die Überzeugung, wer die Kuhpocken gehabt hätte, wäre gegen die Menschenpocken immun. Schon 1768 machten zwei englische Ärzte darauf aufmerksam, daß die Inokulation bei derartigen Personen nicht gelänge. Ihre Angaben fanden jedoch wenig Beachtung; und als später Jenner sich mit einem von ihnen in Verbindung setzte, fand er bei ihm keinerlei Förderung. Es waren einige ungelehrte Männer, welche zuerst auf den Gedanken kamen, die Kuhpocken mittelst der Lymphe auf die Menschen zum Schutzzweck zu übertragen, ein englischer Pächter im Jahre 1774 und ein deutscher Hauslehrer in Kiel im Jahre 1791; zufällig hatte das Verfahren aber beide Mal Entzündungen im Gefolge. Als ein englischer Wundarzt dieses Verfahren empfehlen wollte, kam er in Gefahr seine Praxis zu verlieren. Ein anderer Arzt, der in einer Publikation dasselbe tun wollte, starb 1785 vor deren Veröffentlichung. Jenner stand dementsprechend zuerst völlig allein und wurde zum Teil von seinen Kollegen geradezu mit Geringschätzung angesehen. Er stellte zunächst zwanzig Jahre lang über die Schutzwirkung der Kuhpocken Beobachtungen an und sammelte Erfahrungen, ehe er 1796 die erste Impfung ausführte.

13. Wir stellen an das Ende dieser kurzen Reihe von Beispielen einen merkwürdigen Fall von Erfindung einer Schrift durch einen Indianer. Er betrifft den Stamm der Tschiroki, die damals (1824) im Gebiet von Georgia und Alabama lebten und schon in starkem Maße unter dem Einfluß der europäischen Gesittung standen. Der Erfinder namens Sequoyah wurde angeblich auf die Bedeutung der europäischen Schrift aufmerksam gemacht durch einen Brief, welcher sich bei einem europäischen Kriegsgefangenen fand und den Anlaß zu einer Diskussion der Rothäute über das Wesen und den Ursprung dieser Fähigkeit ge-

geben haben soll. Sequoyah soll damals bereits von der Möglichkeit der Erfindung einer derartigen Kunst gesprochen haben. Ernsthaft erwog er den Plan aber erst, als er zu einem Krüppel geworden war. Durch wiederholte Diskussionen über den Nutzen der Schrift wurde er in seinem Vorhaben bestärkt. Er versuchte dann zunächst auf verschiedene Weise vergeblich ein System einer Wortschrift zu finden, bis es ihm nach zwölfjährigem Bemühen gelang, eine Silbenschrift ausfindig zu machen. Das Zeichenmaterial dazu entnahm er zum großen Teile einem englischen A-B-C-Buch, das zufällig in seine Hände gefallen war. Wie die Beziehungen zwischen den Symbolen und den Lauten entstanden sind, darüber ist uns nichts berichtet. Von den Stammesgenossen wurde die Neuerung zunächst als unmöglich verlacht, dann aber nach den ersten glücklich bestandenen Proben sofort gewürdigt. Eine Zeitung und eine Anzahl Bücher wurden in diesen Typen hergestellt[1].

Auf den ersten Blick scheint diese Erfindung lediglich ein Produkt des Zufalls zu sein. Daß gerade Sequoyah sie machte, war freilich kein Zufall, insofern seine Persönlichkeit als besonders begabt geschildert wird. Ob sie ohne ihn zustande gekommen wäre, ist allerdings sehr fraglich. Man muß aber dabei die geringe Kopfzahl des Stammes und die Kürze der in Betracht kommenden Zeit bedenken. Anderseits beweist die schnelle Rezeption der Neuerung, die doch an die Fassungskraft der Menge bestimmte Ansprüche stellte, die Existenz einer gewissen inneren Disposition bei dieser. Freilich beruhte sie wohl nicht auf einem Bedürfnis eigentlich praktischer Natur, sondern entsprang mehr dem Respekt vor der europäischen Gesittung und dem Nimbus, der besonders denjenigen ihrer Güter eigen war, deren Nutzen mit Händen zu greifen war. Es handelt sich hier wohl um einen Typus, der zwischen einer bloßen Modeerscheinung und der Befriedigung eines praktischen Bedürfnisses die Mitte hält, vergleichbar vielleicht den Versuchen der Germanen im Mittelalter, das imperium romanum in ihren politischen Organisationen nachzuahmen. Bei einer stetigen Weiterentwicklung der Zustände der Eingeborenen erscheint es als möglich, daß ohne Sequoyahs Auftreten einer der Missionare seinen Stammesgenossen den entsprechenden Dienst erwiesen hätte, wie derartiges wirklich mehrfach geschehen ist.

[1] Pickering, Über die indianischen Sprachen Amerikas. Übersetzt von Talvj. Leipzig 1834. S. 58—71. — 19th Report of the Bureau of Ethnology. S. 108 f., 219 f.

14. Die Anfänge der Arbeitsteilung haben die neueren ethnologischen Untersuchungen ebenfalls in eine Beleuchtung gerückt, welche dem Gesetze der Stetigkeit durchaus entspricht. Die alte Theorie von Adam Smith ist freilich ohnehin längst aufgegeben. Sie geht bekanntlich von einem Tauschverlangen aus, das ein Überfluß von Produkten unter Einsicht in den Nutzen des Austausches entwickeln soll — eine typische Erfindungstheorie, die man längst durch die Vorstellung allmählicher Prozesse zu ersetzen versucht hat, aber ohne zu völlig befriedigenden Ergebnissen zu gelangen. Für Karl Bücher ist noch die Einsicht in den damit verbundenen Vorteil, der sowohl auf besonderen persönlichen Anlagen wie auf dem Einfluß der Übung beruht, die letzte Quelle unserer Institution. Der äußere Anlaß für sie liegt teils in einer Steigerung der Bedürfnisse, teils in einer durch das Wachstum der Bevölkerung veranlaßten Verminderung ihrer Befriedigung. Mit Recht sagt Gurewitsch[1], daß die Einsicht in den Nutzen der Arbeitsteilung erst einer sehr vorgerückten Stufe angehört; galt doch noch Adam Smiths Hinweis auf die große Bedeutung derselben für die Erhöhung der Arbeitsproduktivität seinen Zeitgenossen fast als eine Entdeckung und rief überall Überraschung und Bewunderung hervor. Gegen die von Bücher angenommenen äußeren Anlässe wendet Gurewitsch mit Fug ein, daß die Not eher zu einer Verengung des Gesichtskreises führt als zu einer Neuschöpfung anspornt, während eine Zunahme der Bedürfnisse erst ihrerseits zu den Wirkungen einer gesteigerten Arbeitsteilung gehöre, nicht aber spontan eintreten könne. Sein eigener Lösungsversuch[2] schlägt zwei Wege ein. Einmal weist er auf die Ursprünglichkeit gewisser Arbeitsteilungen hin, die von jeher dem Menschen eigen gewesen seien. Sodann nimmt er eine Verschiebung der Beweggründe an: das Streben nach sozialer Auszeichnung habe gewisse Gewerbe zunächst als eine Art Luxus bei den Reichen entstehen lassen und erst allmählich seien sie dann zum Broterwerb für die ärmeren Schichten geworden. Mit dem ersten Punkt hat Gurewitsch ohne Zweifel Recht; an seiner zweiten Erklärung festzuhalten erlauben jedoch die neueren ethnographischen Untersuchungen nicht. Diese weisen uns hauptsächlich auf zwei Entstehungsarten der Arbeitsteilung hin. Einer-

[1] Die Entwicklung der menschlichen Bedürfnisse und die soziale Gliederung der Gesellschaft (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen. Band 19, Heft 4), S. 35.

[2] S. 85 und 103.

seits erscheint diese auf der Bildfläche ohne beabsichtigtes Zutun der Menschen, indem sie entweder von Anfang an der Menschheit gegeben ist oder durch Vorgänge der Akkulturation entsteht, bei denen verschiedene Stämme ihre Gewerbe gegenseitig austauschen. Hier ist also jede spontane Leistung ausgeschlossen. Anderseits tritt uns der Typus eines sehr allmählichen Entstehens der Arbeitsteilung entgegen, bei dem von irgendeinem Sprung oder einer Spontaneität ebenfalls nicht die Rede sein kann. Der letztere Vorgang kann sich auch mit dem der Akkulturation verknüpfen. Soweit er nicht stattfindet, handelt es sich gar nicht um Arbeitsteilung in dem gewöhnlichen, d. h. kausativen Sinne des Wortes, sondern um solche Arbeitsweisen, die sich schon im Augenblick ihrer Entstehung auf verschiedene Personen oder Gruppen verteilten. An die Möglichkeit dieser letzten Entstehungsweise hat man bisher viel zu wenig gedacht — ein Umstand, der unter dem Einfluß der Bezeichnung dazu beigetragen hat, das Problem als besonders rätselhaft erscheinen zu lassen. — Wir betrachten jetzt die erwähnten Ursachen im einzelnen.

Der Menschheit von Anfang eigen sind die Unterschiede des Geschlechtes, des Alters und der persönlichen Begabung. Demgemäß hat es von jeher eine Pflege der Kinder, zum Teil auch der Alten und Kranken durch die arbeitsfähigen Mitglieder der Gruppe gegeben; ebenso eine leitende Stellung einzelner mit besonderer Autorität ausgestatteter Persönlichkeiten — den Keim der späteren Häuptlingschaft. Ebenso ist im Gebiete des Nahrungserwerbes die Jagd von Anfang an den Männern vorbehalten, während das Sammeln tierischer und pflanzlicher Nahrungsstoffe seit ebenso langer Zeit Sache der Frauen ist. Ebenso ursprünglich ist die Zuweisung derjenigen Gewerbe, welche sich mit tierischen Stoffen befassen, an die Männer, die Zuweisung derjenigen, welche es mit pflanzlichen Stoffen zu tun haben, an die Weiber. Dazu kommen von früh an die Einwirkungen der Akkulturation. Wenn die üblichen Theorien des Ursprungs der Arbeitsteilung mit der Annahme isolierter Stämme operieren, so ist das eine pure Fiktion. Schon bei solchen primitiven Stämmen wie den australischen finden wir weite Wanderungen, um z. B. geschätzte Farbstoffe zu holen, oder gegenseitige Besuche innerhalb verschiedener Stämme auf große Entfernungen hin, um sich neue Lieder und Tänze anzueignen. Soweit dabei verschiedene Gewerbe bei solchen Stämmen betrieben werden, ist mit dem Zeitpunkt des Austausches der betreffenden Erzeugnisse die Arbeitsteilung von selbst gegeben. Intensiver wird sie natürlich,

sobald eine Diffusion der Stämme beginnt, sobald einzelne Familien sich innerhalb anderer Stämme niederlassen oder ganze Örtlichkeiten von solchen Fremden besiedelt werden. — Neben der ursprünglichen kann in ähnlicher Art aber auch eine kausative Arbeitsteilung entstehen. Wo ein Gewerbe von einem Stamme mit einer gewissen Überlegenheit betrieben wird, wird sich eine gewisse Tendenz entwickeln, dasselbe in dem anderen zurückzudrängen und schließlich zu ersticken. Wir haben hier wieder einen lehrreichen Beleg dafür, wie die dialektische Konstruktion der Probleme aus Mangel an Sachkenntnis oft an Schärfe die Wirklichkeit übertrifft und mit Schwierigkeiten operiert, die tatsächlich nicht bestehen. Aus dem Dilemma, daß die Arbeitsteilung erst durch das Bedürfnis, dieses selbst aber wieder erst durch die Arbeitsteilung erzeugt werde, gibt es keinen Ausweg, behauptet eine solche Konstruktion. Tatsächlich beobachten wir hier diesen Ausweg und zwar in Gestalt der stetigen Entwicklung, hier insbesondere der stetigen Zurückdrängung der hauswirtschaftlichen Produktion eines Stammes durch die meist schon gewerblich gestaltete eines anderen. Eine interessante Stufe dieses Prozesses finden wir in dem Nebeneinander des feinen und des groben Gewerbes: ein und derselbe Gegenstand ist oft zugleich Objekt der hauswirtschaftlichen Tätigkeit, die es für den eigenen Bedarf erzeugt, und zugleich Vorwurf einer gewerblichen auf den Handel bedachten Produktion; im letzteren Fall ist die Qualität eine höhere als im ersteren. Wir haben uns die Entwicklung natürlich so vorzustellen, daß ihr Ausgangspunkt, wie schon gesagt, eine gewisse Überlegenheit einer stammesfremden Teilgruppe, einer Familie oder eines Ortes bildet. Allmählich wird diese sich geltend machen in Gestalt eines gewissen Absatzes, der zunächst die Hausproduktion beschränkt. Durch die Rückwirkung, welche der vermehrte Absatz auf die Quantität und Qualität der Erzeugnisse ausübt, und durch den Prozeß der Nachahmung gewinnt diese Verschiebung immer mehr an Umfang.

Dieselbe Entwicklung kann aber auch ohne Mitwirkung eines fremden Stammes rein intragentil vor sich gehen[1]. Für die Negervölker zeichnet uns Schurtz folgendes hypothetisches Bild dieses Vorgangs: „Auch hier entsteht zunächst ein Feingewerbe, das erst von einzelnen Leuten ausgeübt wird; oft mag die Fertigkeit nur an der Person haften, und das Sondergewerbe

[1] Richard Lasch, Die Anfänge des Gewerbes, in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft, Bd. 4, S. 88. Heinrich Schurtz, Afrikanisches Gewerbe (Preisschrift der fürstl. Jablonowskischen Gesellschaft), Nr. 35, S. 63 f.

ist mit deren Tod wieder erloschen. In der Regel aber werden sich . . . die technischen Fertigkeiten innerhalb einer Familie vererben; es entsteht so das Familiengewerbe . . . Aber es ist bezeichnend, . . . daß sehr häufig das Familiengewerbe die Neigung zeigt, sich zum Orts- und Stammesgewerbe umzubilden.“ Bei dem letzteren Vorgang wirken oft die geographischen Verhältnisse mit, insbesondere in Gestalt von Bodenschätzen, z. B. bei der Salzgewinnung oder Eisenverarbeitung. Mit der letzterwähnten Tatsache rührt Schurtz, worauf wir hier noch einmal kurz hinweisen wollen, an den Kern des ganzen Problems. Die Neigung zur Nachahmung und zur Gleichmäßigkeit in der ganzen Lebensführung ist auf tiefer Stufe so groß, daß der einzelne sich auch auf gewerblichem Gebiet schwer zu isolieren vermag. Man kann sich kaum vorstellen, wie er auf ein so eigenartiges Verhalten verfallen sollte; und würde er selbst etwa durch äußere Umstände dazu veranlaßt werden, so scheint die starke Tendenz zur Nachahmung eine Isolierung auf die Dauer unmöglich zu machen. Tatsächlich kann jedoch, abgesehen von dem Vorgang der Akkulturation, eine solche Absonderung auf zwei Wegen erfolgen. Erstens durch eine besondere Gunst der örtlichen Verhältnisse, bei der der Vorgang der Nachahmung über den Umkreis der letzteren nicht hinausgehen kann. Zweitens kann eine besondere individuelle Initiative wirksam sein, ein Streben und eine Fähigkeit, etwas hervorragend Tüchtiges in einem Gewerbe zu leisten. Man könnte freilich gegen das letztere einwenden, daß damit der Spontaneität des primitiven Menschen zu viel zugemutet sei. Tatsächlich wissen wir jedoch, daß gerade auf die Herstellung der Geräte und Werkzeuge bei den Naturvölkern in der Regel viel Fleiß und Sorgfalt verwendet wird. Da sie in der Hand des Verfertigers bleiben und vielfach zur Schau gestellt werden, appelliert ihre Anfertigung an das starke Motiv des Selbstgefühls und der Eitelkeit. Aber auch ein Antrieb von entgegengesetzter Art kann zu einer solchen individuellen Absonderung führen, nämlich die Not: arme, alte und invalide Leute bilden nicht selten den Anfang des Handwerkerstandes. Häufig wird auch ein wenig geschätzter Nahrungserwerb, wie bei den Afrikanern das Fischen, ausschließlich von den Ärmeren ausgeübt. Auch fremde verachtete und geduldete Stämme, sogenannte Pariastämme, treten in derselben Funktion auf[1]. In allen diesen Fällen aber werden —

[1] Schurtz, Afrikanisches Gewerbe, S. 67. Schurtz, Urgeschichte der Kultur, S. 275 und 160.

lehrreich für die Rolle der Not bei der Entstehung des Neuen — keine neuen Gewerbe geschaffen, sondern nur alte, im Schwinden begriffene fest gehalten oder wieder erneuert oder bestehende Tätigkeiten auf eine tiefer stehende Schicht abgewälzt.

2. Sitte, Sprache und politisches Leben.

1. Neuerungen im Gebiete der Sitte können entweder durch Akkulturation oder rein intragentil erfolgen. Wir beschäftigen uns zunächst mit dem letzteren Fall. Hier haben wir vor allem die Tatsache des Bedeutungswandels zu beachten. Es ist das große Verdienst Wundts, in seiner Ethik diese Tatsache zuerst begrifflich fixiert, nach ihrer Bedeutung gewürdigt und mit einer Fülle von Beispielen belegt zu haben. Von jener Bedeutung machen wir uns am besten durch die folgende Überlegung ein Bild. Betrachten wir irgendeine heute bestehende Sitte als ein Mittel, einen bestimmten Zweck zu erreichen, so ist diese Art der Zweckbefriedigung in der Regel nicht spontan entstanden, sondern sie hat eine Vorgeschichte; sie knüpft an ältere Verfahrungsweisen an, welche anderen Zwecken dienten und hat diese dem ihrigen durch gewisse Umwandlungen dienstbar gemacht.

Zunächst ein paar Beispiele für diesen Bedeutungswandel. Die Sitte des Leichenschmauses hat Ihering[1] daraus erklärt, daß die Hinterbliebenen den Gästen als Entschädigung für ihre Mühe ein Mahl dargeboten hätten, um ein möglichst zahlreiches Leichengefolge anzulocken. Zuerst freiwillig gegeben, sei dieses dann von den Empfangenden gefordert worden, so daß schließlich das egoistische Interesse der Teilnehmer der Träger der Sitte wurde. Mag man das als den heutigen Zweck der Sitte vielleicht gelten lassen, so hat dieser tatsächlich an ganz andere leitende Vorstellungen angeknüpft; denn der Leichenschmaus hängt ohne Zweifel mit dem Totenkultus zusammen und ist wahrscheinlich aus einem Opfermahl hervorgegangen. Ebensowenig ist der Brauch des Zutrinkens aus der Absicht erwachsen, dem anderen eine Aufmerksamkeit zu erweisen[2]. Er weist in letzter Linie auf magischen Vorstellungen zurück, welche die Gemeinsamkeit der Schicksale zum Inhalt haben, die durch diejenige der eingenommenen Nahrungsmittel verbürgt wird. Auch das Trinkgeld ist nicht als ein freiwilliger Tribut einzelner entstanden, der allmählich zur

---

[1] Ihering, Zweck im Recht, Bd. 2, S. 244.

[2] Behauptet von Ihering, Zweck im Recht, II, S. 246.

Allgemeinheit wurde; es geht vielmehr auf den Trunk bei der Bewirtung und dieser wieder auf religiöse oder magische Interessen zurück. Wir berühren damit die Sitte des Gastrechtes, die einer naiven Auffassung so vielfach als ein Beweis für die edle Sinnesweise des von der höheren Kultur unberührten Menschen gegolten hat. Tatsächlich wird diese liebenswürdige Umgangsform aber in einer außerordentlich äußerlichen Begrenzung und gleichsam mechanisch geregelten Weise gehandhabt. Das Gastrecht tritt z. B. nur in Wirksamkeit nach gemeinsamer Mahlzeit oder gemeinsamen Trunk; in anderen Fällen wiederum schon dann, wenn nur eine zu dem Wirt hinleitende Schnur berührt oder dieser angespieen ist. Das Schutzrecht ist ferner auf das Zelt oder einen ganz bestimmten Umkreis um dasselbe begrenzt; ebenso sind ihm zeitlich feste Schranken gesetzt. Die Erklärung liegt wieder in der Wirksamkeit magischer Gedanken, welche sich auf die Übertragung irgendwelcher Zauberstoffe durch Kontakte, auch auf die Kraft des gesprochenen Fluches beziehen. Verwandt hiermit ist das Asylrecht, welches dem Verbrecher an bestimmten geweihten Stätten Straflosigkeit sichert. Man hat es wiederum als einen Ausfluß der Humanität gepriesen und erklären wollen aus der Absicht, den unschuldig Verfolgten zu sichern oder den Rachedurst sich austoben zu lassen; tatsächlich liegen auch hier magische Vorstellungen zugrunde. Jedoch darf man dabei nicht etwa an eine ursprüngliche Absicht, die Macht einer Gottheit auf diese Weise verherrlichen zu wollen, denken; vielmehr besteht am Anfang nur die Furcht vor einem Tabu bestimmter Örtlichkeiten, die bei einer Berührung ihre gefährliche Substanz weiter verbreiten würden.

Denselben Gesichtspunkt des Bedeutungswandels hat die neuere Forschung sogar auf solche Erscheinungen der Sitte übertragen, bei denen sich unser Gefühl viel mehr dagegen sträubt, den Gedanken der Ursprünglichkeit ihres heutigen edlen Sinnes fallen zu lassen. Dahin gehören die Betätigung des sexuellen Schamgefühls und die Erscheinungen des Anstandes. Am ehesten könnte man noch bei dem, wenn uns dieser Ausdruck erlaubt ist, physiologischen Schamgefühl, d. h. dem auf den Akt bezüglichen Gefühl, an seine Ursprünglichkeit glauben. Aber selbst hier ist es denkbar, daß die Neigung zur Isolierung bei der Kohabitation praktischen Rücksichten entsprungen ist; in einer Zeit, in der die sexuellen Verhältnisse noch nicht von der Sitte geregelt waren, hätte sie am besten vor unliebsamen Störungen gesichert. Ein-

stimmig betrachtet man aber wohl heute wenigstens das „anatomische“ Schamgefühl als eine erworbene Eigenschaft des Menschengeschlechts. Die geringe Bekleidung mancher Naturvölker, ihr gänzliches Fehlen bei anderen, ebenso wie die Unbefangenheit, mit der z. B. Karl von den Steinen über die Geschlechtsteile sprechen hörte, machen die entgegengesetzte Auffassung wohl unmöglich. Geteilt sind freilich die Meinungen über den Anlaß zur Entwicklung des Schamgefühls. Nach einer Theorie habe man gerade durch teilweise Verhüllung auf die Sexualorgane aufmerksam machen und so anlocken wollen; eine andere Auffassung denkt an Schmuckmotive, eine dritte an Schutz vor Dornen oder kleinen eindringenden Tieren, eine vierte endlich an magische Motive, bei denen es sich entweder um Schutz der Organe vor bösen Einwirkungen oder umgekehrt um den Schutz anderer vor den von diesen Teilen ausgehenden schädlichen Wirkungen gehandelt hätte. — Die Beobachtung des Anstandes bei der Befriedigung körperlicher Bedürfnisse hat sich ebenfalls in engem Zusammenhang mit magischen Vorstellungen und Sitten entwickelt. Das darf heute als sicher gelten, wenn schon das einzelne uns noch wenig bekannt ist. Auch hier verbietet die Ungeniertheit, die noch heute die Naturvölker vielfach bei gewissen einfacheren körperlichen Prozessen an den Tag legen, die Annahme, daß die Anstandsformen aus einem idealen Beweggrund, aus einem uralten Schamgefühl hervorgegangen seien. Statt dessen müssen wir an die Zauberkräfte denken, welche eine primitive Denkweise allen Abfällen und Ausscheidungen des Körpers und allem, was überhaupt mit diesem eng zusammenhängt, zuzuschreiben geneigt ist.

Am Anfang der Sitte, das zeigen uns diese Beispiele, und das gilt allgemein, stehen durchweg niedrige, triviale, derbe und drastische Beweggründe. Die höheren Motive, in denen wir heute mit Recht oder Unrecht die Träger der meisten uns umgebenden Sitten erblicken, sind sekundärer Natur und haben sich ihrerseits erst an ihnen in die Höhe gerankt. Sie sind nicht spontan entstanden und hätten ohne die Wirksamkeit minderwertiger überhaupt nicht zu ihrer heutigen Bedeutung kommen können. Edlere Antriebe fehlen freilich auf tieferen Stufen des menschlichen Lebens nicht etwa überhaupt. So gibt es, wenn schon das Gastrecht als Sitte aus abergläubischen Befürchtungen hervorgegangen ist, auf dieser Stufe eine impulsive Betätigung der Gastlichkeit, die aus wirklich altruistischen Regungen hervorgeht und die sowohl außerhalb wie neben der festen Sitte oder verbunden mit ihr vor-

kommen kann. Freilich darf man deren Gehalt und Wirkungskraft nicht überschätzen: eben weil ihr die Stütze der Sitte fehlt, bleiben diese gering. Typisch dafür ist die Gastlichkeit, die z. B. Max Schmidt bei den Guatos in der Nähe des Paraguai erfuhr[1]. Diese pflegen ihre Weingelage an der Quelle, auf der Spitze der Palmbäume abzuhalten, denen sie den alkoholischen Saft abzapfen. War ihr Gast bei einem solchen Besuch des Bestandes mit zugegen, so weigerten sie ihm das Besteigen eines Baumes nicht, ermunterten ihn freilich auch in keiner Weise dazu; den Aufbruch von ihrer Siedelung zu diesem Zwecke suchten sie möglichst vor ihm zu verhehlen. Man sieht, diese Gastlichkeit ist mehr negativer als positiver Natur, beruht mehr auf Indolenz als auf Wohlwollen. Es gilt diesen impulsiven Erscheinungen gegenüber dieselbe Warnung wie gegenüber den leitenden Motiven der Sitte: man muß sich hüten zu viel in sie hineinzulegen. Wie impulsiv human erscheint uns die uralte Neigung des Volkes, bei öffentlichen Hinrichtungen, wenn der Strick reißt, in tumultuarischer Weise für die Befreiung des Schuldigen einzutreten. Tatsächlich haben wir auch hier einen Ausläufer mythologischer Vorstellungen vor uns, welche den Verbrecher ursprünglich als tabuiert und auf einer späteren Stufe als ein der Gottheit angebotenes Opfer betrachteten[2].

2. Die politischen Leistungen der Naturvölker sind bekanntlich vielfach recht gering[3]. Soweit von einem Staate die Rede sein kann, beruht er bei einem weit verbreiteten Typus viel

---

[1] Max Schmidt, Indianerfahrten in Südamerika. S. 153 und 303.

[2] Zum ältesten Strafrecht der Kulturvölker, Fragen zur Rechtsvergleichung, gestellt von Theodor Mommsen, S. 60, Anm. 2. In denselben Fehler verfällt eine von Ferrero (Globus, Bd. 65, S. 105 f.) aufgestellte Hypothese über die Entstehung des Gottesurteils. Die einseitigen Ordalien, in welchen nur der angeklagte Teil die Probe zu bestehen hat, nimmt er mit Recht an, sind allmählich aus den zweiseitigen hervorgegangen, wie wir sie z. B. bei den Papua finden, wo beide Parteien ihre Arme in kochendes Wasser hineinstecken müssen. Ferrero erklärt diese Ordalien für reine Wetten: ihre Entstehung ergab sich daraus, daß die Naturvölker gerade so wie die Kinder den Wettkampf als ein passendes Mittel zur Schlichtung des Streites betrachteten, weil es ihnen an einem besseren in Gestalt eines Rechtsspruches fehlte und weil ein solcher Kampf den Verlierenden vor dem Gefühl der Beschämung bewahren sollte — eine Erklärung, die offenbar für die Kinder in gleicher Weise wie für die Naturvölker viel zu ideal ist.

[3] Skizziert vom Verfasser in einem Aufsatz in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft, Bd. 4. S. 417 f.

weniger auf Zwangsmitteln als auf den moralischen Kräften der Gesellschaft. Freilich bringt es dieser Typus nur zu geringen Leistungen; er kommt in der Regel über die Größe von Dorfstaaten und eine entsprechend geringe Kopfzahl nicht hinaus. Die höheren Formen entstehen aus ihm nicht etwa spontan, nicht als Ausfluß angeborener Neigung oder eines intensiven Gesellschaftstriebes, sondern vielmehr unter dem Druck des Krieges. Vielfach finden wir schon innerhalb des eben angedeuteten primitiven Typus, da wo Kriege häufiger sind, für ihre Dauer einen besonderen Kriegshäuptling gewählt, der dann eine viel umfassendere Machtfülle als der Friedenshäuptling besitzt. Vorzüglich aber zeigt sich die staatenbildende Kraft des Krieges in jenen Eroberungszügen, wie sie uns von den Naturvölkern namentlich aus dem östlichen Afrika, von den Kaffern bis zu den Massai, bekannt sind. Das Zusammenwirken von innerer Disposition, äußerer Anregung und Auslösung können wir bei diesen Bewegungen gut beobachten. Das Material für die Unternehmungen bilden die bei diesen Stämmen durchweg wohlorganisierten Männerbünde, deren Teilnehmer von früh auf durch gemeinsame Jagd- und Plünderungszüge und durch ihr fortgesetztes Beisammensein die Neigung zum Zusammenschluß und die Fähigkeit zum Unterordnen sich erworben haben. Ihr Lebensunterhalt durch Viehzucht gewährt ferner die nötige Muße; die ernsthafte Arbeit ist auf die Weiber und Sklaven abgewälzt. Dazu kommt die günstige Bewegungsmöglichkeit, welche die Steppe bietet. Die Gelegenheit, bei Nachbarstämmen sich durch Plünderung zu bereichern, gewährt die äußere Anregung. Und als auslösendes Moment endlich wirkt das zeitweilige Auftreten einzelner führender Individuen.

Bis in unsere Verhältnisse hinein hat der Kampf diese organisierende Kraft bewahrt[1]. Die Entwicklungsgeschichte unserer Gewerkschaften ist eng mit den Streikbewegungen verknüpft, die zuerst die Arbeiter zu einem engeren Zusammenschluß zum Zwecke der Unterstützung, der Beeinflussung der öffentlichen Meinung, der Fernhaltung des Zuzugs und der Unterhandlung mit den Arbeitgebern nötigten. Dieselben Einwirkungen läßt das westeuropäische Judentum vor der Zeit

---

[1] Treffend sagt hierüber am Schluß eines Überblickes über die disziplinierenden Wirkungen des Krieges Steinmetz (Die Philosophie des Krieges, S. 35): „Wie der verschrobene Unsinn der Scholastik den europäischen Geist zu der wissenschaftlichen Arbeit der Neuzeit vorbereitet hat, so konnten wir nur durch Rache und Fehde hindurch zu unserer heutigen intensiven Kooporation

der Emanzipation erkennen: in der Epoche des Ghetto hat die gemeinsame Not, Unsicherheit und Verfolgung alle vorhandenen wirtschaftlichen und sozialen Unterschiede völlig zurückgedrängt und die gesamte jüdische Bevölkerung zu einer homogenen, sich solidarisch fühlenden Masse zusammengeschweißt [1].

Verwandt hiermit ist der Einfluß, den die äußeren politischen Konstellationen in den europäischen Staaten auf deren innere politische Gestaltung und soziale Verhältnisse ausüben. Noch Roscher hat in seiner „Politik" bei der Untersuchung der Staatsformen von der äußeren Politik völlig abstrahiert; er glaubte einheitliche Entwicklungsschemata, immanente Entwicklungstendenzen annehmen zu können, die sich gleichsam von innen heraus überall mehr oder weniger durchsetzen sollten. Ihm gegenüber hat Hintze darauf hingewiesen, daß der absolute Staat der Neuzeit auf dem westeuropäischen Kontinent — England ging andere Bahnen — aus der Nötigung der Verteidigung nach außen erwuchs; den Anstoß gab die drohende Übermacht Habsburgs. Durch die gleichmäßigen Forderungen, die der Absolutismus an die gesamte Bevölkerung stellte, erzeugte er bereits ein „latentes Nationalbewußtsein"; und dessen Entstehung bildet die Vorgeschichte der modernen Repräsentativverfassungen. Wiederum dürfen diese nicht auf spontane Betätigungen der erstarkten Bourgeoisie zurückgeführt werden; es bedurfte vielmehr dazu der Überwindung der lokalen Zersplitterung. Ähnlich sprachen in Preußen politische Gründe für die Beibehaltung der Erbuntertänigkeit der Bauern und ebensolche seit 1806 für deren Emanzipation [2]. So wird vielleicht auch noch die veränderte Art der modernen Kriegführung, die ja so viel mehr Selbständigkeit und Energie vom einzelnen Mann verlangt, berufen sein, auf unsere Institutionen umgestaltend miteinzuwirken.

3. Die Ausbreitung der Menschheit über die Erdoberfläche hat jüngst Karl Weule unter dem uns hier beschäftigenden Gesichtspunkt zu erklären gesucht, indem er dabei einen älteren Gedanken Oskar Peschels weiter ausführt [3]. Der

---

gelangen. Das menschliche Geschlecht brauchte nun einmal eine ganz andere Erziehung, als unsere Pädagogen sie für unsere Jugend träumen."

[1] Kurt Alexander in den Preußischen Jahrbüchern, Bd. 127, S. 41.

[2] O. Hintze in der Historischen Zeitschrift, Bd. 88, S. 18 f. und in Schmollers Jahrbüchern 1897, S. 28 f.

[3] Karl Weule in der Festschrift zu Friedrich Ratzels Gedächtnis, S. 444 f. Oskar Peschel Völkerkunde, 3. Aufl., S. 28. Vgl. Ratzel Kleine Schriften, II, 40 f.

letztere hatte aus der Tatsache, daß die Europäer noch im Zeitalter der großen Kolonisation die meisten isolierten landfernen Inseln unbewohnt gefunden hatten, bereits den Schluß gezogen, daß damals die Verbreitung der Menschheit über die Erdoberfläche noch nicht abgeschlossen war. Indem Karl Weule dasselbe Problem gleichsam weiter rückwärts verfolgt, kommt er auf Grund der einschlägigen Spezialuntersuchungen zu dem Ergebnis, daß die Menschheit die gesamten insularen Gebiete einschließlich z. B. der Südseeinseln erst seit einigen Jahrtausenden zu betreten begonnen hat. Den Grund für das späte Eintreten dieses Vorgangs erblickt er in dem vorherigen Mangel eines hinreichend starken Motives. Dieses besteht nach ihm nämlich entweder in dem wirtschaftlichen Druck, welcher sich aus einer beginnenden Übervölkerung ergibt, oder in der feindlichen Bedrängung durch andere Stämme. Beide Übel können entweder durch kriegerische Ausbreitung oder durch Auswanderung in unbewohnte Gegenden, das erste überdies durch vorbeugende Maßregeln beseitigt werden. In diesem Zusammenhang ergoß sich der Strom der Menschheit, nachdem er sämtliche Festländer überflutet hatte, auch über die Inselfluren. Erst seit dieser Zeit und nur unter diesem Antrieb hat sich der Seeverkehr mit seiner Technik entwickelt. Im einzelnen können wir diesen Zusammenhang bei den Eskimos erkennen. Bei ihnen steigt die Kunst des Bootsbaus und anscheinend auch diejenige der Schiffahrt in der Richtung von Westen nach Osten von der Umgebung der Behringstraße bis zum grönländischen Gebiet; der Osten mit seinen breiten Meeresstraßen und weiten offenen Flächen stellte so viel erheblichere Ansprüche als die enge Behringstraße oder die schmale Zone offenen Wassers an der Nordküste des amerikanischen Festlandes an die Eskimos, daß sie erst unter jenem Druck sich zu höheren nautischen Leistungen aufrafften[1]. Ähnliche Einwirkungen beobachten wir noch heute in Melanesien. Es ist auffällig, daß dort gerade einige Inseln von sehr geringem Umfange die Ausgangspunkte größerer Staatengebilde geworden sind oder doch die nahe liegenden Hauptinseln ihrer Gruppen stark beeinflußten[2]. Gerade kleine Inseln drängen, weil die Möglichkeit des Ausweichens durch Weitergabe des Druckes an die Nachbarstämme wegen der Stammeseinheitlichkeit der Bevölkerung fortfällt, am ehesten ihre Bewohner auf das Meer hinaus.

---

[1] Karl Weule a. a. O., S. 447.

[2] Karl Melching, Staatenbildung in Melanesien. Leipziger Dissertation 1897, S. 10.

Im allgemeinen hat freilich die Bevölkerung der Südsee einen anderen Weg gewählt, um dem Übel der Übervölkerung zu entgehen, nämlich den Gebrauch aller Arten repressiver und vorbeugender Mittel. Es darf wohl als sicher gelten, daß diese Verfahren bei keiner Gruppe von Naturvölkern so stark wie bei den Polynesiern entwickelt sind. Die Gründe liegen nahe: daß wenigstens bei kleinen Inseln ein Abwälzen der Schwierigkeiten auf die Nachbarstämme ausgeschlossen ist, erwähnten wir eben; Auswanderungen zur See sind schwierig und daher wenig verlockend. Dazu kommt in positiver Hinsicht die Anschaulichkeit, mit der sich gerade auf engen Gebieten die Tatsache einer übermäßig starken Bevölkerung und deren Gefahren dem Auge darstellt; eine solche Anschaulichkeit aber übt auf Überzeugung und Handlung einen viel stärkeren Einfluß aus, als man sich meist klar macht. Hierzu stimmt es, daß eben auf diesem Gebiete die Fürsorge für die Zukunft im Bereich der Ernährung besonders stark entwickelt war: nirgend wurde so wie hier das Tabuieren bestimmter Pflanzen- oder Tierarten mit so viel Zweckbewußtsein ihrer Schonung und Erhaltung wegen geübt. Freilich konnte auch hier die Hemmung der Bevölkerungszunahme an vorbereitende Stadien anknüpfen. Denn in geringerem Maße sind derartige Vorkehrungen bei den meisten Naturvölkern wegen der Mühe und Unbequemlichkeit des Aufbringens der Kinder verbreitet. Die Polynesier brauchten also bloß ein bis dahin mehr impulsiv gebrauchtes Mittel zu rationalisieren.

4. Die Erscheinungen der Sprache bieten ebenfalls naheliegende Belege für die Herrschaft des Kontinuitätsgesetzes. Neue Bezeichnungen entstehen wohl niemals spontan; überwiegend macht sich der Vorgang vorhandene Ausdrücke durch den Mechanismus des Bedeutungswandels oder durch Entlehnung aus anderen Sprachen dienstbar. Aber auch in dem Falle wirklicher Neubildung von Wörtern lehnt sich diese stets an schon vorhandenes Material an. Sie schlägt drei Wege ein: entweder die Zusammensetzung zweier bisher getrennter Wörter oder die Verdoppelung oder die Lautvariation; wobei diese Verfahren auch miteinander kombiniert werden können[1]. Noch lehrreicher sind die Erscheinungen des Bedeutungswandels. Es ist hier ein allgemeines Gesetz, daß sich das Abstrakte aus dem Konkreten, das minder Anschauliche aus dem mehr Anschaulichen entwickelt hat. Eigenschaften und

[1] Vgl. z. B. Wundt, Völkerpsychologie, II, 1, S. 566 f.

Handlungen sind so durchweg nach Dingen bezeichnet. Ebenso finden wir die Bezeichnungen für die Vorgänge des Innenlebens äußeren Dingen und Vorgängen entnommen. Die Ausdrücke für Gemütsbewegungen gehen zurück auf Wörter, welche ursprünglich körperliche Zustände von verwandtem Gefühlston bezeichneten *(Erbitterung, lastende Sorge, bitterer Ärger, tremor, angustia)*. Analoges gilt für gewisse ästhetische Prädikate wie *emporstrebend, gedrückt, wuchtig* usw. Daß ursprünglich auch die Partikeln konkrete Bedeutung gehabt haben *(fast = fest, nach = nahe, sehr = Schmerz)* ist bekannt, ebenso daß das nämliche von allen Flektionsendungen gilt[1].

Endlich zeigt auch die Geschichte des Problems des Ursprungs der Sprache das allmähliche Eindringen des Kontinuitätsgedankens. Die älteren Versuche es zu lösen scheiterten an dem Übersehen des letzteren. So ließ die bekannte Erfindungstheorie das Entstehen der Sprache als einen völlig spontanen Akt erscheinen, dessen plötzliches Auftreten unbegreiflich blieb. Nicht viel besser erging es der Nachahmungstheorie, die ebenfalls die Frage unbeantwortet läßt, warum gerade zu einer bestimmten Zeit die Menschen sich plötzlich veranlaßt sahen, Dinge sprachlich zu bezeichnen. In denselben und zugleich in den entgegengesetzten Fehler verfallen diejenigen Theorien, welche von Naturlauten wie den Interjektionen ausgehen, die zuerst völlig absichts- und zwecklos gebraucht und dann allmählich zu Werkzeugen von Vorstellungen und Gedanken geworden sein sollen. Das Auftreten derartiger Laute zu einer bestimmten Zeit erscheint als eine Schöpfung aus nichts; daß sie dann dem später erwachten Bedürfnis nach sprachlicher Mitteilung zur Verfügung standen, mutet uns an wie eine Art prästabilierter Harmonie und drückt dieser Theorie den Charakter einer Zufallstheorie auf. Erst der Entwicklungsgedanke hat diese Schwierigkeit zu beseitigen vermocht, indem er in den

---

[1] Ausführliches über den Mechanismus der Entstehung neuer Wörter an der Hand einiger Beispiele s. u. im soziologischen Teil, Kap. 3 § 4 u. 5. Die meisten einschlägigen Erörterungen sind für den Soziologen mit dem Übelstand behaftet, daß sie den Vorgang zu sehr aus der Vogelperspektive betrachten und daher die Rolle der einzelnen dabei in Betracht kommenden Faktoren und Momente zu wenig aufhellen. Eine Ausnahme bildet das Büchlein von Richard M. Meyer: Vierhundert Schlagworte, Leipzig 1900 (S.A. aus den Jahrbüchern für das klassische Altertum usw.), aus dem wir im soziologischen Teil mehrfach Beispiele anführen werden. Er bewegt sich auf einem Gebiete, das uns hinreichend bekannt ist, um eine detailliertere Betrachtung zu gestatten.

Ausdrucksbewegungen und -lauten der Tiere die Vorläufer der menschlichen Sprache erblickt und der letzteren Entstehung als einen lang andauernden Entwicklungsprozeß auffaßt, bei welchem Denken und Sprechen in einem Verhältnis akkumulierender Wechselwirkung zueinander standen [1].

5. Für die Einflüsse der Akkulturation hier nur zwei Beispiele. Wer wäre nicht geneigt, die Sitte des Skalpierens als einen natürlichen und selbstverständlichen Ausfluß des kriegerischen und grausamen Sinnes der Rothäute Nordamerikas zu betrachten? Lassen wir jedoch die Frage nach der Existenz dieser Gesinnung auf sich beruhen, so sind wir durch eine neuere Untersuchung darüber unterrichtet, daß die genannte Sitte erst unter dem Einfluß der Europäer ihre volle Entfaltung gewonnen hat [2]. Bei deren Ankunft war sie beschränkt auf einen schmalen Streifen in der Nähe des Atlantischen Ozeans innerhalb des Bereiches der heutigen Vereinigten Staaten; und hier teilte sie überall ihre Herrschaft mit derjenigen der bekannten Sitte, die Köpfe der erschlagenen Feinde als Trophäe heimzubringen. Unter dem Einfluß des weißen Mannes verdrängte sie ihren Rivalen und hielt ihren Triumphzug bis in die Nähe des Stillen Ozeans. Drei Ursachen wirkten dabei vorzüglich mit. Erstens erhöhten die Europäer durch das Aussetzen von Kopfgeldern das Verlangen nach derartigen Ruhmeszeichen; zweitens ermöglichten die europäischen Feuerwaffen eine intensivere Kriegführung und damit eine Vermehrung der Trophäen; mit dieser aber wurde das Mitschleppen der Schädel immer lästiger, und das Skalpieren empfahl sich demgegenüber als eine Art Reduktion, die sich durch größere Bequemlichkeit auszeichnete. Endlich erleichterten die europäischen Stahlmesser die Abtrennung der Kopfhaut, die mit den bisherigen steinernen Werkzeugen nur schwer durchzuführen war. Die Sitte des Skalpierens hat also wenigstens ihre spätere gesteigerte Ausgestaltung nicht etwa spontan erfahren, sondern diese erfolgte unter dem Einfluß so starker Motive wie Rachsucht, Blutdurst und Geldgier und unter dem gleichzeitigen Eintreten technischer Möglichkeiten und Erleichterungen.

Unser zweites Beispiel betrifft die Umwandlungen, welche unter dem Einfluß der europäischen Kultur im letzten Jahrzehnt

---

[1] Vgl. Wundt, Völkerspsychologie, Bd. I, 2. Schluß.

[2] Georg Friederici, Skalpieren und ähnliche Kriegsgebräuche in Amerika. Leipziger Diss. Braunschweig 1906.

der Stamm der Wassukuma im Süden und Südosten des Viktoria Nyanza erfahren hat. Noch vor wenigen Lustren bauten diese Eingeborenen friedlich ihre Hirse, ohne sich um andere Erwerbszweige im geringsten zu kümmern. Sie galten daher fast allen Reisenden als indolent und höchst unbetriebsam. Heute gehen sie in derselben Weise und ebenso häufig wie die Wanjamwesi zur Küste und erscheinen demgemäß in der Mehrzahl der neueren Urteile nicht mehr als gänzlich stumpfsinnig und unbelehrbar. Dabei läßt sich der Übergang genau verfolgen: zunächst sind einer der den Wanjamwesi benachbarten Gruppen oder vielleicht sogar nur einem einzelnen Manne aus dem Stamme die wirtschaftlichen Vorteile einer aktiven Beteiligung am Karawanenbetrieb aufgedämmert; man hat schließlich einen Versuch gewagt und sich anwerben lassen. Nach der glücklichen Heimkehr allgemeines Aufsehen — darauf eine stärkere Beteiligung und so fort. Mit Recht fügt Karl Weule seiner Darstellung dieses Vorganges die Bemerkung hinzu: „Auf die Begabung kommt es in allen diesen Fällen in Wirklichkeit weniger an als auf ein wirksames, packendes Vorbild und vor allen Dingen auf wirtschaftliche Vorteile.“ [1]

3. Religion und Mythus.

Von der jungen Disziplin der vergleichenden Religionsgeschichte könnte man geradezu sagen, daß sie unter dem Zeichen des Kontinuitätsgedankens steht. Mit besonderem Nachdruck hat sie ihn für das Bereich der höheren Religionen geltend gemacht, wie ja auch ihr Hauptorgan in Deutschland, das „Archiv für vergleichende Religionswissenschaft“, ausdrücklich als eine seiner Hauptaufgaben die Aufhellung der Genese des Christentums bezeichnet, wobei die Existenz bedeutungsvoller Zusammenhänge mit den früheren Religionen offenbar von vornherein vorausgesetzt wird. Sowohl bei der christlichen wie bei den antiken Religionen hat sich ein Nachwirken primitiver Stufen und Zustände in einem Maße herausgestellt, das man früher nicht einmal geahnt hat: eine Unterschicht des religiösen Lebens ist hier bloßgelegt, die unmittelbar den Zusammenhang mit der Vergangenheit darstellt, die in der Volksmasse von der größten Lebendigkeit ist und deren Wirkungen bis in die Köpfe der führenden Geister, der großen Dogmatiker und Philosophen, hinein sich erstreckt. Männer wie Usener und Dieterich

[1] Festschrift zu Friedrich Ratzels Gedächtnis, S. 441.

haben die Entdeckung solcher Zusammenhänge mit der Begeisterung des bahnbrechenden Forschers, gelegentlich mit fast dithyrambischen Worten begrüßt. Auch auf diesem Forschungsgebiet finden wir freilich, wie das so häufig der Fall ist, das Singuläre mit dem Generellen verwechselt: was als eine Besonderheit der christlichen und der antiken Religionen hingestellt wird, ist in Wahrheit dem gesamten religiösen Leben auf höheren wie auf niederen Stufen, ja allen Gebieten des geistigen Lebens, der ganzen Kultur und unserem ganzen Seelenleben eigen.

1. Im einzelnen betrachten wir zunächst den Kultus. Hier haben wir vor allem die Entdeckung zu verzeichnen, daß die Erscheinungen des Kultus sich mindestens zu einem großen Teile aus solchen der Zauberei entwickelt haben. Zu dem Gebiet der letzteren rechnen wir dabei alle diejenigen Manipulationen, bei denen der Mensch auf die eigenen magischen Kräfte vertraut und sich an keinerlei höhere Wesen wendet, während der Kultus eine Beeinflussung der letzteren durch moralische Mittel bedeutet. Eine Zwischenstufe zwischen Zauberei und Kultus bilden die Erscheinungen der Beschwörung: hier sollen bereits übersinnliche Wesen den menschlichen Interessen dienstbar gemacht werden; der Weg der Beeinflussung ist jedoch noch derjenige des magischen Zwanges, der hier die besondere Form des Geisterzwanges annimmt. Eine derartige Entwicklung von der Zauberei zur Beschwörung und von ihr zum Kultus darf namentlich für die Form des Gebetes in vielen Fällen als gesichert gelten. Innerhalb des Gebietes der Zauberei harrt die Frage nach der Existenz einer ähnlichen Kontinuität noch der Entscheidung. Es handelt sich hier insbesondere darum, ob der Fernzauber als solcher entstanden, oder ob er aus dem Nahzauber hervorgegangen ist. Unter dem Fernzauber verstehen wir dabei diejenigen magischen Einwirkungen, welchen eine actio in distans eigen ist, während der Nahzauber durch Kontaktvorgänge wie verknoten, abstreifen, beräuchern, anhauchen usw. wirkt. Das für uns so Rätselhafte und Fremdartige der Zauberei liegt vorzüglich in jener Ignorierung des räumlichen und zeitlichen Abstandes, die man in der Regel als das Charakteristische der Zauberei schlechtweg ansieht und demgemäß bereits in ihren Ursprung hinein verlegt. Auch Wundt hat sich in dem jüngst erschienenen einschlägigen Teile seiner Völkerpsychologie (II, 2) noch auf diesen Standpunkt gestellt. Ein Hervorgehen der einen Form aus der andern würde aber als eine viel geringere Leistung des menschlichen Geistes

erscheinen, und zwar deswegen, weil die Erscheinungen des Nahzaubers sich wenigstens zum Teil als relativ naheliegende Analogien zu zweckmäßigen Handlungen wie dem Abstreifen oder Abspülen von Schmutz, dem Trocknen durch Feuer usw. leichter begreifen lassen würden [1].

Eng verwandt mit gewissen Erscheinungen des Nahzaubers sind die bekannten Lustrationsriten, bei denen ein Übel vorzüglich durch Wasser oder Feuer abgestreift wird. Sie liefern uns ein viel benutztes Beispiel für die Bedeutung der Kontinuität bei der Genese rein geistiger Begriffe; denn der Begriff der Schuld im moralischen Sinne hat sich bekanntlich aus dem rein rituellen der sinnlich-übersinnlichen Unreinheit entwickelt. Die Zeremonien zur Beseitigung der letzteren werden ihrerseits aus der Furcht vor befleckenden Dämonen erklärt, die auf diesem Wege durch magische Wirkungen entfernt werden sollen. Auch hier erhebt sich aber die Frage, ob diese Verfahren wirklich gewissermaßen rein spontan aus der Vorstellung solcher Wesen und der Furcht vor ihnen entstanden oder ob sie nicht vielmehr aus entsprechenden Formen des Nahzaubers hervorgegangen seien, die zunächst ein dingliches Übel beseitigen sollten, welchem erst später die Vorstellung dämonischer Wesen substituiert wurde. — Ähnliche Bedeutung besitzt der Kontinuitätsgedanke den Riten der Sakramente gegenüber. Schon innerhalb der griechischen Religionen, noch mehr innerhalb des Christentums erscheinen sie als heterogene Bestandteile: zumal im Zusammenhang der rein geistigen Vorstellungen des letzteren machen sie einen zu fremdartigen Eindruck, als daß sie auf diesem Boden, also lediglich im Zusammenhang des eigenen religiösen Systems hätten entstehen können. Tatsächlich weist die Taufe, die dabei freilich einen Bedeutungswandel erfahren hat, auf den entsprechenden Lustrationsritus und das Abendmahl auf das Verzehren der Gottheit, wie es in primitiven Religionen als ein Mittel der Vereinigung mit ihm weit verbreitet ist, zurück.

Es ist lehrreich, sich an einem einzelnen Beispiel klar zu machen, wie sehr das Prinzip der Stetigkeit den religionsgeschichtlichen Forschern in Fleisch und Blut übergegangen ist, so daß sie es ihren Untersuchungen als ein selbstverständliches Postulat

[1] Diesen Gedanken hat der Verfasser ausgeführt in einer Abhandlung über die Anfänge der Religion und Zauberei, die im Globus, Bd. 91, erschienen ist.

zugrunde legen. In diesem Sinne lehnt Usener einmal die bekannte Erklärung ab, daß das Symbol des Fisches in den ältesten christlichen Gemeinden seinen Ursprung einer Art Buchstabenrebus verdanke; er fragt mit Recht, „ob es denkbar sei, daß man ... durch Zufall oder anagrammatisches Spiel das Wort herausgelesen habe“: „Eine bildliche Vorstellung, die durch Jahrhunderte den Christen wichtig war, sollte durch bloße Spielerei entstanden sein und sofort allen eingeleuchtet haben?“[1] Mit welchen Worten die große Schwierigkeit aller bloßen Zufallstheorien in Kürze treffend angedeutet ist.

Analog äußert sich mit Recht Gunkel über die Frage des Ursprungs des Unsterblichkeitsglaubens im jüdischen Volk. Aus alttestamentlichen Erzählungen oder aus gewissen Psalmenstellen ihn abzuleiten lehnt er mit Recht ab: „Ein Glaube von dieser unvergleichlichen Bedeutung entsteht nicht aus der Lektüre von Bibelstellen, sondern er muß viel tiefere, gewaltigere Ursachen haben.“ Auch die Theorie weist er ab, man habe sich in der makabäischen Zeit, in dieser furchtbaren Krisis, in der so viele Märtyrer umgekommen waren, mit der Hoffnung getröstet, daß sie noch nach dem Tode belohnt werden müßten; und diese Lehre sei später verallgemeinert worden: „Auch das ist eine oberflächliche Ableitung dieses Glaubens. Ein Glaube von so unermeßlicher Lebenskraft entsteht nicht durch eine vorübergehende geschichtliche Situation, sondern muß viel tiefere Wurzeln haben . . . Der Auferstehungsglaube ist aus der Sehnsucht der Seele geboren, die sich mit dem gemeinen Geschick des Todes nicht zufrieden geben kann . . .“; er setzt also eine völlige Umwandlung der bisherigen Gesinnung voraus. Freilich würde der Soziologe, wollte der Historiker sich mit dieser Erklärung begnügen, hinzufügen müssen: auch die innere Disposition, mag sie noch so gewaltig sein, genügt nicht für eine solche Schöpfung, wenn nicht ein äußerer Anlaß hinzukommt. Diesen findet aber auch Gunkel in orientalischen Einflüssen. Sicher hat er dann wieder mit der Bemerkung recht, daß ohne die erörterte innere Vorbereitung die Darbietung der fremden Vorstellung erfolglos geblieben wäre[2].

Ein anderes wichtiges Ergebnis dieser religionsgeschichtlichen Untersuchungen lautet: Wortbilder stammen durchweg aus ur-

---

[1] Religionsgeschichtliche Untersuchungen, III, 224.

[2] Hermann Gunkel, Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des Neuen Testamentes. S. 31—33.

sprünglichen **Realitäten**[1]. Wenigstens für das Gebiet der Religion gilt dieser Satz wahrscheinlich ausnahmslos; wie weit darüber hinaus, läßt sich heute auf induktivem Wege wohl nicht entscheiden. Hierher gehören Wendungen wie: „eine Schuld abwaschen", „durch Feuer geläutert werden", „mit Gott eins sein". Alle diese Bilder sind nicht spontan entstanden, sondern haben ihre lange Vorgeschichte in Gestalt von Riten, welche diese Wendungen wörtlich in die Praxis umsetzten. Dasselbe gilt z. B. für die tiefsinnigen Gedanken über die Wiedergeburt, welche Paulus an den Taufritus geknüpft hat. Sie weisen zurück auf derb massive analoge Vorstellungen, die bei den Naturvölkern weit verbreitet sind. Hier ist in vollem Ernst von einem Herausnehmen und Erneuern der Eingeweide oder von einer Tötung und Wiedererweckung durch die Geister die Rede. Wie weit in den einschlägigen antiken Kulten die Vorstellung der Realität bereits bis zum Bilde abgeblaßt war, darüber werden die Meinungen auseinandergehen. Mindestens in der großen Masse und nach der Seite der Gefühlswirkungen hin wird aber die Nachwirkung der krass realistischen Vorstellungsweisen wohl noch angedauert haben. Hätten diese nicht den gewaltigen ekstatischen Gefühlserlebnissen des jungen Christentums ihre derbe Stütze dargeboten, so wären diese entweder gleichsam in der Luft schweben geblieben, oder sie hätten eine andere Anlehnung gesucht und gefunden. Als ein weiteres Beispiel führen wir die bekannte Redensart **von dem guten** oder **bösen Geist** an, der den einzelnen Menschen begleitet. Sie weist zunächst auf das Altertum zurück, unter dessen Gestalten Heraklit ein bekanntes einschlägiges Wort geprägt hat. Der gleichzeitige allgemein verbreitete Glauben an Dämonen läßt keinen Zweifel über den Ursprung dieser Vorstellung zu. — Der Herrschaft der Kontinuität entzieht sich endlich, wie wir bereits oben andeuteten, auch die höchste Blüte des religiösen Lebens nicht; auch die rein individuelle innere Frömmigkeit, die Religiosität im engeren Sinne, der innere Verkehr der gläubigen Seele mit ihrer Gottheit, ist ebenfalls nicht etwa auf einer gewissen Stufe der Entwicklung spontan entstanden, sondern auch sie wurzelt schließlich in der objektiven Religion, in Kollektivbegehungen und Kollektivüberzeugungen, die vor dieser Stufe ausschließlich das Wesen der Religion ausmachen.

2. Im Bereich der **Mythologie** ist die Herrschaft des

---

[1] **Albrecht Dieterich**, Eine Mithrasliturgie. S. 94.

Kontinuitätsgedankens ebenfalls heute im Prinzip entschieden. Es kann sich nur noch um die Bestimmung der Grenzen ihrer Gültigkeit handeln. Niemand wird z. B. die moralisierenden Tierfabeln Äsops für ursprüngliche Gebilde halten; es liegt auf der Hand, daß hier ältere Stoffe im Sinne einer moralisierenden Tendenz umgearbeitet sind. Geteilt sind dagegen die Meinungen über die Entstehung einer Reihe sogenannter explanatorischer Mythen, welche uns den Ursprung irgendwelcher Dinge, Vorgänge oder Zustände wie der Geschlechtsunterschiede, bestimmter Tierarten oder der Ebbe und Flut erklären wollen. Karl von den Steinen erzählt z. B. von den Bakairi-Indianern ein Märchen vom Geier und der Schildkröte, bei welchem die Schildkröte vom Himmel auf die Erde fällt, dadurch sich abplattet und eine geplatzte Schale bekommt. Er hält den Mythus für die Antwort auf die Frage: wie kommt die Schildkröte zu ihrer Abplattung und zu der Spalte, aus der wir das Fleisch mühsam herausholen? Frobenius ist auch hier geneigt, einen älteren Mythenstoff vorauszusetzen, der nachträglich im Interesse der genannten Erklärung modifiziert oder erweitert wurde [1]. Mag es in diesem Falle zweifelhaft erscheinen, ob die Spontaneität des primitiven Denkens zu einer solchen Leistung hinreicht, so wird man in manchen anderen Fällen, in welchen das Begebnis, aus dem eine zu erklärende Eigenschaft abgeleitet wird, deutlich den Stempel des Gesuchten und Kapriziösen trägt, die Frage mit Bestimmtheit verneinen und die Existenz eines älteren Stoffes voraussetzen müssen, dessen besondere Beschaffenheit die Irrationalität der Erklärung verschuldet hat. Mindestens ein sehr großer Teil der vorhandenen Mythen weist so auf eine geringe Anzahl von Naturmythen als seinen Ausgangspunkt zurück. Dieser älteste Mythenschatz bezieht sich nach einer lichtvollen Erörterung Paul Ehrenreichs fast ausschließlich auf die Himmelskörper, insbesondere auf Sonne und Mond, ihre Gestalt und Bewegungen, während atmosphärische Vorgänge wie Morgen- und Abendröte, Gewitter, Regen, Sturm oder irdische Objekte vor ihnen sehr zurücktreten [2]. Den Grund für die Bevorzugung von Sonne und Mond erblickt Ehrenreich mit Recht einerseits in ihrem anschaulichen Charakter, der nicht nur an sich die Aufmerksamkeit fesselt, sondern auch überall die gleichen Vorstellungen

---

[1] Karl von den Steinen, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, S. 312. Leo Frobenius, Das Zeitalter des Sonnengottes, S. 21.

[2] Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 38, S. 553.

im primitiven Menschen erwecken mußte, während andere Objekte und Vorgänge entweder nur lokal beobachtet oder in individuell verschiedener Weise aufgefaßt wurden. Mit Recht setzt Ehrenreich dabei stillschweigend voraus, daß so universell verbreitete Mythen nur aus Masseneindrücken und Massenbeobachtungen hervorgehen konnten, weil im entgegengesetzten Falle selbst bei hinreichender Konzeptionskraft einzelner führender Individuen der genügende Resonanzboden auf Seiten der Gruppe gefehlt haben würde.

Der Schatz der überlieferten Mythen übt bekanntlich auf der Stufe der Naturvölker gegenüber den Erfahrungen und Eindrücken des täglichen Lebens eine außerordentliche assimilierende Kraft aus: historische Vorgänge werden in der Überlieferung alsbald von ihm resorbiert; nur in dieser Form können sie sich im Gedächtnis erhalten, und selbst das ist nur unter besonders günstigen Umständen möglich. Die Verkennung dieser Tatsachen führt leicht zu einem verfehlten Rationalismus in der Erklärung mythologischer Vorstellungen. Mit Recht polemisiert in diesem Sinne Gunkel gegen die Erklärung, daß das himmlische Zion der Apokalypse jünger als das irdische und als eine Verklärung des letzteren entstanden sei, oder daß, wie Wellhausen annimmt, die zwölf Drachen der Apokalypse sich auf die Flucht des Restes der Juden nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer beziehen sollten. In beiden Fällen handelt es sich vielmehr um alte mythologische Überlieferungen. Sicherlich hat Gunkel hier Recht mit der stillschweigenden Annahme, daß die entgegengesetzte Erklärung dem menschlichen Denken eine zu große Leistung zumutet, wobei freilich die Möglichkeit offen bleibt, daß die genannten realen Objekte und Vorgänge auf den mythologischen Stoff modifizierend eingewirkt haben. Aus demselben Grunde erklärt es Gunkel mit Recht für unmöglich, daß der Auferstehungsglaube des Paulus sich spontan aus seiner bekannten Vision gebildet habe, oder daß die Präexistenz Jesu durch eine Art „rhetorischer Manipulation“, durch eine Art Umkehrprozeß aus seiner Auferstehung erschlossen sei: „Auch diese Frage dürfen wir aufwerfen, ob es wirklich erlaubt ist, eine geschichtliche Tatsache von so gewaltiger Bedeutung wie die Christologie von dem einmaligen Erlebnis eines einzelnen abzuleiten, und sei dieser einzelne eine noch so überragende Person. Ein Glaube, der die Welt erfüllt, der die Gemüter seit nunmehr zwei Jahrtausenden beherrscht, muß tiefere und umfassendere Fundamente haben“. In die Sprache des Soziologen übertragen: ein derartiger Glaube muß eine sehr lange Vorgeschichte besitzen.

Das Erlebnis eines einzelnen kann von einer solchen Bedeutung nur dann werden, wenn es auf eine breite Resonanzfläche bei ihm selbst und bei seiner Mitwelt trifft. Diese Resonanz aber erregten hier uralte mythologische Traditionen vom Herabsteigen, Leiden, Sterben und Auferstehen eines Gottes, die der Vision ihren Inhalt und damit ihre Bedeutung verliehen [1]. — Allgemein wird man für die Gedankengebilde der höheren Religionen und selbst der Philosophie an der Herrschaft des Kontinuitätsgesetzes, also an einem Zusammenhang mit uralten volkstümlichen Traditionen festhalten müssen. Es ist von programmatischer Bedeutung, wenn Albrecht Dieterich von der Volksreligion sagt, daß sie „die rohe Materie abgibt für die Schöpfung, Umbildung und Neubildung auch der höchsten religiösen Geister". Als Beispiel dafür führt er eine Leichenrede Platos an. Hier wird der attische Erdboden ob seines Verhaltens gegen die Menschen als eine rechte Mutter gepriesen: „Das ist attischer Volksglauben, wie er im vierten Jahrhundert noch lebendig war" [2].

Aus den Trägern der Naturmythen entwickeln sich auch die Göttergestalten der höheren Religionen, d. h. jene werden aus bloßen Objekten von Erzählungen zu Gegenständen eines Kultus. Auch bei dieser Entwicklung, bemerkt Paul Ehrenreich mit Recht, kann es sich nicht um einen spontanen Vorgang, um eine Aufhöhung handeln, die auf einer bestimmten Entwicklungsstufe von selbst, von innen heraus erfolgt. Auch hier ist zur Erklärung der Antrieb praktischer Bedürfnisse heranzuziehen. Nicht unter dem Einfluß innerer Gefühlsvorgänge wie Furcht, Liebe, Verehrung oder Dankbarkeit bilden sich die Götter, sondern dadurch, daß mit der Entwicklung des Ackerbaues das Hauptaugenmerk des Menschen sich auf die kosmischen und atmosphärischen Mächte richtet, und diese durch magische Riten seinen Interessen dienst-

---

[1] Gunkel, Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des Neuen Testamentes, S. 51, 58, 90. Mit ähnlichen Worten bekennt sich mit derselben Begründung zu der gleichen Auffassung William Wrede (Paulus, S. 87): „Die Hauptsache ist zunächst die Einsicht, daß der paulinische Christus nur dann verständlich wird, wenn man annimmt, daß bereits der Pharisäer Paulus eine Summe von fertigen Vorstellungen über ein göttliches Wesen besaß, die ganz auf den geschichtlichen Jesus überging." — Gunkels religionsgeschichtliche Behandlung der biblischen Stoffe basiert übrigens durchweg auf dem Gedanken des Mangels an Spontaneität, auf der Voraussetzung, daß die Vorstellungen und Ideen eines einzelnen Schriftstellers in der Regel bereits eine lange Vorgeschichte besitzen.

[2] Albrecht Dieterich, Mutter Erde, S. 72, 53.

bar gemacht werden sollen: nur unter diesem Druck wendet sich die Aufmerksamkeit allmählich den vermeintlichen Herren dieser Gewalten zu und fängt an, sich mit ihrem Wesen zu beschäftigen[1]. — Die einfachsten Formen des Geisterglaubens erblickt man bekanntlich durchweg in dem sogenannten Animismus, dem Glauben an eine dem Leibe selbständig gegenüberstehende Seele. Wie ist dieser Glaube entstanden? Abgesehen von dem Versuch, ihn aus einer Art von theoretischem Interesse zu erklären, das der primitive Mensch am Traum und Tode nimmt, berufen sich andere Theorien auf starke Gefühlswirkungen, welche von Schwerkranken oder Toten ausgehen sollen. Auch dann erhebt sich aber noch die Frage, ob mit einer solchen Schöpfung dem Denken des primitiven Menschen nicht ein zu großer Sprung zugemutet sei, ob nicht auch hier einfachere Vorstellungen vorhanden sind, an die der Geisterglaube anknüpfen konnte. Mit Recht hat in diesem Sinne jüngst Wundt als die einfachste und älteste Form des Seelenglaubens die Vorstellung der Körperseele hingestellt — eine Vorstellung, welche sich nicht auf den Toten, sondern den Lebenden bezieht und vermöge deren die Seele nicht als vom Körper getrennt, sondern als mit ihm verschmolzen etwa im Sinne vitalistischer Vorstellungen aufgefaßt wird[2].

4. Die Kunst.

„Auch dieser Übergang erfolgte so wenig wie irgend eine andere bedeutsamere Umwälzung in der Geschichte des geistigen Lebens bloß aus einem spontanen inneren Entschluß . . . vielmehr bleibt der Mensch in der Kunst wie in dem Leben an dem Überkommenen mit sklavischer Treue haften, so lange ihn nicht neue Bedingungen weiterzuschreiten zwingen. Wie jede einzelne Sinneswahrnehmung zu ihrer Entstehung äußerer Reize bedarf, so auch jeder Fortschritt des Wollens und Könnens.

(Wundt, Völkerpsychologie. II, 1, S. 156.)

1. „Wir können einen lyrischen Text oder sogar ein lyrisches Lied als direkten Ausbruch einer Gefühlsbedrängnis ansehen, welche, wenn nicht gehoben, sich dem Nervensystem als gefährlich erweisen würde. Aber wir können uns kaum vorstellen, daß irgendein Mensch imstande wäre, ein vollständig entwickeltes Drama zu erfinden, einfach um in der wirksamsten Art das ihn beherrschende

---

[1] Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 38, S. 584.

[2] Wundt, Völkerpsychologie, II, 2, S. 2. Gegen die Ursprünglichkeit des Animismus sind von Ethnologen neuerdings mehrfach Bedenken geäußert, besonders von Preuß (Globus, Bd. 86, S. 321 f.). Vgl. den Aufsatz des Verfassers im Globus, Bd. 91.

Gefühl zu übermitteln. Und es ist noch schwieriger zu verstehen, wie das Verlangen nach sozialem Ausdruck nur zu seiner eigenen Befriedigung so hochentwickelte Kunstformen wie Malerei und Bildhauerei hätte schaffen können ... [Daher] müssen wir anderwärts nach dem Ursprung und der Entwicklung des konkreten technischen Mediums suchen, dessen der Künstler sich bei der Erfüllung seines Zweckes bedient.“ Mit diesen Worten reklamiert der Ästhetiker Hirn mit Recht das Kontinuitätsgesetz auch für die Entwicklung der Kunst[1]. Wir können sogar bei dessen Anwendung noch etwas über den Wortlaut Hirns hinausgehen. Selbst die Entwicklung des Liedes entzieht sich nämlich unserem Prinzip nicht. Allerdings ist der Abstand zwischen der primitiven lyrischen Gefühlsäußerung eines Jägerstammes und dem modernen Kunstlied viel kleiner als der entsprechende Unterschied im Gebiete anderer Kunstgattungen. Das Lied hat also eine viel geringere Wandlung durchgemacht und ist seinem impulsiven Ursprung viel treuer geblieben. Dennoch ist auch seine Entwicklung durch äußere Anregungen unterstützt worden. Zu diesen zählt der Tanz und, soweit sie rythmischer Natur ist, die Arbeit, sofern der Rythmus bei beiden infolge naheliegender assoziativer Anregung auf die lyrische Kundgebung wirkt. Die gedeihliche Rückwirkung, welche das begleitende Lied auf die Arbeit ausübt, mußte ebenfalls ein Motiv für dessen häufigere Anwendung werden. Auch die vielfache Ausübung des Tanzes begünstigten ähnlich die magischen Vorstellungen, die sich über seine Wirksamkeit entwickelten. Die mystischen Kräfte, die man dem Liede in der besonderen Gestalt des Zauberliedes zuschrieb, mußten ebenfalls zu einem Verstärkungsmittel der lyrischen Betätigung werden.

2. Mit besonderem Nachdruck macht sich das Kontinuitätsprinzip bemerklich auf dem Gebiete des Zeichnens, der Ornamentik und des Schauspiels. Für das Zeichnen kommen hier vorzüglich die Untersuchungen und Beobachtungen Theodor Kochs über die Felszeichnungen brasilianischer Indianerstämme in Betracht[2]. Neben gegenständlichen Darstellungen fand er die Felswände vielfach mit einzelnen Kritzeleien bedeckt, und in manchen Fällen konnte er ein allmähliches Hervorgehen der ersteren

[1] Hirn, Der Ursprung der Kunst, S. 143.

[2] Theodor Koch-Grüneberg, Südamerikanische Felszeichnungen. Berlin 1907. Eine psychologische Würdigung dieser Veröffentlichung durch den Verfasser im Archiv für Anthropologie. N. F., Bd. 7.

aus letzteren feststellen. Durch zufällige Linienkombinationen wird die Phantasie oft angeregt, eine bestimmte Figur in die Schnörkel hineinzusehen, und daraus erwächst dann ein Motiv, die Zeichnungen in diesem Sinne zu vervollständigen. Ebenso läßt sich das ursprüngliche Kritzeln mit großer Wahrscheinlichkeit mit praktischen Interessen in Verbindung bringen. Das Schleifen der Steinwerkzeuge an den Felswänden, wie es noch heute vielfach geübt wird, erzeugt nämlich bestimmte Schleifflächen, die zwar mit den in Rede stehenden Linienführungen nicht identisch sind, jedoch auf dem Wege der spielenden Nachbildung zu ihnen anregen konnten. Bei der Herstellung dieser Schleifflächen erwuchs ferner sozusagen von selbst ein Vorgang der Nachahmung. Aus Bequemlichkeitsgründen wurden die einmal vorhandenen Flächen immer wieder benutzt, wodurch sich eine Gewöhnung an bestimmte Bewegungslinien entwickelte. Ging man dann zum Ausschleifen einer neuen Fläche über, so lag unter dem Druck dieser Gewohnheit und dem anregenden Eindruck des vertrauten Bildes alter Schleifflächen die Wiederholung der geläufigen Formen nahe. An die Nachahmung aber mußte sich allmählich ein Gefühl der Befriedigung knüpfen, welches dann seinerseits zum Motiv derselben werden konnte[1].

Ein ähnliches allmähliches Hervorwachsen ist für die Anfänge des mitteilenden Zeichnens wahrscheinlich. Die einfachsten gezeichneten Wegmarken bestehen in Pfeilen, die im Sand oder auf Stein hergestellt wurden. Sie sind ohne Zweifel aus den realen Wegmarken in Gestalt geknickter oder abgebrochener Zweige hervorgegangen, die noch heute vielfach bei den Naturvölkern vor-

[1] Eine hypothetische Bemerkung sei hier noch über das Problem gestattet, wieso die Menschen der Urzeit dazu kamen, in bestimmten Umrißlinien und ähnlichen schematischen Zeichnungen gewisse Gegenstände zu erkennen. Die häufig darauf gegebene Antwort, daß auf dieser Stufe ebenso wie beim Kinde der Begriff der Ähnlichkeit sehr vager und unbestimmter Natur sei, die Phantasie willig auch einer kargen Anregung entgegenkomme, ist gewiß an sich richtig, löst jedoch das Problem nur zum Teil. In dem eben genannten Kochschen Buche finden wir z. B. Darstellungen des Menschen (oder eines Affen), bei welchen ein gerader Strich den Rumpf und zwei geschwungene Linien die Extremitäten bedeuten sollen. Könnte man hier nicht an die Tätigkeit des Jägers denken, welcher beim Zerlegen seiner Beute die Extremitäten einzeln erfaßt und die Wirbelsäule vor sich sieht und berührt? Es würde sich vielleicht lohnen, der Vermutung einmal nachzugehen, daß bei den ältesten Zeichnungen die Nachbildung realer motorischer Prozesse eine große Rolle gespielt hat.

kommen. Bei diesen liegt aber wiederum eine Entwicklung in der Richtung vom Unbeabsichtigten zum Beabsichtigten auf der Hand, sofern eine durchziehende Menschengruppe unwillkürlich die Zweige in der Richtung ihrer Bewegung knickt und bricht. In ähnlicher Weise sind offenbar die bekannten symbolischen Wegsperrungen durch quer über den Weg gelegte Zweige aus realen Weghemmungen in Gestalt umgefallener Bäume usw. hervorgegangen. Auch die Füße, welche vielfach auf Felsen gezeichnet gefunden werden, knüpfen wahrscheinlich analog an die realen Fußspuren der Wandernden im Sande an.

In der Ornamentik kommt das Kontinuitätsprinzip besonders in der Bedeutung zur Geltung, welche die technischen Motive oder die sogenannten Herstellungsmotive für den Ursprung des Ornamentes nach Untersuchungen besitzen, wie sie neuerdings vorzüglich von Holmes und Max Schmidt angestellt sind. Das Flechten und Binden, das Abdrücken der Finger oder Nägel auf der weichen Tonmasse bringen ohne weiteres gewisse Muster hervor. Viele Generationen hindurch gewöhnten sich die Menschen daran, diese gleichzeitig mit den Augen in sich aufzunehmen und mit der Hände Arbeit herzustellen. Wird dann dasselbe Gerät aus einem anderen Stoff angefertigt, der geflochtene Korb z. B. durch ein Kürbis- oder Tongefäß ersetzt, so liegt die Übertragung der, wie gesagt, nicht nur objektiv sondern auch manuell vertraut gewordenen Muster auf das neue Gerät auf dem Wege der willkürlichen zeichnerischen Herstellung nahe. Der Sprung, der auch hierin noch enthalten ist, kann unter Umständen noch vermindert werden, indem sich eine Zwischenstufe in Gestalt einer völlig mechanischen Übertragung der bisherigen Muster einschaltet. So fand Max Schmidt bei den Bakairi geflochtene Hüllen als Tanzärmel und als Überzug von Keulenstielen in Gebrauch — eine Zwischenstufe, welche für das Auge die Aufforderung zum Beibehalten des gewohnten Musters gleichsam noch dringlicher macht. Aus den so entstandenen geometrischen Ornamenten können dann in derselben Weise, wie wir es vorher bereits bei den Felszeichnungen andeuteten, gegenständliche Darstellungen werden, sobald die Phantasie durch irgendwelche Einflüsse dazu angeregt wird, diese in die geometrischen Linien hineinzusehen. Über die Rolle, welche führende Individuen bei diesem Bedeutungswandel spielen, können wir eine interessante Hypothese aufstellen. Es ist nämlich mehrfach beobachtet worden, daß die Kenntnis der Benennung für die gegenständliche Auffassung derartiger Linien von

großer Bedeutung ist, daß also diejenigen Eingeborenen, welche den Namen eines Musters nicht kannten, auch kein Tier oder anderes Objekt hineinzusehen vermochten[1]. Wir müssen hieraus schließen, daß die Phantasie der meisten Individuen erst einer äußeren Anregung zu jenem Akte des Hineinsehens bedarf. Diese wird gegenwärtig durch den überlieferten Namen gegeben; ursprünglich kann sie nur von einzelnen mit besonders empfänglicher Einbildungskraft ausgestatteten Individuen ausgegangen sein, welche auf diesem Gebiete die Initiative ergriffen. Es erhebt sich dann freilich noch die Frage, warum gerade zu einer bestimmten Zeit solche Personen erstanden. Als rein spontan, eine natürliche Folge der Reife darf man sich den Schritt nicht vorstellen. Mehr vermögen wir leider nicht zu sagen[2].

3. Für das Gebiet der Plastik verdanken wir Holmes ähnliche Untersuchungen. Die Eigenschaften der Symmetrie und der gleichmäßigen kreisförmigen Rundung bei vielen Geräten, die auf späteren Stufen sicherlich der Mitwirkung ästhetischer Motive nicht entbehren, lassen sich erklären als ursprünglich aus praktischen Bedürfnissen hervorgegangen: der ästhetische Sinn hat sich also wieder erst emporgerankt. Die plastischen Verzierungen, welche viele Gebrauchsgegenstände in Gestalt der Nachbildung einzelner Körperteile, besonders einzelner Kopfteile der menschlichen Figur tragen, ohne daß eine praktische Bedeutung damit verbunden wäre, haben ihren Ursprung wahrscheinlich in zufälligen Unebenheiten der hergestellten Geräte, in welche gewisse Ähnlichkeiten mit irgendwelchen Körperteilen hineinzutragen der leicht erregbaren Phantasie des primitiven Menschen nicht schwer fiel. Die für den Gebrauch erforderlichen Füße, Henkel und Griffe vieler Gefäße wurden dann im weiteren Verlaufe der Entwicklung die Hauptträger dieser plastischen Ausschmückungen. In diese wurden dann auch die vorher erwähnten geometrischen Ornamente hineingezogen. Wo sie in der Nachbarschaft plastischer Verzierungen,

[1] Emil Stephan, Südseekunst. S. 117. Mündliche Mitteilungen von Dr. Stephan und Dr. Theodor Koch-Grünberg.

[2] Gewisse Beobachtungen deuten darauf hin, daß die Berührung mit einer fremden Kultur die Zeichnungen realistischer zu gestalten vermag. Vgl. Max Schmidt, Indianerstudien in Zentral-Brasilien, S. 327. Auch in der ägyptischen Kunst weicht die steife typische Form der individuellen charakterisierenden Darstellung im Zusammenhang mit Völkermischungen und der Wahrnehmung von Rassenunterschieden. Wundt, Völkerpsychologie, II, 1. S. 152. „In der Geschichte der Landschaftsmalerei ist es ein gewöhnlicher Vorgang, daß eine fremde Welt eher fesselt, weil ihre Farbenpracht die Augen des Malers anders

z. B. einer Nase oder eines Mundes auftraten, wurde die Phantasie durch die letzteren angeregt ähnliche Gebilde, etwa ein paar Ohren, auch in jene Linien hineinzusehen und hineinzutragen [1]. — Für die Abhängigkeit der Kunsttätigkeit von solchen äußeren Reizen hat uns Karl von den Steinen ein schönes Beispiel mitgeteilt. Die Bororofrauen pflegen ihre tönernen Gefäße einer Reihe von Tierarten einigermaßen anzugleichen, indem sie deren Extremitäten, Mund und Sinnesorgane an den Rändern andeuten. Zu den bevorzugten Tieren gehört dabei die Kröte, deren Mund mit besonderer Deutlichkeit dargestellt wird. Als dieser einmal einer Frau aus Versehen offen statt geschlossen geriet, wurde sie durch den neuen Anblick an den Mund der verhaßten Suyaindianer erinnert, deren charakteristischer Lippenpflock ihrer Einbildungskraft wohl gegenwärtig war und die Ursache für die besondere Ähnlichkeit abgab. Sofort erklärte sie strahlend vor Freude über den gelungenen Scherz ihr Erzeugnis für einen Suyaindianer [2].

Dieselbe Lenksamkeit der Phantasie konnte Karl von den Steinen an einer Reihe unbearbeiteter Schmuckstücke, welche die Gestalt kleiner Steine und Muscheln hatten, feststellen. Geringe Ähnlichkeiten, die das empfängliche Auge sofort wahrnahm, genügten, um sie für einen Fisch, einen Vogel usw. erklären zu lassen. Ebenso erging es gewissen Nutzhölzern oder den roh gekneteten Lehm- und Wachspuppen, bei denen wenige rohe ursprünglich wahrscheinlich beim Kneten entstandene Griffe hinreichten, um die Illusion der Menschenähnlichkeit zu erzeugen und zu erhalten. Bei den letzten beiden Arten von Gebilden sprach noch ein praktischer Zweck mit ebenso wie bei den Figuren, die aus Maisbüscheln oder Maisstroh geflochten waren und in charakteristischer Weise Spielpuppen, Vögel und Säugetiere darstellen. Ursprünglich trugen diese Gebilde die reifen Maiskolben in sich; nach deren Genuß waren sie zu leeren Strohgehäusen geworden. In allen diesen Fällen handelt es sich neben der ästhetischen Befriedigung um eine praktische Art, das Material aufzubewahren, bei welcher eine Kontrolle über dessen Verbrauch sehr erleichtert wird: jedes

packt als die altgewohnte Umgebung. Auf dem Umwege über die morgenländische und mittelländische Natur hat die Landschaftsmalerei ihre heimatlichen Gegenden erkannt." Friedrich Ratzel, Über Naturschilderungen, S. 333.

[1] Holmes in den Reports of the Bureau of Ethnology, Bd. VI und XX. Wundt, Völkerpsychologie II, 1, S. 169 f.

[2] Karl von den Steinen, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens. Volksausgabe. S. 263.

Angreifen der Vorräte mußte sich bei der geformten Masse sofort verraten, während es bei der ungeformten nur schwer festzustellen war[1]. Diese Nützlichkeit war für die Erhaltung des Brauches gewiß wesentlich; über seine Entstehung klärt sie uns freilich nicht auf, da sie nur als ein sekundäres Motiv gelten kann.

4. Daß das komplizierte Gebilde des Schauspiels nicht aus dem Nichts hervorgegangen, sondern in Gestalt des Mimus seine Vorläufer in den einfacheren mimischen Tänzen der Naturvölker besitzt, ist jüngst durch die Untersuchungen von Hermann Reich festgestellt worden. Bei jenen mimischen Tänzen, welche bei den Naturvölkern universell verbreitet sind und das Leben der Tiere und anderer Menschenstämme mit ebensoviel Geschick wie offensichtlichem Behagen wiedergeben, könnte man zunächst wohl geneigt sein an einen spontanen Ursprung zu denken, da angesichts der Nachahmungsfähigkeit des primitiven Menschen die Freude am Können und die Befriedigung der Schaulust ein hinreichend kräftiges Motiv dafür abzugeben scheinen. Tatsächlich wissen wir aber, daß magische Interessen dabei mindestens in hohem Maße mitgewirkt haben, indem die Nachahmung eines der wichtigsten Werkzeuge der Zauberei ist. Mochten auch einzelne Individuen zunächst in der angedeuteten Weise auf die nachahmende Darstellung verfallen, so wurde doch jedenfalls ihre Rezeption, Ausbreitung und Vervollkommnung durch die Überzeugung von ihrer Nützlichkeit nicht nur gefördert, sondern erst ermöglicht. Insbesondere hat sich sowohl der griechische wie der mittelalterliche Mimus aus solchen magisch-religiösen Darstellungen, der eine aus den Festen der Mysterien, der andere aus der Liturgie der kirchlichen Feste entwickelt[2].

Bis in die Shakespeareschen Schauspiele hinein hat Reich die Wirksamkeit des alten Mimus verfolgen können, indem er die Figur des Narren und die bekannten Rüpelszenen auf ihn zurückführte; wiederum ein lehrreicher Beweis dafür, in welche Irrgänge die ältere Auffassung sich verlief, welche derartige Erscheinungen als rein spontane Leistungen auffaßte. Wie viele tiefsinnige Betrachtungen sind nicht in dieser Weise angestellt worden über die Genialität Shakespeares, welcher in so harmonischer

[1] Max Schmidt, Indianerstudien in Zentral-Brasilien, S. 65. Karl von den Steinen, a. a. O. S. 255.

[2] Hermann Reich, Der Mimus. Bd. I. Berlin 1903. Wundt, Völkerpsychologie. II, 1, S. 478. — Auch die Nachahmung von Tieren als Jagdmethode kommt für die Ausbildung der mimischen Tänze in Betracht.

Weise dem Großen das Kleine, dem Pathetischen das Alltägliche, dem Tragischen das Komische gegenüber zu stellen wußte und eben durch dieses innige Durchdringen der Kontraste im Gegensatz zu dem ungetrübten Pathos der klassischen und neufranzösischen Dramatiker sich als der wahrhaft große Meister erwies. Daß er die ihm nachgerühmten Qualitäten tatsächlich besaß, soll gewiß nicht bestritten werden; sicherlich aber wären sie in ihm verborgen geblieben oder hätten sich wenigstens nicht in dieser Weise betätigen können, wenn nicht ein überliefertes Verfahren ihm dafür die äußere Stütze geboten hätte.

5. Daß die Entlehnung des Stoffes bei den Dichtern aller Zeiten eine so große Rolle spielt, erscheint uns in diesem Zusammenhange nicht mehr als wunderbar. Schon bei der Erörterung der Mythologie wurden wir darauf aufmerksam. An wenige Grundformen hat sich hier eine unendliche Fülle von Varianten geknüpft, so daß der gesamte Mythenschatz der Welt nach seinem Rohstoff betrachtet fast aus einem einzigen System von Entlehnungen besteht. Das Verhalten der griechischen Tragiker oder des Bocaccio oder Shakespeares in dieser Beziehung kann daher nicht als etwas Singuläres gelten; und eine eigentümliche Ironie des Schicksals hat es gewollt, daß auf dem Gebiet der Erzählungen die Benennungen für die „Novelle“ und „Anekdote“ sich nur nach dem Prinzip: lucus a non lucendo erklären lassen. Ebenso stark sind die Anleihen der Dichter bei der Wirklichkeit. Wir wissen heute, woher Aristophanes seine phantastischen Tiergestalten, woher er den Stoff für seine Darstellung einer utopistischen Gesellschaftsordnung nahm. Auch hier heißt es: von der Spontaneität des Schaffens darf man nicht zu hoch denken.

5. Die Wissenschaft.

> Crescunt disciplinae lente tardeque; per varios errores sero pervenitur ad veritatem. Omnia praeparata esse debent diuturno et assiduo labore ad introitum veritatis novae. Iam illa certo temporis momento divina quadam necessitate coacta emergit.
>
> Jacobi.

1. Auch der Ursprung der Wissenschaft hat sich nicht spontan und plötzlich vollzogen; vielmehr besaß sie bereits eine lange Vorgeschichte im menschlichen Denken, die die entsprechende Disposition und geistige Reife erzeugt hatte, als durch praktische Bedürfnisse ihre Anfänge ausgelöst wurden. Die vorbereitenden Betätigungen liegen einerseits auf dem Gebiete der Mythologie, anderseits auf dem der Dialektik. Daß sich in der Mythologie

der Naturvölker ein reges theoretisches Interesse an den Dingen des Lebens bekundet, kann nicht bestritten werden; am deutlichsten ist es bei den oben erwähnten explanatorischen Mythen, welche den Ursprung bestimmter Tatsächlichkeiten erklären wollen. Freilich sehen wir auch hier das theoretische Interesse sich nachträglich an Objekten praktischer Bedürfnisse emporranken. Dasselbe gilt übrigens auch von den Mythen, die sich auf Sonne und Mond beziehen, da diese Gestirne als Zeitmesser äußerst wichtig sind. Daneben hat die Dialektik der Naturvölker eine wichtige Vorschule des wissenschaftlichen Denkens gebildet. Sie spielt überall, bei den Ratsversammlungen wie bei persönlichen Abmachungen, da, wo politische oder kriegerische Unternehmungen, gemeinsame Jagden, Rechtsfragen, Familienangelegenheiten oder geschäftliche Unternehmungen in Frage kommen, eine große Rolle. Vielleicht die eindringlichste Schilderung dieser Dinge hat Nachtigal von den kulturell freilich schon hoch entwickelten Tedas der Sahara entworfen. Er bezeichnet es als fast unglaublich, welchen Grad von Argumentationsschärfe, welchen Aufwand von Schlauheit in ihren Angelegenheiten persönlichen Interesses, welche Urteilsfeinheit sie in den Diskussionen ihrer öffentlichen Angelegenheiten entwickeln[1]. Wenn ferner nach Junker bei den Negerstämmen im oberen Nilgebiet die Häuptlinge ihre Untertanen meistens in der Denkkraft und im Begriffsvermögen übertreffen, so findet auch er den Grund dafür abgesehen von ihrem größeren Wirkungskreis in der „täglichen Übung durch lange parlamentarische Reden auf den Versammlungsorten, wobei das geflügelte oft mit Bildern und Vergleichen geschmückte Wort das Denken befördert und den Ausdruck geläufig macht.“[2] Man darf dabei freilich nicht an die spontane Betätigung einer rein idealen Regung denken; vielmehr handelt es sich auch hier um die Wahrung des persönlichen Interesses, um derb egoistische Motive. Nachtigal rühmt in der eben herangezogenen Schilderung ausdrücklich die Virtuosität, mit welcher die Tedas bewußt Trugschlüsse und Spitzfindigkeiten aller Art vorbringen, um den Partner bei Nebenfragen festzuhalten, um in persönlichen Angelegenheiten Recht zu behalten: wo es sich um nicht mehr als ein paar Nähnadeln handelt, da hocken die Eingeborenen stundenlang in kleinen Gruppen beiseite und debattieren. Ebenso bezeichnet Fritsch die Gewandtheit der Kaffern, in

[1] Nachtigal, Sahara und Sudan, I, S. 324.
[2] Junker, Reisen, II, S. 198.

Rechtsfragen zu urteilen, als bewundernswert, fügt aber hinzu, sie sei nur ausgebildet, weil sie ihrem Egoismus diene[1]. Daß eine solche rein geistige Waffe schon auf dieser Stufe einen so großen Vorteil zu verleihen vermag, wird uns heute nicht mehr als wunderbar erscheinen, wo wir hinlänglich über die Rolle aufgeklärt sind, welche die Autorität gerade auf den tiefsten Stufen der Menschheit spielt: die Willigkeit zur Unterordnung, die Lenksamkeit und Fügsamkeit ist gerade hier am stärksten entwickelt. Daher findet die Fähigkeit und Neigung zur Beeinflussung eben hier ihren größten Spielraum. Wie wichtig diese Art Redekunst für die Vorbereitung des wissenschaftlichen Denkens war, beweist hinlänglich die Bedeutung, welche die Dialektik noch im klassischen Altertum besessen hat, und der Einfluß, den man allgemein der mittelalterlichen Scholastik auf die spätere Entwicklung der Naturwissenschaften zuschreibt. Im Altertum läßt der sokratisch-platonische Dialog noch deutlich erkennen, wie sich der innere Kampf der Gedanken aus dem äußeren Streit der Meinungen, wie sich die innere logische Überzeugung der Richtigkeit aus der äußeren Durchsetzung der Behauptungen entwickelt hat[2].

Welche auslösende Wirkung der Nutzen auf die Anfänge der Wissenschaft geübt hat, ist oft betont worden. So werden die Anfänge der Geometrie aus der Feldmessung, diejenigen der Astronomie aus der Beobachtung der Gestirne im religiösen, wirtschaftlichen und nautischen Interesse, diejenigen der Alchemie und damit der Chemie aus der Behandlung der Metalle abgeleitet. Im Beginn der Neuzeit ist die Bedeutung der Technik für die Entwicklung der Naturerkenntnis ebenso unverkennbar wie in der Gegenwart. Ebenso hängt die Abkehr von der rein politischen Behandlungsweise in der heutigen Geschichtsschreibung, die Heranziehung der gesamten Kultur, die Aufnahme der sozialen und wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen sowie die wachsende Pflege der Geographie und Völkerkunde mit naheliegenden praktischen Interessen und Bedürfnissen zusammen. Im Vorbeigehen sei hier auf die ähnliche Rolle hingewiesen, welche bisweilen die Outsiders bei der Entwicklung neuer Richtungen in der Wissenschaft spielen. Wäre die Ethik jemals aus sich heraus darauf verfallen die Wichtigkeit der Auslese des Menschenmaterials durch

---

[1] Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas, S. 55.
[2] Hermann Nohl, Sokrates und die Ethik, S. 32.

freiwilligen Verzicht auf Propagation, durch den Druck der öffentlichen Meinung, durch öffentliche Institutionen und gesetzgeberische Aktionen zu erkennen und so einer Bevölkerungspolitik das Wort zu reden? Der Darwinismus hat ihr hier in der Tat einen Dienst erwiesen, der noch lange nicht genug gewürdigt wird.

2. Auch die Weiterentwicklung der Wissenschaften verleugnet die Herrschaft des Kontinuitätsprinzips nicht[1]. Dahin gehört zunächst die bekannte Tatsache vergeblicher Vorstöße in Gestalt solcher Entdeckungen, die von den Zeitgenossen nicht gewürdigt und nicht beachtet werden und daher einer späteren Wiederholung bedürfen. Als Beispiel führen wir die Gestalt des Mönches Roger Baco an, der bereits im Mittelalter Gedanken aussprach, welche erst Jahrhunderte später die aufkeimende Blüte der Naturwissenschaften realisierte. Ebenso zählt hierher das mehrfache Auftreten der wissenschaftlichen Entdeckungen. So ist z. B. das Prinzip der Gravitation zuerst von Robert Hooke 1666, später von Newton, die Infinitesimalrechnung zugleich von Leibniz und Newton, die Entwicklungslehre von Darwin und Wallace, das Energieprinzip von einer größeren Anzahl von Forschern gefunden worden. Für das letztere erklärt es Mach geradezu für unmöglich eine einzelne Person verantwortlich zu machen[2]. Es ist interessant zu sehen, wie sich seiner

---

[1] Für das besondere Gebiet der Wissenschaft haben die Gültigkeit dieses Prinzips bereits Avenarius und Mach betont. Vgl. Petzold, Philosophie der reinen Erfahrung. II, 102.

[2] Mach, Prinzipien der Wärmelehre, S. 241. „Die Keime dieses Satzes, die Überzeugung von der Unmöglichkeit des perpetuum mobile, von der maßgebenden Bedeutung der Arbeit, reichen so weit zurück, und diese Überzeugungen haben sich anderseits so allmählich geklärt, daß man denselben nach bestimmten Personen kaum ohne Unbilligkeit gegen andere benennen könnte." Genau denselben Gedanken drückt in Hinblick auf die Entstehung des Dampfschiffes ein zeitgenössischer Ingenieur mit folgenden Worten aus: „Überhaupt ist es ein immer wiederkehrendes Moment in der Geschichte der Erfindungen und so auch hier, daß die tatsächliche Erfindung irgendeiner Vorrichtung oder dergleichen durch eine Person schwer festzustellen ist. Nachdem die Idee schon lange vorhanden gewesen, versucht einer, ihr ein praktisches Gesicht zu geben, ohne äußeren Erfolg, andere kommen hinzu, fügen dem Werke das bei, was dem ersten Gebilde zum Erfolge mangelte, wieder andere führen Verbesserungen der Erfindung ein, welche ihr zum allgemeineren Gebrauch verhelfen, — und schließlich ist es eine heikle Aufgabe, diesen oder jenen als den wahren Erfinder zu bezeichnen. Es ist ebenfalls eine alte Erfahrung der Technik, daß sich die Lösung einer Erfindung fast nie als aus einem Guß geworden, als das Produkt einer einzigen schöpferischen Idee dar-

Darstellung, obwohl ihm alle theoretischen soziologischen Erörterungen völlig fern bleiben, gleichsam von selbst der Begriff der Reife aufdrängt. Er sagt hierüber: „Die vorausgehende Übersicht zeigt deutlich, daß diese Gedanken nicht einer bestimmten Person als ausschließliches Eigentum zugesprochen werden können. Dieselben waren eben vorbereitet und haben sich zur Zeit der Reife in verschiedenen Köpfen fast gleichzeitig und unabhängig voneinander entwickelt . . . Man ist mit der Beschuldigung, Gedanken entlehnt zu haben, recht freigebig, ohne zu erwägen, daß alle Forscher an den gemeinsamen Überzeugungen ihrer Zeit teilnehmen und daher mehr oder weniger leicht denselben Gedanken zugänglich sind". Lehrreich ist auch die persönliche Bemerkung Machs, daß für ihn bereits als Schüler das Energieprinzip die Bedeutung einer subjektiven Überzeugung gewonnen habe, als er bei ber Lektüre zufällig einmal auf den Begriff des mechanischen Wärmeäquivalentes stieß. Übrigens wissen wir auch aus dem Leben von Helmholtz, daß zu der Zeit, wo er zur mathematischen Formulierung und Demonstrierung des Energieprinzips schritt, dieses bereits seit Jahren für ihn zu einer fast selbstverständlichen Gewißheit geworden war[1]. Daß die romantische Naturphilosophie den Boden für diese Entdeckung hatte vorbereiten helfen, ist für Mayer sicher und auch für Helmholtz in anbetracht des Verhältnisses, in dem sein Vater zur spekulativen Philosophie stand, wahrscheinlich. Ferner ist heute bekannt, daß bereits etwa zwanzig Jahre vor der wirklichen Entdeckung Sidi Carnot in einer Arbeit, die erst nach seinem Tode veröffentlicht wurde, durch seine Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen Wärme und Arbeit der Erkenntnis der Energiekonstanz sehr nahe geführt war. Wir berühren damit eine weitere Tatsache: die langsame Entwicklung neuer Gedanken. So reicht der Entwicklungsgedanke in der modernen Fassung mindestens zwei Generationen vor Darwin zurück. Zuerst wurde er in spekulativer Form für die Erscheinungen des geistigen Lebens ausgesprochen. Von den Romantikern wurde er darauf in den Geisteswissenschaften weiter eingebürgert und wanderte gleichzeitig in die Naturphilosophie hinüber. Abermals eine Generation später versuchte dann erst Darwin

---

stellt, sondern daß alle großen Errungenschaften der modernen Technik nur möglich waren, indem ihre Gestalter auf bereits vorhandener Erkenntnis logisch weiterbauten und dieselbe geschickt anzuwenden verstanden." Radunz, 100 Jahre Dampfschiffahrt, S. 70.

[1] Leo Königsberger, Hermann von Helmholtz. I, S. 56.

und gleichzeitig Wallace, ihn durch greifbare Tatsachen zu stützen. Dabei wiesen die Lehre des Malthus und die Tatsachen der künstlichen Züchtung, die sich in England überall beobachten ließen, Darwins Gedanken die Wege. Und wiederum erleben wir heute eine Wandlung, indem sein Verfahren uns als noch zu spekulativ, als ein Stück Naturphilosophie erscheint und man durch systematische Beobachtungen und umfassende Experimente das Problem in neuer und gründlicherer Weise aufzuhellen sucht. Als ein weiteres Beispiel führen wir Fouriers Theorie der Wärmeleitung an; über die in ihr enthaltene Entdeckertat äußert sich Mach in folgender Weise[1]: „Jedem, der die Fouriersche Theorie kennen lernt, wird dieselbe als eine große Leistung erscheinen. Bedenkt man aber, aus was für einfachen Elementen sich dieselbe zusammensetzt, welche von verschiedenen bedeutenden Menschen in dem Zeitraume von mehr als einem Jahrhundert mühsam und unter vielfachen Irrtümern herbeigeschafft worden sind, so darf man wohl glauben, daß dieses Gebäude unter günstigern äußeren und psychologischen Umständen wohl auch in recht kurzer Zeit hätte zustande kommen können. Man lernt hieraus, daß auch der bedeutende Intellekt mehr dem Leben als der Forschung angepaßt ist". Mit dieser Langsamkeit verbindet sich wenigstens von dem Standpunkt der späteren Betrachtung ein hohes Maß von Umständlichkeit und Planlosigkeit. „Die nächstliegenden Erfindungen von prinzipieller Bedeutung werden in der Regel am spätesten und auf den größten Umwegen gemacht" (Werner Siemens). Typisch ist, was über diesen Punkt Helmholtz einmal von sich selbst sagt: „Ich mußte mich vergleichen einem Bergsteiger, der ohne den Weg zu kennen langsam und mühselig hinaufklimmt, oft umkehren muß, weil er nicht weiter kann, bald durch Überlegung, bald durch Zufall neue Wegspuren entdeckt . . . und endlich, wenn er sein Ziel erreicht, zu seiner Beschämung einen königlichen Weg findet . . ."[2] In einem andern Bilde gesprochen: der Fortgang des menschlichen Geistes gleicht selbst auf diesem Gebiet, wo jener seine höchste intellektuelle Leistungsfähigkeit entfaltet, eher dem Kriechen der Schnecke als dem stolzen Fluge des Adlers.

Eine Erscheinung von verwandter und zugleich entgegen-

[1] Wärmelehre. S. 123.

[2] Beide Äußerungen angeführt bei Volkmann, Erkenntnistheoretische Grundzüge der Naturwissenschaften. S. 135.

gesetzter Art ist das Vorbeigehen an reifen Früchten der Wissenschaft. So erging es Galilei hinsichtlich des Beharrungsgesetzes. Nachdem bereits Lionardo da Vinci die Tendenz der Beharrung in der Bewegung als erster ausgesprochen hatte und Benedetti ein weiteres Glied der Kette mit seinen Arbeiten geliefert hatte, stand Galilei einer allgemeinen Formulierung des Beharrungsgesetzes so nahe, daß er — so meinen wenigstens wir Epigonen — nur zuzugreifen brauchte. Allein er überließ trotzdem den letzten Schritt dem genuesischen Mathematiker Baliani.[1] — Endlich weisen wir auf das langsame Entfrommen wissenschaftlicher Theorien hin: wo solche einmal entstanden sind, da suchen sie sich gegen neue ihnen widerstreitende Tatsachen selbst durch die verzweifeltsten Anpassungsversuche zu schützen — vielleicht das ergreifendste Zeugnis für die Unfähigkeit des menschlichen Geistes zu spontanen Leistungen. Man denke an die fortgesetzten Umwandlungen, welche mit dem ptolemäischen Weltsystem vorgenommen wurden, oder an die Versuche, die Theorie eines besonderen Wärmestoffes mit gewissen neuen Beobachtungen in Einklang zu bringen. Als sich nämlich herausstellte, daß Reibung Wärme erzeugt, suchte man diese Tatsache dadurch zu erklären, daß die zerriebenen Teilchen des betreffenden Körpers eine geringere Wärmekapazität als der solide Stoff besäßen; in derselben Weise wurde das Verschwinden der Wärme beim Schmelzen und Sieden deduziert[2].

6. Die Physiognomie der modernen Kultur.

Die Herrschaft des Kontinuitätsprinzips zeigt sich in dem Gesamtaspekt unserer modernen Kultur vorzüglich in der Gestalt eines großen Widerspruchs zwischen ihren verschiedenen Gebieten. Die neuen Kräfte, die in ihr erstanden sind, haben sich nämlich nicht in allen Sphären gleichmäßig durchgesetzt. Heimisch gemacht haben sie sich nur in den beiden Gebieten, in denen sie ihre Ausbildung empfangen haben, in der Wissenschaft und der Wirtschaft, bei der letzteren dabei speziell an die Unternehmung gedacht. In diesen herrscht ein Geist, den man als Tendenz zur Rationalisierung bezeichnen kann: Besonnenheit in Gestalt der Verbindung von Abwägen und zähem Durchführen,

---

[1] Siegmund Günther, Kepler. Galilei. S. 172.

[2] Über die außerlogischen Ursachen wissenschaftlicher Überzeugungen vgl. unten S. 78 f., über die Tätigkeit des schöpferischen Geistes in ihr S. 96 f.

kritisches Verhalten, innere Selbständigkeit, starke Energie, freie Persönlichkeit — das sind die charakteristischen Merkmale dieses Geistes. Wenn von irgendeinem so sollte man von einem so gearteten Zeitalter erwarten, daß es ein besonders hohes Maß von Spontaneität besäße, daß es insbesondere imstande wäre, jene seine Grundtendenz auch auf anderen Lebensgebieten zur Geltung zu bringen und dort vermöge ihrer schöpferische Taten zu vollbringen. Tatsächlich aber erweist sie sich in allen andern Bereichen sowohl denen der persönlichen Lebensführung wie denen der übrigen Kulturgüter als wenig wirksam oder gar ohnmächtig. Auf welch tiefem Niveau z. B. steht bei uns noch heute die Wirtschaft und das ganze Leben der Familie: welcher Mangel an Präzision, an Zeitausnützung, an besonnener Disposition, an Großzügigkeit! Die gewaltige Kluft, die heute zwischen den beiden Geschlechtern gähnt, beruht mindestens zu einem sehr großen Teil auf einem verschiedenen Verhältnis beider zu der führenden Tendenz unserer Kultur: der Mann, in die Bewegungen des beruflichen und öffentlichen Lebens verflochten, kommt mit jenem Geist des Rationalismus in viel engere Berührung als die in der Idylle des Hauses ihre Tage abspinnende Frau. Welche Kluft gähnt zwischen dem Grade von Besonnenheit, Umsicht und Gründlichkeit, mit dem der Unternehmer oder der Forscher die Aufgaben seines Berufes erledigt, und dem Mangel an diesen Eigenschaften, den der einzelne überall im Bereiche seiner persönlichen Lebensführung dokumentiert, da wo es sich um die Interessen der Muße, der Bildung und der Entwicklung der Persönlichkeit handelt: welche Vergeudung an Kraft, welche Planlosigkeit und Zersplitterung beherrscht überall unser Tun und Lassen auf diesem Gebiete. Derselbe Abstand zwischen der kritischen Besonnenheit, Mäßigung und Zurückhaltung, mit der das Urteil bei der wissenschaftlichen Arbeit oder der Kalkulation des Unternehmens gebildet wird und den Fundamenten, auf denen sich die Überzeugungen des täglichen Lebens sowohl des privaten wie des öffentlichen erheben. Wie sehr sinkt der Gelehrte oder der Richter von seinem logischen Niveau herab, sobald er sein Berufsfeld verläßt und in den breiten Strom des täglichen Lebens untertaucht! Unsere Überzeugungen beruhen außerhalb der beiden Höhengebiete unsrer Kultur durchweg nicht auf kritischer Abwägung, nicht auf besonnener Prüfung des Für und Wider, sondern auf dem bloßen Impuls, der seinerseits auf ererbtes Denken, auf Gewohnheiten, plumpe Analogien, auf den Einfluß drastischer Anschauungen und auf Einwirkungen

unserer Zu- und Abneigungen hinweist. Man erwäge z. B. die Art, wie öffentliche Meinungen entstehen; welche Rolle Gerüchte, Vorurteile und Parteileidenschaft dabei spielen. Überall gilt bei uns noch hier wie im privaten Leben der Satz, daß der beredste Anwalt nicht die Vernunft, sondern der Appell an die Leidenschaft ist. So sehen wir auch bei der Erörterung politischer Dinge, daß die Logik der dabei entfalteten öffentlichen Argumentation oft kaum höher steht als die Sophistik, mit der der Neger in seinem Palaver die Bewunderung seiner Stammesgenossen erregt. Oder man denke an einen heute weit verbreiteten Typus von Anschauungen und Praktiken, welche sich auf unser Heilwesen beziehen: welche Selbstüberschätzung und Oberflächlichkeit in der Beurteilung, welche Vorliebe für Verfahren und Argumentationen, deren Tiefstand dem kritischen Betrachter offen vor Augen liegt — ein Schauspiel, das uns anmutet, als ob die wissenschaftliche Denkweise eine private Liebhaberei weniger Personen wäre. Man mache sich endlich den breiten Raum klar, den Mode und Konvention im Bereiche unserer Kleidung, unserer Wohnungsverhältnisse und unserer Umgangsformen fast überall da einnehmen, wo Zweckmäßigkeitsrücksichten, ethische und ästhetische Gesichtspunkte maßgebend sein sollten: wir treten in eine andere Welt, wenn wir aus unsern Lehrsälen und Arbeitsräumen in dieses Bereich hinüberschreiten[1].

Wir sehen: die neuen Kräfte, welche unsere Kultur entfaltet hat, erweisen sich als ohnmächtig außerhalb ihrer eigensten Gebiete die Beharrungskraft der überlieferten alten Zustände zu überwinden. Sie sind zu schwach dazu, weil sie hier nicht denjenigen D r u c k auszuüben vermögen, durch den sie in ihrer eigenen Sphäre sich zur Geltung bringen. Im Bereich der Wissenschaft und des wirtschaftlichen Lebens hat im Durchschnitt die Leistung die engste Fühlung mit dem Erfolg. Jede Vernachlässigung und Verfehlung ist der Kritik ausgesetzt, ist mit Mißachtung und

[1] Ausführlich hat der Verfasser diesen „Dualismus“ unserer Kultur zu schildern gesucht in seinem Buche: Natur- und Kulturvölker, S. 415f. Überhaupt ist ein Grundgedanke dieses Buches die Herrschaft der Kontinuität in der Kulturentwicklung, insbesondere das enorme Nachwirken der niederen Kulturformen auf der Höhe unserer Gesittung. Vorzüglich offenbart sich diese Tatsache natürlich in den unteren Volksschichten. Das Christentum unserer Volksmassen enthält so zum Teil noch einen rein heidnisch-polytheistischen Kern in sich, teils sinkt es in die Härte und Sprödigkeit des alttestamentlichen Gottesbegriffes zurück.

wirtschaftlichem Nachteil bedroht, während besonderen Leistungen entsprechende Erfolge winken. So starke Motive wie Ehrgeiz und Erwerbssinn auf der einen Seite, Furcht vor Bloßstellung und Verarmung auf der andern Seite vereinigen sich hier mit dem schon an sich sehr wirksamen Beweggrund der Freude am Können, um den Menschen rastlos vorwärts zu treiben. Dieser Druck aber fehlt in den übrigen Sphären unserer Kultur; und rein spontan, gleichsam aus Liebe zur Sache, um ihrer selbst willen vermag der Geist des Rationalismus den Menschen nicht in Bewegung zu setzen. Lehrreich ist dafür das Schicksal der vielen öffentlichen Reformbewegungen, die auf dem Gebiete der Hygiene oder der Humanität unsere Zustände zu rationalisieren anstreben: wie langsam erringen alle diese Bestrebungen, die in erster Linie an ideale Motive appellieren, einen Erfolg; und dieser wäre jedenfalls noch viel geringer, wenn nicht der Mechanismus ihrer Organisation vermöge der Natur alles Vereinswesens vielfach die Menschlichkeit der Beteiligten sich dienstbar machte.

Ebenso ohnmächtig bleibt die Tendenz zur Rationalisierung des Lebens den übrigen Kulturgütern gegenüber. Typen, die den Anfängen der menschlichen Gesittung angehören, sehen wir hier ihr Trotz bieten. Wie fremdartig ragen in unsere Religion, wie schon oben erörtert, die Sakramente hinein: wie widerspricht es dem Geiste unserer Kultur, die innerlichsten Güter unseres Lebens an einen ganz bestimmten äußeren Vorgang zu binden. Alles Bestreben aber, die Religion rein auf die Innerlichkeit der freien Persönlichkeit zu stellen, erweist sich bis heute noch als ohnmächtig. Ebensowenig vermag unser Strafwesen bis heute den Charakter der Vergeltung zu verleugnen. Der Vergeltungstrieb ist eine veredelte Form des Rachetriebes, aus dem er hervorgegangen ist und dessen Herrschaft uns in den Anfängen der Strafe, z. B. in der bekannten Gestalt der Blutrache, entgegentritt. Beide Triebe unterscheiden sich nur dadurch voneinander, daß die Träger des einen die beteiligten Personen, diejenigen des andern die unbeteiligten Zuschauer sind. Jedenfalls ist dieses Verlangen, das Böse mit einem schädigenden Eingriff um seiner selbst willen ohne Rücksicht auf weitere Folgen und ohne Interesse an solchen zu vergelten, noch heute die Seele unseres Strafverfahrens; und alle die bekannten Theorien der Sühne oder der Besserung sind in rein psychologischer Hinsicht nur Bemäntelungen dieser Tatsache, die sich daraus erklären, daß jener Vergeltungstrieb wegen seiner nahen Verwandtschaft mit dem Racheverlangen dem geläuterten

sittlichen Gefühle anstößig wird[1]. Erst gegenwärtig erstarkt bekanntlich allmählich diejenige Strömung, welche die Strafe zu einem Werkzeug umgestalten will, das den Interessen der menschlichen Gesellschaft dienen soll. Ähnlich unser Schulwesen. Am Anfang allen Unterrichts steht das mechanische Aneignen des Lernstoffes durch bloße Gedächtnistätigkeit, wie es noch heute in den Ländern des Koran oder in China geübt wird. Dazu ist dann in unseren Schulen allmählich das Bestreben nach logischer Disziplinierung gekommen. Tatsächlich vereinigt die heutige Schule in formaler Hinsicht die Denkgymnastik mit dem Prinzip der alten Memorirschule. Sie baut noch immer, soweit sie das letztere vertritt, auf den beiden Voraussetzungen auf, daß das gründlich Gelernte von rechtswegen niemals wieder aus dem Gedächtnis verschwindet, und daß eine Summe ganz bestimmter einzelner Kenntnisse das Wesen der Bildung ausmacht und daher für den Wert der Persönlichkeit mit von ausschlaggebender Bedeutung ist. Bedenkt man, daß schon die einfachsten Beobachtungen des täglichen Lebens zeigen, wie unzuverlässig unser Gedächtnis arbeitet, wie schnell es seine meisten Erwerbungen wieder verliert und wie das Inventar der von der Schule geforderten Bildungskenntnisse kaum von einem einzigen Gebildeten vollständig besessen wird, so kann man zweifeln, welche dieser beiden Voraussetzungen von einer trostloseren Indolenz zeugt. Wohl macht sich auf all den Gebieten, die wir eben mit einem raschen Blicke streiften, ein leidenschaftliches Streben nach Wiedergeburt, eine heiße Sehnsucht nach Verjüngung bemerklich; aber der Strom dieser Bewegungen prallt ohnmächtig an dem granitnen Gebäude der überlieferten Wirklichkeit ab: gegen die zähe Gewalt der Überlieferungen, gegen die Macht der Trägheit erweisen sich die idealen Motive, die nur an die Spontaneität des Geistes zu appellieren vermögen, als kraftlos. Und an derberen Antrieben, die sich zu ihnen gesellen müßten, fehlt es.

[1] Vgl. die einschlägigen Ausführungen bei Westermarck, Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe. I, 66 f.

II.

Psychologischer Teil: Die historische Struktur des Bewußtseins.

Der einzelne Vorgang ist von der ganzen Totalität des Seelenlebens im Erlebnis getragen, und der Zusammenhang, in welchem er in sich und mit dem Ganzen des Seelenlebens steht, gehört der unmittelbaren Erfahrung an.

Dilthey.

1. Grundgedanke.

Die Aufgabe dieses Kapitels besteht darin, für die eben betrachteten Tatsachen die Grundlagen in den Eigenschaften des menschlichen Seelenlebens aufzudecken. Sie mit befriedigender Gründlichkeit zu lösen ist zurzeit nicht möglich. Das Experiment hat sich der verwickelteren Bewußtseinsvorgänge fast noch gar nicht bemächtigt, und auch die Selbstbeobachtung, die Beobachtung der Erscheinungen des täglichen Lebens und die Analyse der objektiven Gebilde der geistigen Kultur haben bis jetzt nur wenig verwendbares Material zu liefern vermocht. Der Soziologe ist daher genötigt, zu den einschlägigen Fragen in möglichster Anlehnung an die bekannten Tatsachen und die bestehenden Theorien selbständig Stellung zu nehmen und eine eigene Auffassung zu entwickeln. Vermindert wird die Schwierigkeit dadurch, daß es sich dabei mehr um eine Beschreibung und Charakterisierung von Tatbeständen als um deren Analyse und Erklärung handelt: es kommt hier dasjenige in Betracht, was Dilthey als beschreibende Psychologie bezeichnet hat — eine Psychologie, welche die Persönlichkeit und die Einheitlichkeit des Bewußtseins voraussetzt, dessen einzelne Betätigungen aus dem Ganzen erklärt und bei deren Charakterisierung sich auf dieses bezieht.

Obwohl es sich also nur um eine provisorische Lösung handelt, vermögen wir doch dabei eine Grundeigenschaft des menschlichen

Bewußtseins festzustellen und in ihren manigfachen Verzweigungen zu verfolgen, die uns wenigstens in großen Zügen die die Kultur beherrschende Beharrungstendenz und Stetigkeit im Wandel verständlich macht und ihre Verankerung in der Struktur des Seelenlebens enthüllt. Daneben werden wir zugleich mehr direkt auf einzelne Tatsachen hinweisen, die wie der Mangel an Initiative und Spontaneität oder die starke Beeinflußbarkeit des einzelnen durch seine Umgebung für unser Thema wichtig sind. Jene Grundeigenschaft können wir bezeichnen als historische Struktur. Damit ist die folgende Tatsache gemeint: der einzelne Bewußtseinsvorgang tritt, auch wenn er noch so einfacher Natur ist, nicht isoliert auf; er ist in seinem Verlauf von früheren Vorgängen nicht unabhängig, sondern wird von ihnen beeinflußt. Die meisten Erlebnisse gehen nicht spurlos durch unser Bewußtsein hindurch, sondern hinterlassen Nachwirkungen in dem Sinne, daß sie spätere Vorgänge zu beeinflussen vermögen. Wir können den Sachverhalt auch so formulieren: jeder augenblickliche Bewußtseinszustand hat einen prägnanten Charakter; außer dem, was dem äußeren Reiz entspricht, oder außer den klar bewußten Bestandteilen kommen für den Zustand des Bewußtseins und für seine Leistungen eine große Menge anderer Einflüsse in Betracht, die auf früheren Erlebnissen und der ganzen Art der Persönlichkeit beruhen. Man sieht, es handelt sich hier in letzter Linie um den Zusammenhang des Bewußtseins. Dieser ist natürlich immer bekannt gewesen, wenn schon gewisse Tendenzen und Methoden der Psychologie seine Beachtung und Würdigung zeitweilig haben zurücktreten lassen. Insbesondere ist er nach zwei Seiten hin dem Psychologen geläufig: der augenblickliche Bewußtseinsinhalt besitzt in sich einen engen Zusammenhang, im Nebeneinander und im Nacheinander; und er verknüpft sich mit früheren gemäß den Gesetzen der Assoziation. Diese sind bekanntlich nicht auf komplexe Gebilde, sondern auf deren Elemente zu beziehen: jeder Bewustseinsinhalt hat die Tendenz frühere zu reproduzieren, die mit ihm gemeinsame Bestandteile besitzen. Jedes Erlebnis hat also eine Neigung sich wieder zur Geltung zu bringen. In unserer Betrachtung tritt eine andere Seite dieses Zusammenhanges in den Mittelpunkt, nämlich die Wirkung, welche er auf den Inhalt des Bewußtseins ausübt, und insbesondere die Art, wie er die Neigung zum Beharren und unter Umständen auch ein langsames Anpassen an neue Verhältnisse erzeugt.

Sprechen wir in diesem Sinne von der historischen Struktur des Bewußtseins, so brauchen wir diese nicht im eigentlichen Sinne zu beweisen, es genügt vielmehr auf Tatsachen hinzuweisen, die an sich bereits bekannt sind, und ihre Bedeutung und Tragweite für den uns hier beschäftigenden Gedanken zu beleuchten. Dabei sind besonders drei Punkte zu betonen. Erstens gilt der Satz von der Kontinuität in einem sehr umfassenden, wahrscheinlich in einem fast universellen Sinne. Selbst die einfache Wahrnehmung entzieht sich ihm nicht, wie wir sehen werden; und nur die reine Empfindung, die aber bekanntlich eine Abstraktion ist, macht eine Ausnahme von ihm. Zweitens gilt unsere These in einem viel intensiveren Sinne, als man meist annimmt; insbesondere im Gebiet der höheren Bewußtseinsvorgänge, der Überzeugungen, Wertungen und Entschlüsse ist die Abhängigkeit des einzelnen Aktes von früheren Erlebnissen, speziell von großen Komplexen, die sich aus solchen gebildet haben, viel stärker, als die populäre Vorstellung es sich klar macht. Drittens müssen wir für unsern Zweck zwei Formen unterscheiden, in denen sich die historische Struktur des Bewußtseins[1] betätigt. Bei der einen knüpfen die maßgebenden Assoziationen meist an wenige Bestandteile des gegenwärtigen Bewußtseinsinhaltes an, die uns von anderen Objekten her geläufig sind oder sinnlich besonders hervorstechen, im andern Fall oft an eine größere Anzahl solcher, die aus besonderen individuellen Gründen unsere Aufmerksamkeit erregen. Im einen Fall wird die Auffassung oder die aus ihr hervorgehende oder an ihre Stelle tretende Handlung einen mehr schematisierenden und generalisierenden, im andern Fall einen mehr individualisierenden Charakter besitzen. Unter dem logischen Gesichtspunkt betrachtet bezieht sich die reproduktive Tätigkeit das eine Mal mehr auf zufällige, das andere Mal mehr auf wesentliche Eigenschaften; sie geht im ersten Fall viel weniger auf die Eigenart der Situation ein als im zweiten. Unter diesem Gesichtspunkt können wir beide Formen als niedere und höhere einander gegenüberstellen — eine Bezeichnung, die zugleich eine entwicklungsgeschichtliche Bedeutung hat. Denn von Haus aus beherrscht den Menschen überwiegend die niedere Form. Wir sehen das z. B. in dem Gebiet der Überzeugungen und des Erkennens an der Tendenz des unentwickelten Bewußtseins, den neuen Eindruck nicht als ein Individuum sui generis, sondern als ein Gattungs-

[1] Wir sprechen im Folgenden in demselben Sinne auch von der Stetigkeit oder Kontinuität des Bewußtseins.

exemplar zu behandeln, an dem das Schema und die Analogie ihre Wirkung ausüben. Wir wissen, wie in diesem Sinne die Erinnerung überall eine assimilierende Tendenz in sich enthält. Bei den Naturvölkern werden in dieser Weise historische Ereignisse von der Tradition ganz in die überlieferten mythologischen Stoffe hineinverwebt; auch die sonstigen kontaminierenden Entstellungen der Volksüberlieferungen sind bekannt. Ebenso gehört der Hang des täglichen Lebens zur schematisierenden Beurteilung hierher. Im Gegensatz dazu strebt das wissenschaftliche Denken danach, seine Objekte als Individuen zu behandeln, alle wesentlichen Eigenschaften an ihnen zu erfassen und erst auf Grund eines Überblickes über sie den Gegenstand zu andern in Beziehung zu setzen. Voraussetzung dafür ist eine erhöhte Fähigkeit des Bewußtseins einen Gesamteindruck zu gliedern und seine wesentlichen Bestandteile herauszuheben. Die Einwirkung früherer Bewußtseinsvorgänge vollzieht sich hier mehr an den einzelnen Teilen, besonders an den Elementen. Die Nachwirkung früherer Erlebnisse nimmt also mehr einen analytischen Charakter an, während die Tendenz zur Assimilation im Sinne der schematisierenden Auffassung zurücktritt. Ähnlich ist es auf dem Gebiet des Handelns. Wir werden sogleich in dem Vorgang der Übung, soweit es sich dabei nicht um starre, sondern um bewegliche Komplexe handelt, eine elementare Form des höheren Typus kennen lernen. Seine Herrschaft hat, wie wir weiter unten ausführlicher schildern werden, die Anpassung an neue Verhältnisse zur Folge, während der niedere im Sinne einer Beharrungskraft wirkt.

Das Auftreten des höheren Typus hängt, wie wir noch sehen werden, von der Herrschaft des Interesses, der Aufmerksamkeit und des Willens ab in einer Weise, die wir nicht zergliedern können, sondern vorläufig als gegeben hinnehmen müssen. Dieser höhere Typus entwickelt sich daher in dem Maße, in dem sich Interesse und Wille einer größeren und mannigfacheren Anzahl von Gegenständen und Aufgaben zuwenden. Ganz fehlt er schon von Anfang an nicht; denn auch auf den tiefsten Stufen ist das Leben ohne Anpassung nicht denkbar. — Die Bedeutung dieses ganzen Unterschiedes für unser Thema haben wir eben schon angedeutet: in ihrer niederen Form wirkt die historische Struktur des Bewußtseins auf das Beharren, in ihrer höheren auf die Anpassung hin. Auch im letzteren Falle wird sie also nicht etwa beiseite geschoben; ihre Wirksamkeit ist vielmehr hier noch erhöht, sowie die ganze Dynamik des Seelenlebens in diesen An-

passungs- und Schöpfungsvorgängen von gesteigerter Art ist: sie bestimmt zugleich die ganze Art der Neuerung und engt diese ein. In der Folge werden wir uns zunächst vorzüglich mit dem niederen Typus beschäftigen; erst am Schluß wird die Untersuchung der schöpferischen Tätigkeit uns die Wirksamkeit der höheren Form vor Augen stellen.

Wir erläutern jetzt unsern Satz von der historischen Struktur des Bewußtseins zunächst an einem besonders einleuchtenden Beispiel, nämlich an der Tatsache der Übung. Wir denken dabei nicht nur an praktische, sondern auch an theoretische Vorgänge und weniger an starre Mechanismen, die der Mensch mit dem Tiere teilt, als an solche von plastischer Natur wie z. B. das Klavierspiel, das Verhalten des Soldaten im Feuergefecht, das Überschreiten einer belebten Straße oder das Abschätzen von Entfernungen — also vorzüglich an denjenigen Typus, bei dem es sich jedesmal um individuelle, von Fall zu Fall wechselnde komplexe Tatbestände handelt, die nur in ihren Elementen einander gleichen; dabei sehen wir von der körperlichen Seite dieser Erscheinungen ab. Sie zeigen uns zugleich zwei wichtige Eigentümlichkeiten der uns beschäftigenden Kontinuität des menschlichen Bewußtseins. Die veränderliche Natur des einzelnen Vorganges beweist, daß das Nachwirken früherer Erlebnisse sich nicht auf das komplexe Ganze, sondern nur auf dessen einzelne Elemente beziehen kann. Die Tatsache der Erleichterung durch Wiederholung zeigt, daß für jedes solcher Elemente nicht ein einzelnes Erlebnis, sondern ganze Reihen von solchen wirksam werden. — Die Ursache der Übung liegt bekanntlich in dem Mechanismus der Assoziationen. Dieser weist dabei vier wichtige Eigenschaften auf. Zwei von ihnen haben wir bereits genannt: die Assoziationen beziehen sich nicht auf das Ganze, sondern auf die einzelnen Elemente; und jedes von diesen bringt ganze Gruppen entsprechender Bewußtseinsinhalte zur Wirksamkeit. Dazu kommt drittens das häufige Fehlen der Zwischenglieder in der Kette der Assoziationen: von früheren Erlebnissen wird z. B. oft nur der Gefühlston oder der Willensimpuls reproduziert. Wenn uns etwa ein Mensch an einen andern von wenig sympathischem Charakter erinnert, so taucht in der Regel nicht die Vorstellung des letzteren, sondern lediglich der sie begleitende Gefühlston auf, dessen Ursprung dann oft in der bekannten Weise als rätselhaft erscheint. Wir erkennen an diesem Beispiel zugleich die vierte Eigentümlichkeit, welche in der Tendenz des Verschmelzens der reproduzierten mit den

frischen Bestandteilen des Bewußtseinsvorganges besteht. Alle die Gefühlstöne z. B. derjenigen landschaftlichen Eindrücke, an die ein Bild uns erinnert, strahlen auf dieses über und liefern dadurch einen wichtigen Beitrag zu seiner Gefühlsqualität. Überdies sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß durchweg eine Auswahl unter der Menge der möglichen Reproduktionen stattfindet, welche vom Interesse, von der Aufmerksamkeit und Gewohnheit, vom Zusammenhange, in letzter Linie von der Art der Persönlichkeit abhängt.

Zur Erklärung dieser Assoziationsvorgänge und damit überhaupt der hier in Rede stehenden Tatsache der Kontinuität wird bekanntlich vielfach auf die Wirksamkeit des Unbewußten zurückgegriffen. Der Streitfrage gegenüber, ob dieses nötig ist, können wir uns mit zwei Feststellungen begnügen. Erstens bleiben bei den Vorgängen der Reproduktion gewisse für den kausalen Mechanismus in Betracht kommende Bewußtseinsbestandteile latent, nämlich, wie eben erwähnt, manche Zwischenglieder in der Kette der Assoziationen, die in gewissem Sinne als Träger des Reproduktionsvorganges aufgefaßt werden können; und zwar vorzüglich da, wo Elemente reproduziert werden, die mannigfachen Komplexen angehören, wie etwa bei dem eben erwähnten Beispiel einer gemalten Landschaft diejenigen vom Betrachter früher erworbenen Natureindrücke, von denen gewisse Bestandteile oder Eigentümlichkeiten jetzt im Bilde lebendig werden. Zweitens handelt es sich für das hier erstrebte Verständnis des Seelenlebens nur um die Tatsache der Wirksamkeit früherer Erlebnisse, während die Frage nach der Art, wie diese sich dabei verhalten, davor an Bedeutung zurücktritt. Es genügt daran festzuhalten, daß frühere Bewußtseinsvorgänge unter geeigneten Umständen gegenwärtige Erlebnisse in derjenigen Weise zu beeinflussen vermögen, wie es die Lehre von den Assoziationen besagt.

Daß man von einer Kontinuität des Bewußtseins auch bei den Tieren sprechen muß, zeigt schon ein Blick auf die Tatsachen der Übung. Er lehrt zugleich aber auch, in welch abweichendem Sinne dies der Fall ist. Die Reaktionsweisen sind den Tieren bekanntlich im allgemeinen angeboren. Nur die besondere Art ihrer Betätigung beruht teilweise auf einer Einübung. Beim Menschen beschränkt sich die Herrschaft derartiger Instinkte auf die Sphäre wichtiger körperlicher Bedürfnisse; und selbst hier zeugen gewisse Erscheinungen der Askese davon, daß geschichtliche Faktoren gegenüber der Natur des Menschen einen Spielraum be-

sitzen[1]. Jenseits dieses Gebiets aber finden wir eine ausgeprägte Plastizität des Gefühls- und Willenslebens: die Interessen des Menschen sind subjektiv fundiert. Wirksam sind solche Motive wie die Freude am Tun, am Erleben, am Können, am Auchkönnen, am Besserkönnen, am Ursachesein, überhaupt die mannigfachen Regungen des Selbstgefühls, zu denen die ebenso variabeln des Mitgefühls, des Geselligkeits- und Mitteilungstriebes kommen. Und zwar überwiegt dieses ganze Bereich beim Menschen an Wichtigkeit die Sphäre der körperlichen Bedürfnisse bei weitem, während es bei den Tieren, soweit überhaupt vorhanden, hinter ihr durchaus zurücksteht. Welchen Objekten sich aber das durch diese Motive bestimmte Interesse zuwendet, das ist nicht durch die Natur gegeben, sondern durch die Zusammenhänge der Gesellschaft und der Kultur bestimmt: es ist also in letzter Linie, wenn man vor dem Ausdruck nicht zurückscheut, konventionell. Unsre höchsten und edelsten Werte müssen wir daher in dem hier gemeinten Sinne als konventionell begründet bezeichnen. Wir müssen uns überhaupt an den Gedanken gewöhnen, daß das menschliche Seelenleben in viel höherem Maße ein historisches, in viel geringerem ein natürliches Gebilde ist, als man es bislang angenommen hat.

2. Die Entwicklung des geistigen Lebens beim Individuum.

Die Entwicklung des geistigen Lebens beruht in letzter Linie auf jener Fähigkeit der Summation, die dem menschlichen und in viel geringerem Grade auch dem tierischen Bewußtsein eigen ist. Diese besteht darin, daß dieselbe Leistung bei fortgesetzter Wiederholung Abänderungen im Sinne einer Steigerung des Niveaus der Gesamtpersönlichkeit erfährt; und zwar können diese nach zwei Richtungen hin liegen, nämlich nach derjenigen der Intensität und nach derjenigen der Qualität. Im ersteren Falle erscheint der Summationsvorgang in Gestalt der Übung, von der bereits vorher die Rede war. Hier interessiert uns an ihr der Vorgang der Mechanisierung; er vollzieht sich bei einer Leistung von generellem Charakter, die sich als solche oft wieder-

[1] Allgemein ist das Geschlechtsleben bei den verschiedenen Völkern nicht so gleichförmig gestaltet, wie man das bei einer Unwirksamkeit aller historischen Einflüsse erwarten müßte. So war nach einer Untersuchung Bethes (Rheinisches Museum für Philologie, Bd. 112, S. 438 f.) die Knabenliebe im alten Griechenland bei den dorischen Stämmen eine vollgewichtige, sogar religiös sanktionierte Sitte, darüber hinaus ein vielfach geübter Brauch.

holt, an ihr als Ganzem, bei Leistungen von singulärer Beschaffenheit, wie sie im menschlichen Bewußtsein bei weitem überwiegen, bei denen nur die Elemente sich wiederholen, an den letzteren. Sein Wesen besteht bekanntlich darin, daß bei einer Reihe fest verbundener Bewußtseinsvorgänge, wenn diese sich öfter in derselben Anordnung wiederholen, die Zwischenglieder immer mehr im Bewußtsein zurücktreten, bis schließlich das Endglied sich unmittelbar an das Anfangsglied reiht. So sehen wir z. B. beim Erlernen des Lesens, wie bei jedem Worte zunächst Buchstabe für Buchstabe bewältigt werden muß, bis schließlich der flüchtige Anblick des Wortganzen zum Verständnis genügt. Uns interessiert hier dieser Vorgang der Mechanisierung unter dem retrospektiven Gesichtspunkt: alles, was uns heute als einfach und leicht erscheint, war einmal eine mühselige Leistung. Das gilt nicht nur für das Individuum, sondern auch für die Gattung, also auch für die Entstehung der Kulturgüter. Die Sätze, die der entwickelte Mathematiker spielend handhabt, hat er erst mit Mühe lernen müssen; und mit noch viel größerer Anstrengung mußten sie zu ihrer Zeit entdeckt werden. Wenn uns eine kulturelle Errungenschaft in Fleisch und Blut übergegangen und zu etwas Selbstverständlichem geworden ist, so dürfen wir daraus nicht schließen, daß auch bei ihrem Anfang die Menschen von selbst auf sie verfallen wären, daß sie gleichsam nur eines mühelosen Griffes in das Nichts benötigt hätten, um sie aus diesem hervorzuzaubern. Die Vorstellung von der Spontaneität des menschlichen Geistes ist zum Teil aus einem Irrtum psychologischer Natur entsprungen, nämlich aus einer Projektion derjenigen Leichtigkeit, mit der wir gegenwärtig ein kulturelles Gut handhaben, in die Zeit seines Ursprungs. Es ist ein bekannter Satz des täglichen Lebens, daß man im Umgang mit andern Menschen, insbesondere mit solchen, die irgendwie einem andern Typus angehören, nichts als selbstverständlich annehmen, keinerlei anscheinend noch so natürliche und einfache Leistungen als gegeben voraussetzen darf. Diese Maxime stellt offenbar die praktische Konsequenz des eben Erörterten dar.

Die Abänderung der Q u a l i t ä t, zu welcher die wiederholte Summation ebenso wie zu derjenigen der Intensität führen kann, stellt sich uns am einfachsten und deutlichsten im Bereiche des Gefühlslebens dar. Jedermann kennt aus seiner Erfahrung den Typus der anscheinend plötzlichen Umwandlung des Gefühlsverhaltens zu irgend einem Objekte, die in Wahrheit auf einer

fortgesetzten Summation kleiner Gefühlsvorgänge beruht. Mag es sich um das Entstehen von dauernden Gefühlsbeziehungen von intensivem Charakter wie Freundschaften und Feindschaften, mag es sich um explosive Entladungen wie plötzliche Zornausbrüche handeln: stets haben diese Vorgänge und Verhältnisse, die so plötzlich in Erscheinung treten, eine lange innere Vorgeschichte: der Gefühlston des betreffenden Objektes ist so lange fortgesetzt in derselben Richtung modifiziert worden, bis dadurch eine Veränderung des gesamten Verhaltens ausgelöst ist.

3. Wahrnehmungen und Erinnerungen.

Der Zusammenhang der einzelnen Wahrnehmungen mit dem gesamten Bewußtsein läßt sich dahin aussprechen, daß jede Wahrnehmung aus zwei Gruppen von Elementen besteht, aus einem Empfindungs- und einem Reproduktionsbestandteil. Der erstere entspricht Einwirkungen der Außenwelt, nämlich dem an das Sinnesorgan herantretenden Reiz, der letztere entstammt den dadurch wieder zur Wirksamkeit gebrachten früheren Wahrnehmungen von ähnlichem Inhalt. Von solchen Wahrnehmungen kommen oft verschiedene Gruppen und Individuen in Betracht; welche alsdann tatsächlich wirksam werden, das hängt von der ganzen Art der Persönlichkeit und der augenblicklichen Bewußtseinslage, von der Richtung der Aufmerksamkeit, von der Einstellung und von der Stimmung ab. Der Grad des Anteils, welchen der eine oder der andere der beiden in Rede stehenden Bestandteile an der Wahrnehmung hat, kann in weiten Grenzen schwanken. Tritt der Reproduktionsbestandteil unverhältnismäßig hervor, so wird man im allgemeinen von Sinnestäuschungen reden, obschon man aus dem Gesagten sieht, daß von einer scharfen Grenze zwischen ihnen und den Wahrnehmungen nicht die Rede sein kann. Anderseits gibt es normalerweise kaum eine Wahrnehmung, die sich lediglich aus Empfindungsbestandteilen aufbaute. Besonders klar lehren das experimentelle Untersuchungen auf dem Gebiete des Lesens. Beim Lesen einzelner Wörter genügt schon der Anblick eines Teiles der Buchstaben, um das ganze optische Wortbild vollständig erleben zu lassen. Am deutlichsten zeigt es aber das Phänomen der Ausfüllung des blinden Fleckes im Auge. Die Ergänzung ist hier überaus illusionskräftig; denn nur bei ganz besondrer Übung kann man es erreichen, an dieser Stelle gar nichts zu sehen. Auch die Tatsache, daß wir bei der Rede Wort für Wort deutlich wahrnehmen,

läßt sich nur durch eine starke Mitwirkung der Reproduktion erklären; denn beim Anhören einer fremden Sprache, die man nur als Schriftsprache eingeübt hat, erfährt jeder, daß er der gesprochenen Rede mit seiner Auffassung nicht zu folgen vermag; wenn ihm dieses gegenüber der gewohnten Sprache gelingt, so läßt sich das also nur aus der Betätigung von Gedächtnisstützen begreifen, die dort wegfallen.

Der Einfluß subjektiver Faktoren bei der Ergänzung der Empfindungsbestandteile zeigt sich uns zunächst bei den mehrdeutigen Wahrnehmungen. Dahin gehören die bekannten optischen Versuche, bei denen eine Figur in verschiedener Weise aufgefaßt, z. B. eine Pyramide oder eine Treppe als uns zu- oder als uns abgekehrt wahrgenommen werden kann. Ebenso bekannt ist die Subjektivität in der Fähigkeit, aus Geräuschen, insbesondere Tierstimmen, menschliche Laute herauszuhören. Unwiderleglich zeigt sich der Einfluß reproduktiver Elemente bei Fehlern der Wahrnehmung, so bei den Erscheinungen des Verhörens. Vielleicht noch lehrreicher ist übrigens die bekannte Tatsache, daß der Mensch beim Reden sich viel häufiger verspricht, als man meist annimmt, dies jedoch in der Regel gar nicht wahrgenommen wird, weil der Hörende seine Erwartung der normalen Laute in das Geräusch hineinträgt. Auch unser Farbensehen gehört hierher, soweit es nicht bereits von der modernen Malerei beeinflußt ist; im allgemeinen erkennt man ohne Übung die gewaltigen Änderungen der Farbentöne, die durch die Luftperspektive hervorgebracht werden, nur sehr schwer. Die Auffassung der Farben an sich und ohne Beziehung auf bestimmte Gegenstände wird nämlich dadurch gestört, daß reproduktiv die Farben auftreten, welche in der Regel das betreffende Objekt in der Nähe hat. So sieht der Ungeübte ferne Wälder und Wiesen grün, obwohl sie überwiegend violett sind.

Daß sich die Stärke der subjektiven Elemente in den Sinnestäuschungen noch steigert, wurde bereits erwähnt. Für ihren Inhalt ist in manchen Fällen vorzüglich die augenblickliche Bewußtseinslage maßgebend, so überwiegend bei solchen, die einer augenblicklichen Erschöpfung, starken Affekten usw. entspringen. In anderen Fällen wird ihr Inhalt überwiegend durch konstante Elemente des Bewußtseins bestimmt, die oft einen überindividuellen Ursprung haben. Sie stehen dann häufig zu den sogenannten Wahnideen eines Zeitalters im Verhältnis der Wechselwirkung, indem sie durch sie bei passender Gelegenheit erzeugt werden

und anderseits zu ihrer Kräftigung beitragen. So wird uns aus dem Milieu der modernen Vorstellungen vom Ritualmord der folgende Fall erzählt. Ein christliches Dienstmädchen glaubte in einem jüdischen Hause zu sehen, wie der eine Sohn des Hausvaters an den Füßen aufgehängt war und von drei jüdischen Männern seines Blutes beraubt wurde. Eine eingeleitete Untersuchung ergab, daß sich der betreffende Knabe an einem Turngerät mit den Füßen aufgehängt hatte, während sein erwachsener Bruder ihm behülflich war, sich wieder aufzurichten[1]. Wir sehen gerade an solchen extremen Fällen die Natur des menschlichen Bewußtseins besonders eindringlich sich offenbaren. Ein äußerer Reiz gibt nur den Anstoß, während die Gesamtverfassung des Bewußtseins dessen Verarbeitung bestimmt.

Die Erinnerung zeigt diese Verhältnisse noch stärker ausgeprägt. Über den geringen Grad ihrer Zuverlässigkeit haben uns bekanntlich neuere Untersuchungen aufgeklärt. Sie haben gezeigt, daß unser Gedächtnis sich durchweg sowohl starker Zutaten wie starker Auslassungen schuldig macht. Uns interessieren davon vorzüglich die ersteren. Hinsichtlich der letzteren weisen wir nur im Vorbeigehen darauf hin, daß bei ihnen wahrscheinlich der Affekt eine große Rolle spielt; wie ja schon die populäre Meinung freilich in etwas rationalistischer Weise behauptet, daß man sich unangenehmer Dinge in der Regel weniger leicht als angenehmer erinnert. Das Vorhandensein von Zutaten bei der Erinnerung läßt sich unmittelbar feststellen natürlich nur bei Irrtümern; bei deren außerordentlicher Häufigkeit liegt aber der Schluß nahe, daß solche auch bei den adäquaten Erinnerungen oft beteiligt sind, daß also deren Richtigkeit meistens nur darauf beruht, daß die Lücken auf Grund von Analogieeinflüssen richtig ausgefüllt werden. Diese Ergänzungen liegen im allgemeinen, können wir sagen, in der Richtung des logischen oder ethischen Ideals der betreffenden Person, d. h. in der Richtung ihrer Erwartung. Anders ausgedrückt: die Erinnerung fällt so aus, wie der Betreffende sich den Vorgang oder Zustand denken würde, falls er veranlaßt würde sich über ihn eine Vorstellung auszubilden. Näher hängt die Art der Ergänzung ab einerseits von den Vorstellungsgewohnheiten und anderseits von der Gemütsverfassung des reproduzierenden Individuums. Einerseits ist für seine Zutaten also maßgebend die Analogie, d. h. die Art, wie er sonst in ähnlichen

[1] Arthur Nußbaum, Der Polnaer Ritualmordprozeß. S. 23.

Fällen die Vorgänge verknüpft gefunden hat, anderseits der Wunsch oder die Furcht. Im Hinblick auf das Leitmotiv unserer Betrachtungen können wir also auch hier den Sachverhalt so ausdrücken: das einzelne Erlebnis, um dessen Wiederbelebung es sich handelt, bleibt im Bewußtsein nicht isoliert, sondern die ganze Persönlichkeit legt sich hinein und assimiliert es sich. Natürlich ist das um so mehr der Fall, je unentwickelter und unkritischer das Bewußtsein ist.

Daraus ergeben sich die bekannten Typen der Gedächtnistäuschungen. Die Erwartung einer Handlung, z. B. eines Schlages, einer Berührung, der Worte, die jemand hätte sprechen können, wird nachträglich für Realität genommen; ebenso natürlich die eigene Absicht. Oder es werden verschiedene Sinne miteinander verwechselt, es wird etwa der akustische Eindruck eines Vorgangs nachträglich für den optischen gehalten. Ähnlich wollen Leute, auf die geschossen wurde, die Kugel haben fliegen sehen. Ferner erinnern wir an die bekannte Übertragung von Begebenheiten auf andere Personen. Schon bei der Entstehung von Gerüchten spielen derartige Verwechslungen eine bekannte Rolle. Es handelt sich dabei natürlich durchweg um Menschen, denen man die betreffende Handlung hätte zutrauen können. Die Bedeutung dieser Verschiebungen für Geschichtsentstellungen ist bekannt. Einen besonderen Typus dieses Vorganges bildet die sogenannte Konzentration: alles, was auf einem Gebiete innerhalb eines größeren Zeitraumes an großen Leistungen vollbracht wurde, wird nachträglich einer einzigen Persönlichkeit, z. B. einem Gesetzgeber nach Art des Moses oder Solon, zugeschrieben — ein Vorgang, bei dem die idealisierende Tendenz der Erinnerung besonders deutlich ist. Ein lehrreiches Beispiel für diese bildet übrigens auch die Neigung, die Dinge so zu rekonstruieren, wie sie sich hätten zutragen können, so z. B. nachträglich die Handlungen eines Jähzornigen oder diejenigen eines besonders guten Menschen in der Richtung ihrer Gesinnung zu idealisieren.

4. Denkprozeß und Überzeugungen.

1. Wir wollen in diesem Abschnitt zunächst den Mangel an Spontaneität, d. h. die Wichtigkeit des äußeren Anstoßes für den Denkprozeß, und sodann die Bedeutung der Kontinuität für den Inhalt unserer Überzeugungen betrachten. Bei dem ersten Punkt gehen wir aus von der bekannten Anstrengung, welche die streng logische, kritische Geistestätigkeit den Menschen

wenigstens von Haus aus durchweg kostet. Für die Naturvölker, die Kinder und die Ungebildeten ist diese Tatsache hinlänglich bekannt. Bei den gebildeten und insbesondere den wissenschaftlich geschulten Menschen wird sie durch den Einfluß der Übung vermindert, aber nicht aufgehoben. Vielmehr beweist uns gerade der Vorgang der Übung die Gültigkeit unseres Satzes, wofern wir ihn nur unter dem richtigen Gesichtspunkte betrachten, uns nämlich sagen, wie wir das bereits oben taten, daß alles, was uns an Denkprozessen heute geläufig ist und glatt von statten geht, einst eine schwere, mühselige Arbeit war. Und zwar gilt das sowohl für das Denken als Ganzes wie für seine einzelnen Inhalte, sowohl für die Gattung wie für das Individuum. Es bewahrheitet sich in der Geschichte der Wissenschaften in der Tatsache der außerordentlichen Langsamkeit, mit welcher das Fortschreiten der Erkenntnis verknüpft ist. Und wir erfahren es an uns selbst bei dem Auffassen eines verwickelten Tatbestandes: beschäftigen wir uns öfter mit ihm, so sehen wir allmählich ganz neue Seiten desselben uns klar werden. Die Energie unseres Denkens kann sich diesen neuen Inhalten offenbar deswegen zuwenden, weil ein Teil der früheren für andere Seiten verwendeten durch Mechanisierung von neuem disponibel geworden ist. So bedarf es einer längeren Zeit, bis wir imstande sind allen Seiten eines solchen komplexen Ganzen gerecht zu werden. Analoges gilt offenbar für alle Erfinder- und Entdeckertätigkeit. Die nämliche Schwierigkeit der intellektuellen Bewältigung erleben wir auch an Tatbeständen von einfacherem Charakter, wofern diese von starken Gefühlstönen begleitet sind. Einem Geschehnis gegenüber, das mit starker Hand in unser Seelenleben eingriff, uns im Innersten erschüttert hat, brauchen wir eine lange Zeit schmerzlichen immer wiederholten Durchdenkens, ehe wir es erreichen mit voller Klarheit über ihm zu stehen. In diesem Falle wirkt offenbar das Gefühl erschwerend ein, weil es unsere Vorstellungen an einzelnen Seiten des Sachverhaltes hartnäckig festhält.

Angesichts dieser Mühe, welche die spontane Denktätigkeit auch den geistig hoch entwickelten Menschen immer noch bereitet, ist es begreiflich, daß äußere Anregungen und Reize für sie wichtig sind, sie sehr fördern und selten ganz entbehrt werden können. Hierher gehört der klärende Einfluß der Unterredung, insbesondere eines etwaigen Widerspruchs und auch schon der der bloßen Nötigung sich über eine Sache zu äußern, ebenso derjenige der schriftlichen Erörterung oder des systematischen mündlichen

Vortrages. Wie sehr die meisten Gelehrten eine derartige Anregung schätzen, ist bekannt. Ebenfalls hierher zu rechnen ist der Einfluß der Sprache auf das Denken. Zunächst zeigt sich ein solcher in der individuellen Entwicklung des geistigen Lebens. Man kann sagen, daß diese in der Hauptsache unter dem Einfluß der Sprache von außen nach innen stattfindet. Man lernt an der Sprache das Denken im Sinne des bekannten Dichterwortes, daß eine gebildete Sprache für den Menschen denkt. Insbesondere werden eine Menge Sätze von generellem, abstraktem Inhalt zunächst vorwiegend oder rein gedächtnismäßig vom heranwachsenden Geschlecht aufgenommen, ohne daß man sich über ihren Sinn Rechenschaft gibt und zu geben vermag. Man speichert dabei aber eine Menge potentieller intellektueller Energie in sich auf, die dann später aktuell zu werden vermag. Die Stärke, welche die rein sprachlichen Assoziationen in unserem Bewußtsein besitzen, sorgt dafür, daß dies bei geeigneter Gelegenheit durchweg geschieht. Aber auch beim voll entwickelten Individuum erleichtert das Sprechen das Denken außerordentlich, weil es ihm einen einfacheren Mechanismus zu substituieren vermag. Die Umsetzung der vernommenen oder vom Denkenden selbst innerlich gesprochenen Worte in entsprechende sachliche Vorstellungen beruht auf einem außerordentlich verwickelten und ebensosehr eingeübten Mechanismus. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir eine lange Kette sinnvoller Sätze mit vollem Verständnis in uns aufzunehmen vermögen, ohne daß diese Übertragung Satz für Satz stattfindet. Bei hinreichender Aufmerksamkeit ist der Hörende gleichwohl imstande, zu einer beliebigen Zeit das ganze bisher Vernommene ins Gedankliche zu transponieren. In derselben Weise können wir beim Denken innerlich reden. Die hierbei tätigen sprachlichen Repräsentanten bedeuten aber offenbar einfachere Prozesse als ihre gedanklichen Äquivalente.

2. Der Inhalt unserer Überzeugungen zeigt in viel höherem Maße eine historische Struktur, als man sich meist klar macht. Wir müssen dabei zunächst beachten, daß es zwei Typen der Entstehung von Überzeugungen gibt, die wir als den kritischen und den außerkritischen bezeichnen können. Bei dem ersteren bildet sich eine Überzeugung in derjenigen Weise, in welcher ein wohlbegründetes Urteil nach den Anforderungen der Logik zustande kommen soll, nämlich durch ein kritisches Abwägen der verschiedenen in Betracht kommenden Urteilsmöglichkeiten, von denen schließlich die eine mit vollem Bewußtsein der dafür maßgebenden Gründe

als richtig anerkannt wird. Dieser Typus herrscht im wissenschaftlichen Leben überall da, wo eine Einsicht oder wenigstens eine bestimmte Art zu urteilen — sei es für das Individuum, sei es für die Gattung — noch neu ist. Das Auftreten dieses Typus bedeutet stets einen Triumph der Spontaneität, denn die durch frühere verwandte Bewußtseinsvorgänge hervorgerufenen Assoziationen werden hier nicht ohne weiteres angenommen, sondern einer kritischen Prüfung und Auslese, gegebenenfalls einer Ablehnung unterworfen. Bei häufiger Anwendung auf ein bestimmtes Teilgebiet wird dieses Verfahren selbst freilich wieder mechanisiert. Anders die ausserkritisch entstandene Überzeugung. Sie kommt scheinbar völlig spontan zustande, wie durch einen Akt der Inspiration. In dieser Weise tauchen im täglichen Leben den meisten Eindrücken gegenüber feste Überzeugungen in uns alsbald auf, ohne daß wir von ihren Gründen uns Rechenschaft zu geben vermöchten; und wo wir das tun, gehen wir über sie häufig in die Irre. Wer z. B. nach dem bloßen Eindruck eine Wetterprognose stellt, weiß selten dafür einen sachlichen Grund anzuführen. Alle diejenigen intellektuellen Gaben, die man als Takt, als Spürsinn, als Instinkt zu bezeichnen pflegt, gehören offenbar hierher. Tatsächlich handelt es sich dabei durchweg um eminent historische Leistungen des Bewußtseins: die einzelne Überzeugung entsteht unter dem Einfluß früherer analoger Erlebnisse, die meist sogar in großer Anzahl dabei wirksam werden. So beruht die eben erwähnte Fähigkeit der rein empirischen Wettervoraussage offenbar auf zahlreichen entsprechenden Beobachtungen, deren Symptome durch die im vorliegenden Falle gegebenen wieder zur Wirksamkeit gebracht werden.

Welche Einflüsse sind es nun im einzelnen, die hier den Inhalt der Überzeugungen bestimmen? — eine Frage, bei der wir vorwiegend den außerkritischen Typus im Auge haben. Wir können dabei unterscheiden zwischen äußeren und inneren Einflüssen. Bei den ersteren denken wir an die Tatsache der Übertragung von Überzeugungen von einer Person zur andern. Wir stoßen hier wieder auf einen Fall, in welchem die Spontaneität des Denkens von der populären Meinung außerordentlich überschätzt wird. Die letztere stellt sich den Sachverhalt so vor, als ob jede von außen an uns herantretende Behauptung zunächst einer kritischen Prüfung unterzogen würde, ehe sie bejahenden Falles rezipiert wird. Die einfache Übertragung der Überzeugungen, ein spezieller Fall der sogenannten Suggestion, erscheint ihr als

etwas Abnormes. Es läßt sich schwer abschätzen, von welcher Bedeutung für diese Auffassung der Umstand geworden ist, daß die Tatsache der Suggestion im Zusammenhang pathologischer Bewußtseinszustände entdeckt worden ist. Vielleicht wäre ohne das die rationalistische Auffassung durch sie mehr erschüttert worden, während sie jetzt eher noch in ihr eine vermeintliche Stütze gefunden hat. Tatsächlich haben wir hier einen Fall vor uns, in welchem die Abhängigkeit des Bewußtseins von äußeren Reizen besonders deutlich ist. Jede vernommene Behauptung hat die Tendenz, ohne weiteres als wahr angenommen zu werden, sofern nicht die dabei in Betracht kommenden Dispositionen des eigenen Bewußtseins eine widerstrebende Kraft geltend machen; die letzteren können dabei entweder selbständig erworben sein oder auf Überlieferungen beruhen; sie können in einzelnen Überzeugungen oder in der gesamten Art des Individuums, in seinen Denkgewohnheiten wurzeln. Darin liegt schon enthalten, daß mit zunehmender Reife der Persönlichkeit diese Beeinflussung von außen zurücktritt. — Wo das einfache Aufstellen einer Behauptung zu deren Annahme nicht genügt, da führt bekanntlich eine fortgesetzte Wiederholung häufig zum Ziel. Der Grund dafür kann in einer Art Überrumpelung bestehen: es kommt für die zu überzeugende Person gelegentlich ein Zustand einer gewissen Abspannung, in der ihre Widerstandskraft herabgesetzt ist. Oder es liegt eine Summationswirkung vor: auch eine abgelehnte Behauptung macht sich doch oft weiterhin im Bewußtseinsverlauf geltend; sie beeinflußt die Wahrnehmungen und sonstigen Eindrücke im Sinne des Hineinsehens und Hineindenkens des Behaupteten in die einzelnen Erlebnisse, woraus assoziative Stützen für die betreffende Überzeugung erwachsen, die längere Zeit unbemerkt bleiben können, allmählich aber an Stärke zunehmen.

Bei den von innen erzeugten Überzeugungen ist stets die Analogie, d. h. der Einfluß früherer ähnlicher Eindrücke und Erlebnisse maßgebend. Freilich ist das an sich nur eine formale Bestimmung; denn es kommt alles dabei auf den Sinn des Begriffes der Ähnlichkeit an. Was als ähnlich gilt, das ist individuell sehr verschieden. Insbesondere hängt es von dem geistigen Niveau ab, wie weit die Momente der Äußerlichkeit und Anschaulichkeit dabei maßgebend sind. Die naive Denkweise wird, wie man es wohl ausdrückt, mehr von dem äußern Schein, die kritische mehr von dem innern Kern der Dinge bestimmt. So erinnern z. B. die Wolken das mythologische Denken an den

Rauch, eine kritische Denkweise an den Nebel. Wir dürfen nun nicht etwa schließen, daß die Wirksamkeit jener naiven Denkweise für uns bereits überwunden sei; im Gegenteil zeigt eine sorgsame Betrachtung, die sich von der populären Meinung nicht blenden läßt, auf Schritt und Tritt, wie die Anschaulichkeit bei den die Überzeugung bestimmenden Analogiewirkungen eine unverhältnismäßig große Rolle spielt. Wie lange hat man z. B. in der Wissenschaft an der Vorstellung festgehalten, daß die Indogermanen aus einem Gebirgsland abstammen, daß überhaupt Völkerwanderungen mit Vorliebe in der Richtung von der Höhe in die Tiefe stattfinden, einfach weil man sich von einer so groben Analogie wie der des fließenden Wassers unbewußt leiten ließ. Auch der Einfluß der Wortbilder gehört hierher. Ihre logische Berechtigung ist bekanntlich lediglich heuristischer Natur; ihr tatsächlicher Einfluß auf das Denken geht weit darüber hinaus: sie sind für dieses nicht nur eine Stütze, sondern ein Ruhekissen. Soziologisch ist es sehr wichtig, daß das unentwickelte Bewußtsein sich überhaupt nicht über das Bild und die Anschaulichkeit hinaus bis zum abstrakten Denken erheben kann. Mitteilen lassen sich ihm daher Gedanken nur in der Sprache der Bilder. Dies ist der Weg, auf dem die Ideen der großen Geister in die Massen dringen, besonders auf dem religiösen und ethischen Gebiet im Bereiche der höheren Kultur — der Weg, auf dem sie ihre Sublimation abstreifen. Umgekehrt gibt es auf diesem Pfade auch ein Aufwärts: Bilder, die aus dem geistigen Leben der Gesamtheit stammen, schleichen sich so in den abgeklärten Intellekt ein und kommen ihm selbst vielleicht nur in der Form abstrakter Vorstellungen zum Bewußtsein, deren Ursprung ihm verborgen bleibt. Besonders das religiöse und philosophische Denken ist reich an solchen Vorgängen[1]. — Solche Bilder stammen dabei überall aus Realitäten: sie sind nicht frei erfunden, sondern haben sich aus anschaulichen Erlebnissen entwickelt. Für das Gebiet der Religion haben wir uns davon bereits oben überzeugt[2].

---

[1] Einige Beispiele bei Albrecht Dieterich, Mutter Erde, S. 53, 72, 115, 118. Über die in diesem Mechanismus begründeten Vorgänge der Entlehnung siehe unten Kap. III, Abschnitt 7, Ende.

[2] S. oben S. 42. Daß insbesondere auch die Gleichnisse und bildlichen Wendungen Jesu eine durchaus realistische Grundlage haben, wird immer mehr erkannt. Als Beispiel sei hier das Wort Luk. 9, 62, angeführt: „Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes." Hierzu bemerkt eine moderne Schilderung des heiligen Landes

Daß der Satz aber ganz allgemein gültig ist, kann kaum zweifelhaft sein[1].

Dokumentiert sich hierin die große Abhängigkeit unserer Überzeugungen von den äußeren Stoffen des Denkens, so offenbart sich in einem andern Faktor mit besonderer Stärke die Macht der Kontinuität. Wir meinen den Einfluß des Gefühls auf die Überzeugungen. Er beruht auf den auslösenden Wirkungen, welche das Gefühl direkt und indirekt auf den Vorgang der Reproduktion ausübt. Wir wissen alle aus dem täglichen Leben, wie sich mit extremen Stimmungen nur solche Gedanken und Vorstellungen vertragen, die im Gefühlston zu ihnen passen: der Unglückliche kann in der Erinnerung nur bei trübseligen Ereignissen, der Fröhliche nur bei erfreulichen Tatbeständen verweilen. Bekannt ist in diesem Sinne, wie Wünsche und Befürchtungen unsere Überzeugungen bestimmen. Der Zusammenhang reicht freilich wiederum viel weiter und ist viel stärker, als der populäre Rationalismus annimmt. Er läßt sich bis in die subtilsten philosophischen Denkprozesse und bis in die Ausbildung der wissenschaftlichen Lehrgebäude verfolgen. Insbesondere macht sich auf höheren Stufen des geistigen Lebens die Persönlichkeit als Ganzes mit dem größten Nachdruck bemerklich: das Annehmen oder Ablehnen irgendwelcher Behauptungen beruht zum großen Teile auf ihr, selbst wenn es sich um ein scheinbar lediglich von der reinen Logik beherrschtes Gebiet wie das der Wissenschaft handelt.

Als einen besonderen Typus erwähnen wir hier die vielfache Abhängigkeit unserer Überzeugungen von unseren Handlungen in solchen Fällen, in welchen dieser Zusammenhang zunächst entgegengesetzter Natur zu sein scheint. Wir alle kennen aus unserem Leben die Tendenz zur nachträglichen Rechtfertigung solcher Handlungen, die wir entweder ohne genügende Überlegung oder aus Motiven begangen haben, die wir vor uns selbst ver-

(Leonhard Bauer, Volksleben im Lande der Bibel, S. 124): „Wegen der Schwierigkeit der Bearbeitung des Geländes darf der Pflüger nicht zurückschauen, sondern muß auf Pflug und Tiere wohl acht geben."

[1] So führt ein Gedicht Scherenbergs die Wendung von der „rechten Hand" einer Person auf eine Äußerung Nelsons zurück, der bei Santa Cruz den rechten Arm eingebüßt hatte und gelegentlich seinen Flaggenkapitän als deren Ersatz bezeichnete. Allerdings handelt es sich hier nur um eine Wiederbelebung einer älteren Wendung. Rich. M. Meyer, Vierhundert Schlagworte, S. 66. Vgl. ebendort S. 69 und 77 die Bemerkungen über das anschauliche Milieu, in welchem die Redensarten „kaltstellen" und „festnageln" entstanden sind.

leugnen möchten. In einem solchen Fall weiß man nachträglich die plausibelsten Gründe für sein Verhalten geltend zu machen. Maßgebend ist hierbei offenbar das Selbstgefühl. Ähnliche Erscheinungen entfließen in andern Fällen der Wirksamkeit der Analogie. So wissen wir aus der Religionsgeschichte, wie vielfach an den bestehenden Riten nachträglich Mythen sich emporrankten, welche in euhemeristischer Weise deren Ursprung erklären sollen. Der Grund liegt hier offenbar in der Tatsache, daß entsprechende Handlungen unter Umständen wirklich den in diesen Mythen herangezogenen Motiven entspringen können. Auf einer Verbindung derartiger Analogie- und Gefühlswirkungen beruhen auch die bekannten Theorien des Strafwesens, welche die Wurzel dieser Institution in dem Bedürfnis nach Sühne, in dem Verlangen nach Abschreckung oder Besserung, kurz in solchen Regungen und Interessen erblicken, welche sich tatsächlich erst nachträglich an der bestehenden Einrichtung entwickeln konnten. Auch hier ein Fall, in welchem die Spontaneität, die Kraft des Denkens und des von rationalen und idealen Motiven geleiteten Handelns gern überschätzt wird: ein solches Denken und solche Motive können in der Regel nichts aus sich erzeugen, sondern müssen umgekehrt erst durch die Realität erzeugt werden.

Sehr häufig wird die einzelne Überzeugung durch ganze Gruppen von verwandten, d. h. auf dasselbe oder ähnliche Objekte sich beziehenden Überzeugungen bestimmt. Wir können solche Gruppen als Systeme von Überzeugungen betrachten. Die Gesamtheit aller Überzeugungen, welche sich z. B. auf eine einzelne Person, ihre Qualitäten, ihre Leistungen und Erlebnisse beziehen, können als ein derartiges System gelten. Solche sind namentlich auf tieferen Stufen vorwiegend latenter Natur, d. h. sie können unter Umständen, besonders durch entsprechendes Befragen, zum Bewußtsein gebracht werden. Aber auch in latenter Form besitzen sie eine große Wirksamkeit vermöge der ihnen eigenen Beharrungs- und Assimilationstendenz. Wo nämlich einmal ein solches System besteht, da wehrt es sich dagegen, sich durch irgendwelche neuen Erlebnisse entkräften zu lassen und zeigt statt dessen das Bestreben, diese in seinem Sinne zu deuten. So hängt bekanntlich die Art, wie man eine einzelne Handlung eines Menschen beurteilt, oder wie man irgend eine Aussage über ihn bewertet, von der Gesamtauffassung seiner Persönlichkeit ab; es bedarf schwerwiegender Argumente, ehe diese durch neue Tatsachen ins Wanken gebracht wird. Die Entstehung solcher Systeme beruht

offenbar auf Vorgängen, die man in der Sprache der Logik als Verbindung von Induktion und Deduktion bezeichnen könnte. Die ersten Erfahrungen, die man über ein Objekt macht, werden zunächst in bestimmter Weise gedeutet und diese Deutung bestimmt dann diejenige der weiteren Erfahrungen, wird aber ihrerseits zunächst noch selbst von ihnen beeinflußt: es findet also anfangs eine Wechselbeeinflussung zwischen den einzelnen Eindrücken und der Gesamtauffassung statt, bis die letztere sich stabilisiert, was auf tieferen Bewußtseinsstufen sehr frühzeitig stattfindet. Alsdann aber betätigt sich in ihr die Macht der Kontinuität oft in einer verhängnisvollen Weise.

5. Gefühlsleben und Wertbildung.

Im Gefühlsleben bezeugt sich zunächst der Mangel an Spontaneität darin, daß die höheren und edleren Gefühle einer Vorgeschichte in Gestalt des Auftretens verwandter von niederer Qualität bedürfen, um sich an diesen emporzuranken. Aus der Geschichte der Sitte ist diese Tatsache unter dem Namen der Verschiebung der Beweggründe hinlänglich bekannt. Im individuellen Leben denke man an die Verknüpfung sinnlicher und sittlicher Gefühle im Familienleben. Ähnlich in der Entwicklung des Kindes: sittliche und ideale Gefühle entstehen hier in der Regel erst, wenn der Boden für sie durch Handlungen vorbereitet ist, welche ihrerseits durch Motive gröberer Art hervorgerufen werden. So entspringt das Lernen der Kinder ursprünglich nicht der Liebe zum Wissen, sondern der Furcht vor Strafe oder den persönlichen Einflüssen, welche auf Liebe, Verehrung und Autorität beruhen. So wird eine Gesinnung beim Kinde am sichersten hervorgerufen durch die Gewöhnung an das ihr entsprechende Handeln, wobei dieses selbst zunächst durch den Druck der persönlichen Beeinflussung erzeugt werden kann; nachträglich vollzieht sich dann eine Entwicklung von außen nach innen.

Anderseits besitzt die Kontinuität im Gefühlsleben und in dem von ihm abhängigen Handeln eine besondere Stärke: von früheren Bewußtseinsvorgängen behalten mit Vorliebe die Gefühlselemente ihre Wirksamkeit bei, auch wenn die Vorstellungselemente geschwunden sind. So manche rätselhafte Ab- und Zuneigung von anscheinend rein willkürlichem Charakter beruht auf derartigen Nachwirkungen von Gefühlstönen eines Erlebnisses, das als solches uns längst entschwunden ist. So erklärt sich auch die bekannte Tatsache, die man in der Sprache der Werttheorie als Langsamkeit des

Entfrommens bezeichnen kann: Objekte, die uns einmal nützlich gewesen sind, behalten den entsprechenden Gefühlston noch lange Zeit, nachdem dieser Nutzen aufgehört hat — ein Umstand, der offenbar den Kulturwandel außerordentlich verzögert. Bricht dann der Widerstand gegen die Neuerung eines Tages plötzlich in sich zusammen, so ist diesem Sprung eine lange innere stetige Verschiebung vorausgegangen, bei der die dem Neuen entspringenden günstigen Gefühlswirkungen sich fortgesetzt summiert haben, während die entgegengesetzte Gruppe von Gefühlskräften, weil der Kontakt mit der Wirklichkeit ihr verloren gegangen ist, allmählich ohnmächtig geworden ist.

Einen wichtigen Fall der Kontinuität des Gefühlslebens bildet die allgemeine Tatsache und der Mechanismus unserer Wertbildung. Unter dem Werte eines Objektes, einer Tatsache oder eines Zustandes verstehen wir hier diejenigen Eigenschaften, die wir ihm vermöge des Gefühlstones zuschreiben, der seine Vorstellung durchgängig begleitet. Voraussetzung für die Existenz einer solchen Auffassung ist also, daß eine derartige Gefühlsbetonung mit relativer Konstanz auftritt, daß sie sich insbesondere geltend macht unabhängig davon, ob das betreffende Objekt momentan eine praktische Bedeutung für uns besitzt. Womit freilich nicht gesagt sein soll, daß das Gefühl in dem einen oder dem andern Falle mit gleicher Stärke auftritt. Vielmehr besitzen die der Wertvorstellung entsprechenden Gefühle einen potentiellen Charakter derart, daß ihre volle Stärke sich nur da entfaltet, wo im Augenblick ein praktisches Interesse in Frage kommt. Jene relative Gleichmäßigkeit der Gefühlsbetonung aber ist an sich ein starker Beweis für die Kraft der Kontinuität auf diesem Gebiete: denn nur auf der Nachwirkung früherer Erlebnisse kann eine solche offenbar beruhen.

Wir können drei verschiedene Entstehungsarten der Wertbildung unterscheiden, deren jede zu dem leitenden Faden unserer Betrachtungen in wichtigen Beziehungen steht. Die erste ist die Überlieferung — ein Mechanismus, durch welchen Werte von einem Geschlecht an das nächste weitergegeben werden. Sie beruht freilich nicht, wie die populäre Meinung annimmt, auf bloßen Worten und bloßer Belehrung, sondern vorzüglich auf zwei andern Vorgängen. Erstens auf solchen Handlungen, die von der Jugend nachgeahmt werden und deren Vollführung diejenigen Gefühle auslöst, welche auch bei der vorigen Generation die Grundlage der Wertbildung abgegeben haben; dahin gehören

die religiösen Werte, die dem Kultus entspringen, sowie überhaupt eine Menge Werte von anschaulicher Natur, denen gegenüber der Mensch sich handelnd verhält. Zweitens wirkt überliefernd der Einfluß der Persönlichkeit, welcher die Gefühle der Liebe, Verehrung und Furcht entgegengebracht werden. Sie strahlen von ihr auf diejenigen Handlungen und Eigenschaften über, die zuerst an diesen Personen — also ursprünglich noch in dinglicher Form — erfaßt werden. Besonders für die Überlieferung der sittlichen Schätzungen kommt dieser Vorgang in Betracht. Von welcher Bedeutung ist diese Tradition der Werte für die Erhaltung der Kultur! Schon in der Jugend wird so das Bewußtsein des einzelnen mit einer überragenden Anzahl von Bewertungen erfüllt, die wenig Raum mehr für die Entwicklung neuer individueller Schätzungen übrig lassen. Der Spontaneität des einzelnen wird der Spielraum dadurch außerordentlich verringert und einem Kulturwandel, wo sachliche Ursachen auf ihn hindrängen, dadurch ein Moment der Retardierung entgegengestellt. Hierin wurzelt zum Teil die erwähnte Langsamkeit des Entfrommens. Hierin liegt auch eine starke Quelle jener Irrationalität der Werte und des Handelns, die uns namentlich bei einem sachlich gebotenen Kulturwandel auffällt. Wie sehr treffen hier oft die Worte Nietzsches zu: „Seinem Gefühl folgen, das heißt seinem Großvater und seiner Großmutter und deren Großeltern mehr gehorchen als den Göttern, die in uns sind, unserer Vernunft und unserer Erfahrung".

Die zweite Quelle der Wertbildung liegt in dem Vorgang der Verdichtung. Hierunter verstehen wir die allmähliche Akkumulation von solchen Gefühlseindrücken und ihren Reproduktionen, die sich auf dasselbe Objekt beziehen. Derartige Summationen liegen z. B. vorwiegend den Werten des Familienlebens zugrunde. Ganze Reihen von beglückenden und erhebenden Ereignissen sind hier für den einen Ehegatten mit dem Leben des andern, für die Eltern mit demjenigen der Kinder verknüpft: alle die sie begleitenden Gefühlstöne erschaffen durch einen Vorgang der Verdichtung die außerordentliche Bedeutung, die diese Personen für einander besitzen. Überhaupt spiegelt sich in den so erzeugten Schätzungen und macht sich in ihnen kausal geltend die Entwicklung des Individuums: Personen, Gegenstände, Landschaften, Umgebungen tragen gleichsam in geronnerer Form alle die glücklichen und fördernden Erlebnisse in sich, deren Zeugen und Träger sie im Leben des Individuums gewesen sind. Für unser Thema interessiert uns an diesem Vorgang vorzüglich das Moment der

Langsamkeit; denn nach der negativen Seite hin ergibt sich aus ihm, daß alle starken Gefühle einer langen Pionierarbeit als Vorgeschichte bedürfen. Ins Historische übertragen bedeutet das, daß plötzliche Umänderungen nur dann auf Dauer rechnen können, wenn sie lange innerlich vorbereitet sind, sowie sie auch ohne dieses Moment nicht leicht eintreten.

Eine dritte Ursache der Wertbildung besteht in dem Prozeß der Verschiebung, d. h. in dem Vorgang des Hinüberstrahlens des Gefühles von einem Objekt auf ein anderes, das mit ihm assoziativ verknüpft ist. Am deutlichsten zeigt sich dies an der Wertschätzung aller Arten von Symbolen: die eigentliche Quelle der Schätzung liegt natürlich in den mit ihnen verknüpften realen Vorgängen; in der Nachwirkung jener Erlebnisse tragen jedoch die Symbole einerseits wegen ihrer Konstanz gegenüber den wechselnden realen Gegenständen, anderseits wegen ihres besonders anschaulichen Charakters über jene den Sieg davon. So bildet eine Fahne einen bessern Träger aller jener Schätzungen, die sich auf die von ihr erlebten glücklichen Kämpfe beziehen, als irgendwelche bei ihnen beteiligt gewesenen Personen. Aber auch der Wert des Kunstwerkes ist von solchen Verschiebungen mit abhängig. Derjenige des Porträts z. B. beruht darauf, daß es ganze Reihen von schätzenswerten anschaulichen Eigenschaften der dargestellten Person vermöge der kombinierenden Darstellungskraft des Malers in sich vereinigt und deren Gefühlstöne in sich summiert enthält. Was der epischen oder dramatischen Schöpfung ihren Gehalt verleiht, ist die Verdichtung vieler wichtiger Vorgänge aus dem realen Leben, die wiederum auf der besonderen Fähigkeit des Dichters beruht, bei seiner Schöpfung von den Nachwirkungen vielseitiger und individueller Erlebnisse besonders stark bestimmt zu werden. Er spinnt ein Gewebe aus einer unübersehbaren Fülle einzelner Fäden, die er aus dem Leben entnommen hat, und bietet damit dem Zuschauer deswegen so viel, weil dieser in der Menge der Fäden solche wiederfindet, die ihm selbst vertraut sind, und das so erweckte Gefühl der Vertrautheit ihn nun überall begleitet.

Wie stark die Gefahr einer irrationalen Bewertung gerade bei diesen Verschiebungen ist, liegt auf der Hand; denn der Wert des realen Objektes und derjenige seines Symboles sind prinzipiell offenbar voneinander verschieden. Es kann das letztere auf diese Weise Qualitäten an sich ziehen, die ihm von Rechts wegen nicht gebühren. Welche retardierende Wirkung ist

so oft von dem Gefühlswert der Symbole bei allen Reformbestrebungen, bei allen Bemühungen der Rationalisierung ausgegangen! Eine ähnliche Irrationalität müssen wir aber auch häufig bei den der bloßen Verdichtung entspringenden Werten konstatieren; selbst da, wo nicht das Angenehme oder Erfreuliche, sondern der Nutzen in Frage steht; nicht einmal dieser wird durch das System unserer Werte im allgemeinen in adäquater Weise wiedergegeben. Wir sehen dabei ganz von der oben erörterten Möglichkeit ab, daß der Nutzen schneller als seine Schätzung aufhören kann. Aber es ist an sich klar, daß er nur in dem Maße geschätzt werden kann, in dem er erfaßt wird. Das letztere aber geschieht keineswegs durchweg in demjenigen Grade, wie die populäre Auffassung es als selbstverständlich betrachtet. Alle diejenigen Mängel und Schwächen des Mechanismus der Überzeugungsbildung, von denen wir im vorigen Abschnitte sprachen, kommen hierbei als hemmende Kräfte in Betracht. So erschwert der Einfluß des stark beteiligten Gefühls selbst im Gebiete des wirtschaftlichen Lebens eine adäquate Beurteilung gegenüber den Aussichten auf Gelingen oder Mißlingen einer Unternehmung, wie das die Bewegungen der Börsenpapiere hinlänglich zeigen. Wir weisen hier nur noch auf einen Punkt hin: beachtet wird der Nutzen eines Objektes vorwiegend nur in demjenigen Maße, in dem er sich praktisch bemerklich macht. Der Nutzen solcher Gegenstände, die wie z. B. die Luft durchweg überall ohne Mühe zu erhalten sind, wird durch keinerlei Wertbildung nachgebildet. Eine solche setzt vielmehr nur da ein, wo die förderlichen Objekte uns unter Umständen fehlen, uns also zum Handeln nötigen. Es bedarf eines gewissen Druckes, einer Art Stauung im Bewußtsein, um die erforderliche Gefühlstätigkeit anzuregen. Das System unserer Werte entspricht also, von allen anderen Mängeln abgesehen, nicht dem Standpunkte des theoretischen Betrachters, der sich auf das besinnt, was die einzelnen Dinge der Welt ihm leisten, sondern demjenigen des praktischen Menschen, der in sein Bewußtsein nur das aufnimmt, was für sein Handeln wichtig ist.

6. Das Handeln.

Die historische Struktur unseres Bewußtseins dokumentiert sich auf diesem Gebiete vor allem in der Beharrungstendenz, welche der Inhalt unseres Handelns erkennen läßt. Was in dieser Beziehung die Macht der Gewohnheit für den einzelnen, das bedeutet für die Gruppe die Nachahmung, die Wirkung der Autorität

und die aus beiden hervorgehende, im vorigen Abschnitt erörterte Tradition der Werte. Auch diese Kräfte wirken offenbar auf die Erhaltung der einmal bestehenden Formen des Handelns hin. Und auch hier betätigt sich die allgemeine Kontinuität des Bewußtseins. Denn indem die Gefühle, welche der autoritativen Person gelten, fortgesetzt auf den Inhalt ihres gesamten theoretischen und praktischen Verhaltens übergreifen, vollziehen sich starke summative Prozesse, die sich dem Bewußtsein tief eingraben und mit der Persönlichkeit vielfach verwachsen. Daneben kommt für die Nachahmung und die Realsuggestion auch die Macht des äußeren Reizes in Betracht: einer vorgegebenen Handlung sowie einem zum Handeln auffordernden Wort steht das unentwickelte Bewußtsein gleichsam wehrlos gegenüber, soweit der Inhalt der Einwirkung nicht mit der gesamten Art der Persönlichkeit kollidiert; das letztere ist normalerweise ausgeschlossen, soweit es sich um den uns hier besonders interessierenden Fall, nämlich das Einwachsen der jungen Generation in die bestehenden Formen der Kultur, handelt.

Die in Rede stehende Beharrungstendenz erweist sich offenbar so lange als zweckmäßig, als die durch sie festgehaltenen Handlungstypen ihrerseits auf einer Anpassung an die gegebenen Verhältnisse beruhen und die letzteren sich nicht ändern. Sie fällt demgemäß besonders in die Augen und gewinnt für unsere theoretische Betrachtung eine größere Bedeutung erst da, wo mindestens eine dieser beiden Voraussetzungen nicht mehr erfüllt ist. Wir betrachten hier nur denjenigen Fall, in welchem durch einen Wechsel der Verhältnisse eine Neuerung als geboten erscheint. Hier sind von besonderem Interesse die verschiedenen Vorstöße und tastenden Versuche zur Abwehr des drohenden Übels, die in solcher Situation in der Regel auftreten. Dahin gehört das bekannte Verhalten, das man nach dem Vogel Strauß benennt: man glaubt ein Übel dadurch aus der Welt zu schaffen, daß man seinen Anblick meidet. Wie ausgebreitet dieses Verhalten im öffentlichen Leben ist, da wo es sich um die Aufdeckung irgendwelcher Mißstände handelt, ist hinlänglich bekannt. Weniger beachtet wird in der Regel der geringe Grad von Bewußtheit, der dabei vorhanden ist; die eigentlichen Hebel des Verhaltens liegen in gewissen Gefühlen, die, ohne als Wunsch zum Bewußtsein zu kommen, doch das Benehmen hinreichend beeinflussen. Ein zweites häufiges Verfahren besteht darin, daß man mit Worten — Versprechungen, Drohungen oder Erörterungen — sich selbst beschwichtigt und andere beruhigt oder

zu beruhigen versucht. Ein dritter eng verwandter Typus erwächst aus dem Verlangen, das man wohl in die Worte kleidet: man muß etwas tun. Hierher gehören alle Arten von Vorstößen, Versuchen, Anfängen oder einschlägigen Bestrebungen — kurz alles, was man als Versuch im juristischen Sinne oder als Scheinhandlung bezeichnen könnte. Von den wirklich zweckmäßigen Handlungen unterscheiden sich die beiden letzten Typen dadurch, daß sie lediglich gewisse Symptome mit ihnen gemeinsam haben. Eben deswegen strahlt von ihnen dasselbe subjektive Gefühl der Beruhigung aus wie von der Ernsthandlung. Das lehrreichste und verbreitetste Beispiel dieser Typen bietet wohl unser heutiges religiöses Leben in seinem Verhalten gegenüber den Grundforderungen der christlichen Moral, wie sie im Evangelium ausgesprochen sind. Stuart Mill hat diese Art von Gebahren mit unnachahmlich schönen Worten gekennzeichnet. Sören Kierkegaard hat sie mit dem treffenden Satz charakterisiert: „Das Wünschen ist eigentlich das Maximum, zu dem wir kommen.“[1] — Endlich ein letzter Typus besteht darin, daß der Handelnde dem ersten Widerstand gegenüber die Flinte ins Korn wirft — ein Verhalten, das in den meisten Fällen nicht nur von dem äußeren Widerstand, sondern auch von dem Wunsche beeinflußt wird, einen Grund für den Gehorsam gegenüber dem Beharrungstrieb zu finden. Oft handelt es sich dabei nicht einmal um einen realen, sondern nur um einen verbalen Versuch: es genügt für die Beschwichtigung der durch die neue Situation ausgelösten Unruhe schon, wenn die Erörterung auf eine Schwierigkeit stößt.

Auch wo die Beharrungstendenz durchbrochen wird, braucht sie darum ihre Wirksamkeit noch nicht einzubüßen. Besonders ist das da der Fall, wo jene Durchbrechung unter dem Drucke äußerer Einflüsse oder demjenigen von Nötigungen erfolgt, die dem Kern der Persönlichkeit fremdartig gegenüberstehen. Aber auch in viel einfacheren Fällen erleben wir dasselbe: wird man z. B. an der Vornahme einer gewohnten Handlung durch eine zufällige Störung gehindert, so entsteht oft ein Gefühl des Unbehagens, über dessen Quelle man sich keine Rechenschaft geben kann. Dahin gehört bei der äußeren Durchkreuzung eines Planes das Bestreben, wenigstens einen Teil von ihm zu realisieren, und die Befriedigung,

---

[1] Stuart Mill, Über Freiheit. Kap. III. Reklam-Ausgabe S. 60. Sören Kierkegaard, Buch des Richters (Tagebücher im Auszug aus dem Dänischen), S. 117. Vgl. ebenda 149—151 die beißenden Bemerkungen über das Thema: „Er strebt doch danach.“

die man darüber fühlt, auch wenn das so Erreichte eigentlich sinnlos geworden ist; dahin auch jene Art von Kompromiß, bei der das gewohnte Alte in zweckwidriger Weise sich zur Geltung bringt. Seltener kann man die Fälle beobachten, in denen dieses Nachwirken des Unterdrückten für die Beurteilung und das Verständnis des Menschen von Wichtigkeit wird. Besonders in Zuständen der Zerstreutheit oder einer Verfassung augenblicklicher Vergeßlichkeit, in denen der Mensch sich gehen läßt, gleichsam aus seiner Rolle fällt, kann jener Unterstrom sich in kleinen Zügen manifestieren, die dann symptomatische Wichtigkeit gewinnen können. So kann sich im Versprechen und Verschreiben das Innere verraten, indem der Wunsch siegreich die Decke der Konvention oder Simulation durchbricht. Auch das bekannte Selbstbeantworten einer Frage beim Unterricht durch Versprechen gehört hierher: indem die Vorstellung der Antwort im Bewußtsein lebhaft gegenwärtig und von starken Gefühlen begleitet ist, wird sie gemäß dem allgemeinen Zusammenhang, der von der Vorstellung der Bewegung zu ihrer Realisierung hinüberführt, vom Willen ergriffen [1].

Auch da, wo eine neue Art des Handelns der Beharrungstendenz zum Trotz sich Bahn bricht, macht sich diese in der Regel sowohl in der Entstehungsart wie im Inhalt des Neuen noch bemerklich. Neue Handlungsweisen erscheinen namentlich gern als Variationen der alten. Ein schönes Beispiel dafür erzählt Mark Baldwin, das er bei den Zeichenversuchen seines Töchterchens beobachtete. Diese wollte in ihrer kindlichen Art eine Kirche zeichnen; die Linien mißrieten ihr jedoch, und plötzlich erklärte sie mit aufleuchtendem Gesicht, es solle keine Kirche, sondern ein Vogel sein: eine zufällige Entgleisung hatte hier die Anregung für das Neue geboten und zugleich dessen Inhalt bestimmt. Karl

[1] Die populäre Vorstellung, daß das Versprechen oder Verschreiben dem Zufall entspringt, ist natürlich unhaltbar. Wundt erblickt (Völkerpsychologie, I, 1, S. 371 f.) wohl etwas einseitig die Ursache des Versprechens in Einwirkungen lautlicher und sachlicher Natur, welche von anderen Teilen der Rede ausgehen. Für Individuen, welche in einer fremden Sprache reden, kommen ferner wahrscheinlich abweichende Artikulationsgewohnheiten ihrer eigenen Sprache in Betracht. Auf den oben angedeuteten Einfluß des gesamten Bewußtseinzustandes hat Freud hingewiesen. Auch seine Theorie vom Traume, wonach dieser in drastischer Form Wünsche kund tut, welche sich nicht an das Tageslicht wagen, gehört, soweit sie sich behaupten wird, hierher. Auch das Verfahren der sogenannten Tatbestandsdiagnostik ist anzuführen, bei welchem die Versuchsperson durch verschiedene Methoden genötigt wird, ein Wissen um bestimmte Dinge auch wider ihren Willen zu verraten.

Groos bemerkt dazu mit Recht: „Wir sehen hier klar in mikroskopischer Form das Gesetz des Fortschritts.“[1] Die Variation ist in der Tat derjenige Vorgang, welcher uns im allgemeinen angesichts der Herrschaft der Stetigkeit die Neuerung erst begreiflich macht; sie schlägt die Brücke vom Alten zum Neuen — eine Tatsache, die Mark Baldwin zu betonen nicht müde geworden ist. Sie beruht ihrerseits auf zwei Tatsachen von mehr elementarem Charakter. Erstens auf dem Gegensatz von lustvollen zu unlustvollen Reaktionen, von denen die einen eine Tendenz zur Wiederholung, die anderen eine Tendenz zur Elimination besitzen, derart daß bei komplexen Reaktionen die Elemente der ersten Gruppe dazu neigen diejenigen der zweiten Gruppe immer mehr zu verdrängen. Zweitens kommt der mechanisierende Einfluß der Wiederholung und Übung in Betracht: durch die Mechanisierung wird seelische Energie frei, welche sich neuen Elementen des Ganzen zuwenden kann; indem die Aufmerksamkeit diese erfaßt, beeinflußt und modifiziert sie die Reaktion[2].

Beachtenswert ist die Langsamkeit und Schwerfälligkeit derartiger Anpassungen, wie wir sie täglich im Leben beobachten können: einem deutlich bemerkten kleinen Übelstand gegenüber, der sich — wie wir wenigstens nachträglich meinen —

[1] Karl Groos, Die Spiele des Menschen. S. 415.

[2] Besonders deutlich sind diese Prozesse bei der Entwicklung des Kindes zu beobachten. Vgl. Karl Groos, ebenda, S. 380 und 415. Dem Verfasser sei gestattet, hier zwei kleine eigene Erlebnisse anzuführen, die ungeachtet aller Trivialität doch lehrreich sind. Bei dem Versuch, einen hölzernen Stellrahmen, der eine Photographie enthielt, auf der hölzernen Randfläche meines Schreibtisches aufzustellen, wurde ich durch die Neigung des ersteren belästigt, auf dem glatten Untergrund fortzurutschen. Ich half dem Übelstande schließlich durch einen in die hölzerne Fläche gesteckten Reißnagel ab. Aber erst auf einem Umwege kam ich zu dieser anscheinend so naheliegenden Manipulation. Ich bemerkte, daß auf dem rauhen mit Tuch überzogenen Teil des Schreibtisches die Photographie stillstand. Von einem Filzstoff, der mir zufällig zur Hand war, legte ich dann ein isoliertes Stückchen dem einen Fuß des Gestells unter. Als auch dieses zu rutschen drohte, hielt ich zunächst das Tuch durch einen Reißnagel fest. — Der zweite Fall hat mit dem vorigen gemeinsam den Mangel an Spontaneität. Als ich in einem Hotelzimmer das Sofa zur Mittagsruhe benutzen wollte, mußte ich es wegen seiner Kürze ergänzen. Ich nahm dazu zunächst einen Stuhl, obwohl sich dieser wegen seiner Härte und größeren Höhe dazu wenig eignete. Als ich mich hinlegen wollte, bemerkte ich auf dem Sofa ein Kissen, das mir im Wege war. Bei dem Bemühen, es an einer anderen Stelle ordnungsmäßig unterzubringen, fiel mein Auge auf einen Sessel. Sofort merkte ich, daß dieser sich zur Ergänzung vorzüglich eignete.

durch einfache Nachhilfe beseitigen läßt, vergeht in der Regel einige Zeit, ehe wir uns überhaupt zum Gedanken der Abwehr aufraffen; und dann bedarf es wiederum mehrerer vergeblicher Versuche und tastender Vorstöße, ehe wir das Zweckmäßige gefunden haben. Zeigt sich diese Langsamkeit schon bei kleinen, einfachen Abwandlungen, wie viel mehr muß sie zutage treten, wo ein Neues von gewichtigem Inhalt in Frage kommt, wo Zusammenhänge mit tief gewurzelten Bedürfnissen, Interessen und Gepflogenheiten durchbrochen werden müssen, wo eine starke Leistung des Intellektes und des Willens gefordert wird. Die Dimension der Zeit spielt hier eine Rolle, die bis jetzt zu wenig gewürdigt ist. Sie wird oft deswegen verkannt, weil die Akte, welche die Vorgeschichte konstituieren, unbewußt bleiben. So hat bei der kindlichen Entwicklung die scheinbare Diskontinuität des Fortschrittes in der Tat wohl immer Summationsprozesse zur Voraussetzung, die wir eben schon andeuteten, bei denen die Gefühlstöne sich allmählich wandeln, die Leistungen durch Mechanisierung vereinfacht werden, überhaupt die unbewußte Einwirkung früherer Erlebnisse schrittweise die innere Situation umgestaltet. Auch Erwachsene können es erleben, daß Einflüsse lange latent bleiben, ehe sie sich im geeigneten Moment betätigen. Alles, was man als „Anfliegen" in einem bestimmten Milieu bezeichnet, gehört offenbar hierher.

Wo so die Beharrungstendenz durch einen Akt der Anpassung verdrängt wird, da spielen in dem psychischen Mechanismus dieses Vorgangs das Gefühl und mit ihm eng zusammenhängende Faktoren die leitende Rolle. Die unmittelbare Beobachtung läßt uns hinlänglich deutlich unterscheiden zwischen den beiden geistigen Verfassungen, die wir mit den Ausdrücken zu bezeichnen pflegen: „sich gehen lassen" und „sich zusammennehmen". Wir gewahren z. B. bei den Kindern den Übergang von dem einen zum andern Typus da, wo im Gegensatz zu einem fremden ihr eigenes Interesse in Frage kommt oder ein hinreichender Einfluß Erwachsener sich bemerklich macht. Wir bemerken umgekehrt bei dem reifen Menschen den erschlaffenden Einfluß der völligen Zwanglosigkeit; wir erfahren in solcher Situation die Wahrheit des Goetheschen Wortes: „Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein". In allen den Fällen, die dem höheren der beiden hier unterschiedenen Typen angehören, steht der einzelne rein empirisch ausgedrückt unter einem gewissen Druck. Psychologisch können wir diesen charakterisieren als einen gewissen Zustand der Spannung, der erhöhten Aufmerksamkeit, regen Interesses und starker Gefühle.

Diese Bewußtseinsverfassung begünstigt offenbar die Reproduktion früherer verwertbarer Erlebnisse: sie läßt dasjenige, was zu den Erfordernissen der gegebenen Situation wegen hinreichender Ähnlichkeit mit ihr paßt, so stark wirksam werden, daß innerhalb gewisser Grenzen die Anpassung sich vollzieht. Die Reproduktion wird dabei nicht nur nach ihrer Intensität, sondern auch nach ihrer Qualität verändert: maßgebend ist für sie mehr als bei andern Zuständen die Übereinstimmung in gewissen Elementen statt derjenigen in der Totalität. Logisch ausgedrückt: die falschen Analogien, deren Wirksamkeit der Beharrungstendenz zugute kommen würde, werden durch richtige ersetzt; falsche Analogien aber geben solche Vorstellungen ab, die nach ihrem oberflächlichen Gesamteindruck, richtige Analogien solche Vorstellungen, die in gewissen entscheidenden Einzelzügen mit dem Bilde der gegebenen Situation übereinstimmen[1]. Natürlich sind dieser Wirksamkeit des Druckes Grenzen gezogen. Ein Übermaß davon erzeugt oft einen Zustand der Verblendung, der Kopflosigkeit, und dadurch eine Unfähigkeit zum zweckmäßigen Handeln. Der Grund dafür liegt in dem einengenden und hemmenden Einfluß, den starke Gefühle auf den ganzen Bewußtseinsverlauf ausüben. Man wird in dieser Weise allgemein, freilich in recht variabler Weise, zwischen angemessenem und übermäßigem Druck unterscheiden müssen. Anderseits grenzt das Höchstmaß der möglichen Übung und Schulung, besonders der im Berufe erworbenen, das Optimum der Druckwirkung nach unten hin ab. Hinreichende Übung verleiht bekanntlich überall einen geschärften Blick für Symptome und macht — was teils der Grund, teils die Folge davon ist — den Mechanismus der Assoziationen regsamer und schmiegsamer. Manche anscheinend angeborene Fähigkeit erklärt sich auf diese Weise. So haben Untersuchungen ergeben, daß die höhere Leistungsfähigkeit des Auges bei den Naturvölkern insbesondere bei den Jägerstämmen nicht auf einer angeborenen größeren Sehschärfe, sondern auf stärkerer Einübung beruht. Der Nahrungserwerb verlangt von ihnen eine gute Beobachtungsgabe: so entsteht diejenige Nötigung, die für die Entwicklung dieser Fähigkeit neben der Gewöhnung unentbehrlich ist.

Wir berühren damit bereits die Frage: welche Motive erzeugen den in Rede stehenden Druck? Hierauf gibt es nur eine Antwort: hinreichend starke. Die Not kann zu diesen

[1] Vgl. oben S. 66.

Beweggründen gehören; sie wirkt aber bekanntlich oft auch hemmend. Weiter kommen nicht nur grobe und niedrige Beweggründe im Sinne der sogenannten egoistischen in Betracht, sondern neben dem Erwerbssinn in allen Formen auch die Freude am Können, an der Macht, am Genuß, der Ehrgeiz usw., endlich auch rein ideale Motive. Die letzten sind gewiß selten hinreichend stark. Daß sie es aber vorzüglich bei den geistigen Leistungen sein können, daß sie es insbesondere bei der genialen Leistung sind, steht außer Frage. Aber auch bei dem Unternehmer werden wir nicht immer auf bloße Geldgier und ähnliche Beweggründe zurückzugreifen haben; würde es auch zu weit gehen ihn als selbstlosen Märtyrer des nationalen Interesses hinzustellen, so ist es doch gewiß berechtigt, in der Lust an der Unternehmung als solcher, in der Freude an ihrem Gedeihen und im Stolz darauf eine Haupttriebkraft für seine Leistungen zu erblicken.

Zum Schluß ein Wort über den Zusammenhang, welcher zwischen der einzelnen Handlung oder allgemeiner dem Verhalten in einer bestimmten Situation und der ganzen Art des Benehmens in ähnlichen Lagen sowie der ganzen Persönlichkeit besteht. Es handelt sich hier um etwas Ähnliches wie um den oben (S. 82) erörterten Zusammenhang zwischen der einzelnen Überzeugung und den auf sie bezüglichen Systemen. Jeder Art von Situation entspricht im allgemeinen ein bestimmtes Verhalten des einzelnen, welches sich ausbildet durch die Einflüsse der Tradition und der Analogie sowie durch die Rückwirkungen, welche von seinem Benehmen bei früheren Anlässen derselben Art ausgegangen sind. Jede sich öfters wiederholende Lage erzeugt dabei eine Tendenz zur baldigen Stabilisierung der Verhaltungsweise. Die Vorgänge und Zusammenhänge sind ähnlich wie bei den Überzeugungssystemen und vielfach mit der Entwicklung und Wirksamkeit solcher verknüpft: jede Einzelheit im Verhalten wird wesentlich bestimmt durch die gesamte Art desselben, die bei einer gegebenen Situation beobachtet wird, und von ihrem Erfolg geht wieder eine Rückwirkung überwiegend im Sinne der Anpassung aus, die anfangs stark sein kann, später an Intensität meist rasch abnimmt. Die so bestehenden Systeme des Handelns sind ähnlich verwickelt wie diejenigen der Überzeugung: es gibt über- und untergeordnete, nebengeordnete und sich kreuzende, spezielle Systeme und solche von großer Allgemeinheit und Abstraktheit. Die Gesamtheit der Situation entscheidet jedesmal darüber, welche von ihnen zur Wirksamkeit gelangen. Ein äußerst kompliziertes Netz kausaler

Zusammenhänge, vergleichbar dem beim Sprechen und Denken wirksamen, erzeugt in jedem Augenblick eine bestimmte Einstellung oder Bewußtseinslage, eine gewisse Determination oder psychische Situation. Diese bestimmt dann in Zusammenhang mit den äußeren Reizen das ganze Benehmen, ohne daß im einzelnen ein Bewußtsein davon vorhanden zu sein brauchte. Hierhin gehören solche Einstellungen und Situationen wie die, welche man als Illusion, als Ernst oder Spiel, als Dienst, als gesellschaftlichen Zwang bezeichnet; hierher auch die Einflüsse, welche von einzelnen Personen zumal solchen unserer näheren Umgebung ausgehen können; hierher auch die ganze Art sich gehen zu lassen oder sich zusammenzunehmen.

7. Die schöpferische Tätigkeit.

> Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung eines originalen Wahrheitsgefühles, das im Stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt.
>
> Goethe.

> Dem gewöhnlichen Menschen sind seine Wahrnehmungen Zeichen für etwas, das in der Rechnung seiner Absichten eine bestimmte Stelle einnimmt. Dagegen das künstlerische Genie gleicht einem Reisenden, der sich den Bildern eines fremden Landes hingibt ohne Absicht und ohne Berechnung in völliger Freiheit.
>
> Dilthey.

Wir wollen in diesem Abschnitt Ursachen, Triebkräfte und Mechanismus des geistigen Schaffens erörtern, wobei wir in erster Linie an die Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Technik denken. Das Gesagte findet zum großen Teil auch Anwendung auf die entsprechenden Leistungen im Gebiete des öffentlichen Lebens, des Rechts, der Religion, der sittlichen Anschauung usw. Soweit dabei das Verhältnis des Schaffenden zur Außenwelt in Frage kommt, werden wir dem Problem erst in unserem soziologischen Teil nachgehen. Hier handelt es sich lediglich um das Innenleben des schöpferischen Geistes und den Verkehr mit seiner Schöpfung; und zwar haben wir auch hier wieder an ihm in erster Linie die Bedeutung der historischen Struktur des Bewußtseins, in zweiter Linie die Abhängigkeit seiner Leistungen von äußeren Reizen nachzuweisen.

Eine Vereinigung beider Eigenschaften tritt uns in der Tatsache entgegen, daß, wie uns manche Beispiele schließen lassen, für das Auftreten schöpferischer Leistungen innere Reife und äußerer Anstoß zusammentreffen müssen. So wurde Helmholtz

auf die Entdeckung des Augenspiegels durch die Nötigung geführt, den gesamten Stoff der Physiologie jährlich zum Kolleg durchzuarbeiten, während die erforderlichen physikalischen und physiologischen Kenntnisse an sich längst in seinem Besitz waren. Ähnlich wurde Darwin zu der ersten Kundgebung seiner Gedanken über die Entwicklung der Arten durch die geplante konkurrierende Veröffentlichung von Wallace, nachdem seine Ideen bereits etwa zehn Jahre dazu reif waren, veranlaßt. So wird bei Goethe die Schöpfung des Werther durch die Kunde von Jerusalems Schicksal ausgelöst, die ihm seinen eigenen Zustand wie in einem Spiegelbild zeigt. Analog spricht Storm allgemein von dem Perpendikelanstoß, der den Dichter in Tätigkeit versetzt.

Der hier erwähnte Zustand der Reife entsteht durch eine langwährende Aufspeicherung des einschlägigen Materials, deren Ursache die fortgesetzte Betätigung von Fleiß und Aufmerksamkeit gegenüber den in Betracht kommenden Dingen ist. Der schöpferische Geist ist fortgesetzt eingestellt auf ein bestimmtes Gebiet, das sein Interesse in Anspruch nimmt. Er befindet sich in einem Zustand dauernder erhöhter Empfänglichkeit und Feinfühligkeit: sein Bewußtsein liegt gleichsam beharrlich auf der Lauer nach Eindrücken, Anschauungen und Erkenntnissen, die in seinen Interessenkreis hineinpassen. Er ist fortgesetzt ausgestattet mit einer gesteigerten Reproduktions- und Assimilationsfähigkeit nicht nur gegenüber den von ihm bereits unter dem Einfluß seiner Einstellung gesuchten, sondern auch gegenüber solchen Eindrücken, die sich jedem darbieten, an denen aber die übrigen achtlos und unberührt vorübergehen[1]. So machte auf Darwin schon auf seiner Reise um die Erde die Entdeckung sehr großer Knochen ausgestorbener Tierarten einen ungewöhnlichen Eindruck: er wurde dadurch veranlaßt, über den Zusammenhang der früheren Fauna mit der jetzigen nachzudenken. So erregten die Erfolge der künstlichen Selektion, wie sie damals in England betrieben wurde und allgemein bekannt war, von früh an in ihm eigenartige Gedanken. Weiter erzählt uns — und das ist in unserm Zusammenhang typisch — sein Biograph von ihm: „Ferner hatte Darwin die Gabe, beim Sehen verschiedene Dinge, die mit dem was er sehen wollte . . . nichts zu tun hatten, scharf aufzufassen und nicht allein zu merken, sondern auch zu verwerten. Daß ihm

[1] Dies ist der Grund, weshalb der Zufall ihm öfter zum Helfer wird. Vgl. unten Kap. III Abschnitt 4.

Ausnahmen, Abweichungen ganz untergeordneter Art auffielen, über die er sofort für sich theoretisierte, ist nicht so bemerkenswert, als daß er diese Ausnahmen nicht wieder aus seinem Gedankenreich entließ oder vielmehr sie ihn nicht wieder freiließen, bis sie irgendwie in Einklang mit alten oder neu begründeten Gesetzen gebracht waren. . . . Seine Beharrlichkeit, durch Beobachtung, Experiment und Nachdenken die Wahrheit zu zwingen, sich ihm zu zeigen, war so groß, daß es für manchen fast den Anschein hatte, als würde er zur rastlosen Tätigkeit durch eine dämonische Kraft getrieben."[1] Zu der Bedeutung des Fleißes für die schöpferischen Leistungen, wie sie uns in dieser Angabe besonders nachdrücklich entgegentritt — und zwar ist dabei noch mehr an den intensiven als den extensiven Fleiß zu denken —, stimmt es, wenn einzelne große Geister in ihren Äußerungen über diese Dinge — man könnte sagen in ihren Selbstbekenntnissen — die Existenz einer langen Vorgeschichte für eine solche Leistung fast als etwas Selbstverständliches hinstellen. So lautet ein Wort Goethes: „Was ist erfinden? Es ist der Abschluß des Gesuchten."[2] Dasselbe besagt ein Wort Schopenhauers: „Unsere besten, sinnreichsten und tiefsten Gedanken treten plötzlich ins Bewußtsein wie eine Inspiration . . . Offenbar aber sind sie Resultate langer aber unbewußter Meditation und zahlloser oft weit zurückliegender im einzelnen vergessener Aperçus."

Aus dem Gesagten ergeben sich in Übereinstimmung mit unsern biographischen Kenntnissen gewisse Eigenschaften, die für den schaffenden Geist charakteristisch sind, die insbesondere das Wesen des Genies, des höchsten Trägers dieser Fähigkeit, ausmachen. Zunächst sind für die eben angedeutete Entwicklung des Innenlebens erforderlich fortgesetzte ungewöhnliche Leistungen im Bereich sei es des Beobachtens sei es des Denkens. Den Grund für diese sucht die populäre Meinung bekanntlich in einer besonderen Fähigkeit, in der spezifischen Begabung des Genies. Erinnern wir uns aber an unsere früheren Bemerkungen über die Bedeutung des Interesses und der Übung für gesteigerte Leistungen, z. B. an die Tatsache, daß das bessere Beobachtungsvermögen der Naturvölker nicht auf erhöhter Sinnesschärfe beruht[3], so werden wir dieser Auffassung gegenüber eine

[1] Wilhelm Preyer, Darwin, S. 27, 92, 52.
[2] Zitiert bei Reuleaux, Theoretische Kinematik. I, 7.
[3] S. oben S. 67 und S. 93.

reservierte Haltung einnehmen. Als sicher muß gelten, daß das Interesse und seine fortgesetzte Betätigung mindestens einen großen Anteil an der Ursache dieses Ausnahmeverhaltens hat. Diese besondere Teilnahme würde dann als eine vorläufig nicht weiter erklärbare spezifische Qualität des schöpferischen Geistes zu gelten haben; ihre Eigentümlichkeit liegt vorzüglich darin, daß sie von sonstigen praktischen den Durchschnittsmenschen beherrschenden Antrieben unabhängig ist — eine Tatsache, die schon Schopenhauer in bekannter Weise geltend gemacht hat. Der früher erörterte Druck, der für den Typus ungewöhnlicher Bewußtseinsverknüpfungen unentbehrlich ist, entspringt hier im Gegensatz zu dem Durchschnittsverhalten keinerlei niedrigen, sondern idealen Motiven, dem Interesse an der Sache um ihrer selbst willen. — Als zweite Eigenschaft kommt dazu ein starker Fleiß bei der Handhabung des in Rede stehenden Beobachtungs- oder Denkvermögens. Über ihn spricht einmal Helmholtz das treffende Wort: „Der rechte Künstler und der rechte Forscher wissen, daß große Leistungen nur durch große Arbeiten entstehen.“ Eine besondere Seite dieses Fleißes stellen die Eigenschaften der Ausdauer und Geduld dar. Ebenso kann man von einem gewissen Spürsinn des genialen Geistes reden, denjenigen Nährstoff herauszufinden, der für seine Interessen verwertbar ist. Gewiß hat Mach Recht, wenn er meint, daß das Genie mit feinem Vorgefühl manche Arbeit gar nicht beginnt oder nach flüchtigem Versuch aufgibt, mit welcher sich der Unbegabte fruchtlos abmüht. „So bringt dasselbe in mäßiger Zeit zustande, wofür das Leben des gewöhnlichen Menschen weitaus nicht reichen würde.“[1] Dafür entfaltet der große Geist in dem Gebiet, das ihn zur Betätigung als angemessen anlockt, eine außerordentliche Gründlichkeit — eine Fähigkeit, den Dingen bis in ihre letzten Konsequenzen nachzugehen. So erwächst ihm die Lösung einer Schwierigkeit oft gerade daraus, daß er dieser bis in ihre innersten Schlupfwinkel nachgeht und sie sich restlos klar macht. So entdeckte Helmholtz den Augenspiegel dadurch, daß er die Schwierigkeiten, an denen sein Vorläufer Brücke gescheitert war, und deren physikalische und physiologische Gründe bis ins einzelne durchdachte. So entstehen große philosophische Synthesen antagonistischer Tendenzen daraus, daß der Denker jeder dieser Tendenzen innerhalb ihres Bereiches ein unbeschränktes Recht ein-

[1] Mach, Populär-wissenschaftliche Vorlesungen. S. 295.

räumt, indem er konsequent mit ihr bis zum Ende mitgeht und erst dann die Vereinigung versucht — ein Verhalten, für das Kant ein naheliegendes Beispiel liefert. In diesem Sinne ist auch wohl das Wort zu verstehen, daß der Vollender eines großen Gedankens oft zugleich sein Überwinder ist.

Man sieht, die spezifischen Eigenschaften des Genies liegen mindestens ebenso sehr oder wahrscheinlich in höherem Maße im Bereich des Charakters als in demjenigen der theoretischen Begabung[1]. Und die populäre Meinung irrt sich nicht nur, indem sie seine Abweichung vom normalen Bewußtsein einseitig in dem letzten Gebiet sucht, sondern wahrscheinlich auch hinsichtlich des Grades dieser Verschiedenheit. Auch hier wird man das Prinzip der Summation heranziehen müssen, das für die Erscheinungen des geistigen Lebens überall von grundlegender Wichtigkeit ist. Eine geringe Überlegenheit in der Art und Stärke des theoretischen Interesses, ein etwas höherer Grad von Fleiß und Ausdauer genügen in ihrer Wechselwirkung mit den äußeren Einwirkungen und angesichts der Verstärkung, die sie durch diese erfahren, wahrscheinlich, um überraschend große Leistungen zu erklären.

Mit dem vorhin geschilderten Zustand der Reife steht in organischem Zusammenhang die innere Verfassung des Genies während des eigentlichen schöpferischen Aktes, die innere Situation des Suchens und Findens — bei dem letzten dabei nur an das Rohprodukt der Schöpfung gedacht, das in der Regel noch eine weitere sogleich zu betrachtende Umbildung erfährt. Ein Wort von James vergleicht den Zustand desjenigen, der dicht vor einer geistigen Schöpfung steht, mit dem Zustand eines Menschen, der angestrengt nach einer Sache sucht. Gemeinsam ist beiden ein Zustand konzentrierter Aufmerksamkeit, eine besonders intensive Einstellung. Es handelt sich auch bei dem schaffenden Geist um die früher (S. 92) erörterte Fähigkeit der Anpassung gegenüber einer neuen Situation, um die Gabe einer zweckmäßigen Reaktion ihr gegenüber; nur daß diese Fähigkeit hier in einem sehr erhöhten Maße auftritt; und diese Steigerung beeinflußt die Reproduktionstätigkeit derart, daß ganz neue Arten von Ähnlichkeiten zur Geltung kommen, völlig neue Unterscheidungen und Verbindungen im Bewußtsein entstehen: die erworbenen Schätze des Bewußtseins

---

[1] Ausführlicheres über diesen Punkt, der dabei im Zusammenhang der Frage der Unterschiede der Kulturtypen behandelt ist, in des Verfassers Buch: Natur- und Kulturvölker. S. 399 f.

werden in ganz neuen Zusammenhängen fruchtbar gemacht, so wie sie selbst schon unter der Einwirkung entsprechender Einstellungen zustande gekommen sind. Es sind Stunden, in denen das Seelenleben seine höchste Kraft entfaltet: die ganze Vergangenheit, das ganze Können, die volle Wucht der Persönlichkeit wird der Arbeit des Augenblicks dienstbar gemacht. Die besonders gesteigerte Art der Persönlichkeit offenbart sich in dieser Fähigkeit. Denn je höher diese entwickelt ist, desto mehr vermag sie ihre gesamte Eigenart und Kraft in jedem Augenblick zur Geltung zu bringen. Vom genialen Individuum gilt in eminentem Maße, was Swedenborg einmal allgemein sagt: „Jeder besondere Einfall eines Menschen, jede Gemütsbewegung, ja jeder kleinste Teil seiner Gemütsbewegung ist ein Bild und Ebenbild des Menschen. Ein Geist läßt sich schon aus einem einzigen Gedanken erkennen."

Daß in der Tat das Einschlagen neuer Bahnen immer eine lange Vorarbeit zur Voraussetzung hat, das ist ein Induktionsschluß, zu dem uns das biographische Material und eine Reihe verwandter Tatsachen, in denen sich der Mangel an Spontaneität im Seelenleben dokumentiert, genügend berechtigen. Ein voller psychologischer Beweis dafür ist freilich nicht möglich; wir vermögen vielmehr nur ein paar Beiträge zu einem solchen zu liefern, indem wir zwei Umstände geltend machen können. Erstens kommt in negativer Hinsicht für das Erfassen ganz neuer Erscheinungen und Tatsachen ein Zurückdrängen des Bekannten an dem betrachteten Objekt in Frage; eine solche Zurückdrängung aber setzt, wie wir früher sahen, eine längere Einübung wegen der dafür erforderlichen Mechanisierung voraus. Zweitens bedarf es in positiver Hinsicht vielfach einer Summation von Eindrücken: gewisse Tatsachen, auf deren Erfassen es ankommt, müssen sich öfter aufdrängen, bis der sie begleitende Gefühlston hinlänglich erstarkt ist, um sie als wichtig erscheinen zu lassen. Wo ferner eine Kombination verschiedener Tatsachenkomplexe erforderlich ist, da muß sich der eben geschilderte Summationsvorgang naturgemäß wiederholen. Wo diese Vorarbeit fehlt, da ist der neue Gedanke eine taube Nuß; er ordnet sich dann dem Typus des Witzes unter, der auch den Dingen eine neue Seite abzugewinnen weiß, aber unfruchtbar bleibt, weil er ohne schöpferische Vorgeschichte, gleichsam spontan sich betätigt.

Der Geburt der neuen Schöpfung folgt in der Regel eine längere Entwicklungsgeschichte, durch die sie erst vollendet und reif für die Mitwelt wird. Hierbei kommt vorzüglich die

Abhängigkeit des Bewußtseins von äußeren Reizen zur Geltung. Zwischen dem Schaffenden und seiner Leistung besteht ein Verhältnis der Wechselwirkung, durch welches die letztere stufenweise eine höhere Vollendung erfährt. Das Objekt stellt sich nämlich seinem Urheber alsbald als eine objektive Macht gegenüber und wirkt seinerseits anregend und bestimmend auf dessen Tätigkeit zurück. Für das Gebiet der Kunstschöpfungen hat diesen Vorgang Max Dessoir in seiner Ästhetik (S. 234 f.) vortrefflich geschildert. Er weist dabei auch mit Recht auf das Verfehlte der populären Vorstellung hin, welche sich auf die Formel bringen läßt: Raphael ohne Hände. Ähnlich äußert sich Reuleaux über die Art, wie Watt das Problem löste, einen Kolben zwangsläufig sich vertikal bewegen zu lassen: „In dem Zuströmen von Ideen entwickelte sich der eine Gedanke immer aus dem anderen, durchlief eine wahre Stufenleiter von Ideen und drang unter Arbeit und Kampf bis zum Ziel.“ [1]

[1] R. Th. Reinhold, Der Weg des Geistes in den Gewerben. I, S. 148.

III.

Soziologischer Teil: Der Mechanismus des Kulturwandels.

1. Die Erhaltung der Kultur.

Unsere soziologische Betrachtung soll mit der Beantwortung der Frage beginnen: auf welchen Kräften beruht die Tendenz zur Erhaltung der einmal bestehenden Kultur?[1] Dadurch erhalten wir einerseits eine Aufklärung über den Gegenstand unseres Nebenthemas, nämlich über die Beharrungstendenz bestehender Institutionen, und anderseits, indem uns die Stärke der in Frage stehenden Kräfte klar wird, eine Einsicht in die außerordentliche Schwierigkeit jedes Kulturwandels. Um den Sinn unserer Frage uns klar zu machen, müssen wir uns zunächst vergegenwärtigen, daß jede Kultur einen Inbegriff fester Formen darstellt. Mag man an Sprache, Sitte, Recht, Technik und Wirtschaft oder an die staatlichen und sozialen Zustände, an Kunst, Wissenschaft und Religion denken, immer handelt es sich bei diesen Kulturgütern um starre Gleise, in denen sich das Leben der Gesamtheit abspielt. Wir können auch sagen: die Kultur besteht aus einer Reihe objektiver Gebilde, welche der Willkür und dem zufälligen Ermessen des einzelnen entzogen sind, ihm vielmehr als eine gegebene und zwingende Macht gegenübertreten.

Bei der Beantwortung unserer Frage unterscheiden wir zwischen zwei Gruppen von Kräften, den sozialen und den sachlichen. Die ersteren entspringen den wechselseitigen Beeinflussungen der Individuen und verhalten sich gegenüber dem besonderen Gehalt der einzelnen Kulturformen völlig indifferent; die letzteren dagegen erwachsen eben aus diesem Gehalt und beruhen teils auf

---

[1] Ausführlicher hat der Verfasser diese Frage zu beantworten gesucht in einem Aufsatz in Wundts Philosophischen Studien. Bd. 20, S. 407—455.

dem Nutzen, der Zweckmäßigkeit oder der Annehmlichkeit, teils auf logischen, ethischen oder ästhetischen Motiven. Es ist fraglich, ob eine strenge Scheidung beider Gruppen möglich ist, da die besondere Art und Weise, in der die sachlichen Kräfte wirken, stets von dem kulturellen Milieu abhängig ist; für unseren Zweck ist die Trennung jedoch durchführbar und von großer Wichtigkeit; das letztere deswegen, weil beide Gruppen mit sehr ungleicher Intensität wirken. Die sachlichen Kräfte treten nämlich an Stärke vor den sozialen in einem viel höheren Maß zurück, als die populäre Vorstellung annimmt. Darin liegt schon ein deutlicher Hinweis auf die Zähigkeit einmal bestehender Kulturformen und den Widerstand, welchen sie jeder auf Abwandlung drängenden Initiative entgegensetzen.

Wir beginnen mit der Gruppe der sozialen Kräfte. Wir betrachten zunächst den werdenden Menschen, der in der Jugendzeit sich in sein Kultursystem im allgemeinen und in seine beruflichen und sonstigen Verhältnisse im speziellen erst einzuleben hat. Hier ist die überwältigende Macht der Beeinflussung durch die entwickelten Individuen zu betonen. Die populäre Meinung unterschätzt sie vollständig. Sie hält jede unbesehene Annahme von Überzeugungen, jede blinde Ausführung einer Aufforderung, jede unwillkürliche Befolgung eines Vorbildes, jede direkte Nachbildung eines Gefühls für etwas Abnormes, das sich nur aus den obwaltenden besonderen Umständen, etwa aus einer Verengung des Bewußtseins oder Ähnlichem erklären läßt. In Wirklichkeit ist es umgekehrt: jede mitgeteilte Überzeugung hat eine Tendenz, ohne weiteres angenommen zu werden; und ebenso steht es mit jeder ausgesprochenen Aufforderung, jeder vorgegebenen Handlung und jedem kundgegebenen Gemütszustand. Sie alle haben eine Tendenz das beeinflußte Individuum zur Resonanz zu veranlassen, solange nicht entgegengesetzte Kräfte wirksam sind; solche können entweder in anderen Einflüssen oder in dem Bewußtseinszustand des betreffenden Einzelnen selbst liegen. Je unentwickelter also ein Mensch ist, desto stärker ist er dieser Gewalt des Vorbildes, der Tradition, der Autorität und der Suggestion unterworfen. Da diese Einwirkungen, soweit es sich um die Erhaltung der Kultur handelt, durchweg in derselben Richtung liegen, so müssen sie allmählich bestimmte innere Einstellungen, eine Reihe innerer Dispositionen erzeugen. Damit tritt dann vorzüglich bei dem fertigen Menschen eine zweite Kraft zu der vorigen hinzu und verdrängt sie von ihrer leitenden Stelle, nämlich die Macht der Übung und der

Gewohnheit; wobei nicht nur praktische, sondern auch theoretische Bewußtseinsprozesse z. B. Denkgewohnheiten oder etwa die Gewohnheit ein bestimmtes Ereignis von ebenso bestimmten Formen der Sitte eingefaßt sich vorzustellen, gemeint sind. Wir sehen, wie schon unter dem Einfluß dieser Kräfte jedes Kultursystem ganze Reihen von Einstellungen hervorruft, die die Tendenz haben, den einzelnen in den überlieferten Bahnen festzuhalten. Es ist dabei zu beachten, daß es sich bei der Einübung unserer Kulturformen selten um absolut starre Fälle, vielmehr vorwiegend um plastische Mechanismen handelt, die von Fall zu Fall in ihren Elementen übereinstimmen, in ihrem Aufbau aber sich wandeln. Die in Rede stehende Einübung involviert demgemäß einen gewissen Grad von Selbständigkeit gegenüber den speziellen Fällen, eine Fähigkeit, einen konkreten Fall nach Analogie ähnlicher zu behandeln. Am deutlichsten zeigt sich das im Gebiet der Sprache, wo der einzelne die überlieferte Beugungsform auch einem Worte gegenüber in Anwendung bringt, das er zum ersten Male hört, bei dem ein direkter Einfluß der Tradition also ausgeschlossen ist.

Hierzu treten noch eine Reihe weiterer formaler Faktoren, die sich auf das Tätigkeitsbedürfnis des Individuums und auf sein Selbstgefühl beziehen. Das letztere betätigt sich vorzüglich in Gestalt der Rücksicht auf die öffentliche Meinung, welche bekanntlich jede Abweichung von der überlieferten Norm in der Regel mit Mißachtung ahndet. Ähnlich wirkt das Gruppenbewußtsein, d. h. das Gefühl der Zugehörigkeit zu der Gruppe: alle Eigentümlichkeiten einer Kultur, durch welche deren Träger sich von anderen unterscheiden, werden von ihnen ihrem eigenen Werte zugerechnet, woraus sowohl für den Handelnden wie für die Zuschauer ein weiterer starker Antrieb zur Wahrung der Formen erwächst. Wo ferner Abstufungen im Verhalten möglich sind, wie im Bereich der Mode, des Schmuckes, des Sportes, drängt die Eitelkeit sogar auf möglichste Steigerung in den einschlägigen Leistungen hin. Daß die Rücksicht auf den äußeren Erfolg und die Furcht vor etwaigen Schädigungen hinzukommt, bedarf keines Wortes. Endlich wirkt mit die Freude am Tun, am Können und am Sichdarstellen: der vorhin erörterte Mechanismus der Beeinflussung liefert dem einzelnen einen bequemen Stoff, an dem diese Gefühle sich befriedigen können; und indem sie dies tun, geben sie natürlich eine weitere Kraft ab, die auf Erhaltung der einmal bestehenden Zustände drängt.

Indem die geschilderten Kräfte von früh auf den einzelnen in die Bahnen der bestehenden Kultur hineinschieben, beeinflussen sie dadurch zugleich seine gesamte seelische Konstitution: die Fähigkeit der Spontaneität, der Initiative, der Selbständigkeit, die ohnehin gering ist, wird noch mehr abgeschwächt entsprechend dem allgemeinen Satze, daß Anlagen sich nur nach Maßgabe ihrer fortgesetzten Anwendung entwickeln können und mangels einer solchen verkümmern. Es ist interessant, als Gegenstück auf solche Situationen hinzuweisen, in denen jene Macht der Tradition zurücktritt vor der Nötigung, sich in neuen Verhältnissen zurechtzufinden. Die Vorgänge der Kolonisation liefern dafür den bekanntesten Typus; sie zeigen zugleich, wie viel stärker in solchen Fällen die Fähigkeit der selbständigen Orientierung ist. Es ist wahrscheinlich, daß dabei eine Art Auslese wenigstens in dem Sinn stattfindet, daß die zur Einfügung geeignetsten Personen im allgemeinen eine günstigere soziale Stellung und damit größeren Einfluß als die entgegengesetzten Naturen gewinnen.

Wir kommen nun zu der Gruppe der sachlichen Beweggründe. Bei diesen können wir unterscheiden zwischen den trivialen und den idealen Motiven. Zu den ersteren gehören der Einfluß des Angenehmen und der des Nützlichen — der letztere, soweit das Nützliche ohne besondere intellektuelle Leistungen zu würdigen ist. Die Bedeutung der Annehmlichkeit liegt auf der Hand bei vielen Arten von Sitten. Der Nutzen kommt vor allem für die Institutionen der Technik und der Wirtschaft in Betracht, bei denen er sich ja auch dem unerzogenen Intellekt aufdrängt. Auch alle diejenigen Erscheinungen der Sitte, des Rechts und der Moral gehören hierher, deren Zweckmäßigkeit von ähnlicher Durchsichtigkeit ist. Diese braucht dabei natürlich nicht als abgesonderte Vorstellung zum Bewußtsein zu kommen, sondern es genügt, daß die erlebten nützlichen Wirkungen auf dem Wege der Reproduktion durch Vermittlung des Gefühls die Handlungen beeinflussen. Bei der Wirksamkeit der in Rede stehenden Motive muß man zwischen den Beteiligten und den Unbeteiligten, d. h. zwischen den Handelnden und den Zuschauern oder zwischen dem einzelnen und der Gruppe unterscheiden. Ausgeübt wird z. B. die Sitte in der Regel von einem oder von wenigen Individuen, während die übrigen als Zuschauer durch ihre moralische Beeinflussung auf ihre Erfüllung dringen. Vielfach kommt es nämlich vor, daß sowohl die Annehmlichkeit wie der Nutzen auf seiten der Zuschauer liegen, während der Handelnde diese Güter, falls sie

ihm überhaupt zufließen, oft mit Opfern erkaufen muß; daher für ihn ein gewisser Druck von seiten der Gruppe in der Regel unentbehrlich ist. Es ist nun interessant, sich klar zu machen, wie diese Rollen des Zuschauers und des Handelnden abwechseln und wie auf diese Weise jeder einzelne selber an dem Reifen schmieden hilft, dessen Härte er selbst gegebenenfalls mit Unwillen verspürt.

Die Gruppe der höheren, der idealen Beweggründe betätigt sich vorzüglich bei der Erhaltung der Formen der Kunst, der Wissenschaft, der Moral, der Sitten, des Rechts und der aus ihrer Wirksamkeit entfließenden sozialen Institutionen. Es handelt sich dabei um die sogenannten logischen, ethischen und ästhetischen Beweggründe. Wir scheiden dabei gewisse Motive aus, die einer nachträglichen Anpassung unseres Bewußtseins an die gegebene Wirklichkeit entspringen. Jedermann kennt aus seinem eigenen Leben die Tatsache, daß er für irgendwelche Handlungen oder Erklärungen, zu denen er von außen veranlaßt war, rationelle Gründe anzuführen vermag; er selbst glaubt in der Regel an ihre Realität; in Wirklichkeit sind sie jedoch erst nachträglich entstanden und haben demgemäß ursprünglich sein Tun nicht beeinflußt. Wohl aber können sie infolge naheliegender Verschmelzungsvorgänge und wegen ihrer auf der Hand liegenden Zusammenhänge mit dem Selbstgefühl bei einer Wiederholung derselben Handlung nachträglich zu einer solchen Rolle gelangen. Das nämliche beobachten wir vielfach da, wo es sich um die Erhaltung der Formen der genannten Kulturgüter handelt. Willkürliche Modetheorien werden mit logischen, unsinnige Moden auf dem Gebiete der Kleidung oder Architektur mit ästhetischen Argumenten in einer Weise verteidigt, die den Stempel der nachträglichen Anpassung an der Stirn trägt. Es spielt sich in solchen Fällen eine Art Selbstrechtfertigung ab gegenüber dem Verdachte der Sinn- oder Geschmacklosigkeit. Wiederum wegen ihrer Beziehung zum Selbstgefühl können die so nachgefaßten Überzeugungen und Bewertungen nachträglich zu einer neuen Stütze für das Beharren in dem eingeschlagenen Gleise werden; aber sie gehören alsdann offenbar nur im weiteren Sinne zu den sachlichen Motiven.

Daß neben ihnen echte sachliche Motive von idealem Charakter vorkommen, brauchen wir nicht erst zu beweisen; warnen müssen wir vielmehr vor ihrer Überschätzung. Namentlich darf man mit ihnen nicht verwechseln die gröberen Interessen des Berufes, des Vereins- und Parteiwesens, die in dieser Sphäre einen breiten

Raum einnehmen. Die Schwäche ihrer Wirksamkeit ergibt sich insbesondere aus den folgenden drei Gruppen von Tatsachen. Wir fassen dabei vorzüglich die Zustände unserer eigenen hochgestiegenen Kultur ins Auge, von denen aus sich auf die übrigen tieferstehenden Typen entsprechende Schlüsse a fortiori ergeben. Erstens zeigt uns die Geschichte, wie wir unten (S. 144) näher ausführen werden, daß neue Institutionen nie aus idealen Beweggründen allein entstehen; daraus ist zu schließen, daß deren Kraft auch später beschränkt bleibt. Zweitens erleben wir fortwährend, auf welche Schwierigkeiten ein Drängen nach einer größeren Rationalisierung unserer Verhältnisse, nach einem größeren Maß von Zweckmäßigkeit, Logik, Geschmack und Moral stößt. Das Streben nach Anpassung und nach Reform könnte nicht so viel Widerstand finden, wenn wirklich die idealen sachlichen Motive eine starke Triebkraft im Leben darstellten. Drittens zeigt uns die unmittelbare Beobachtung des täglichen Lebens die relative Schwäche dieser Beweggründe: man denke an den Mangel an Logik, den die Denkweise des täglichen Lebens selbst beim Gebildeten verrät; an den breiten Raum, welchen der Egoismus im privaten Leben, die sogenannten Unsitten im öffentlichen Leben einnehmen; endlich an die Unfähigkeit einer selbständigen ästhetischen Würdigung, die den meisten Menschen eigen ist. Man stelle sich einmal vor, daß Shakespeares Werke erst heute plötzlich aus völliger Verborgenheit auftauchten, und keine maßgebenden Stimmen für ihre Bewertung sich erhöben: wie viele Menschen würden wohl selbständig aus sich heraus ihre Bedeutung erfassen? —

Können die sachlichen Gründe fehlen? Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir uns vorher darüber klar werden, in welcher Weise ihre Wirksamkeit zu denken ist. In formaler Hinsicht ist dabei zwischen zwei Möglichkeiten zu unterscheiden: sie können bewußt sein und sie können unbewußt bleiben. Daß das letztere möglich ist, davon haben wir uns oben hinlänglich überzeugt, als wir davon sprachen, wie in der Regel ganze Reihen früherer Erlebnisse den einzelnen seelischen Vorgang beeinflussen, ohne als solche zum Bewußtsein zu kommen. So erfaßt z. B. der Künstler den Typus der Dinge auf Grund der Wirksamkeit vieler früheren guten Beobachtungen, ohne sich dieses Grundes bewußt zu sein. In inhaltlicher Hinsicht können die sachlichen Gründe entweder der Tradition oder dem gegebenen Sachverhalt entspringen: sie können entweder ausdrücklich zugleich mit den

entsprechenden Handlungsweisen, Werten oder Überzeugungen überliefert sein, oder es kann der gegebene Sachverhalt die ihm angemessene Reaktion hervorrufen. Uns interessieren hier nur diejenigen Fälle, in denen die Motive unbewußt bleiben. Eine direkte Feststellung ihrer Existenz oder Nichtexistenz ist hier unmöglich. Wir sind vielmehr auf Rückschlüsse angewiesen. Ein sicheres Kennzeichen besitzen wir zunächst in dem Verhalten gegenüber Variationen der bislang bestehenden Verhältnisse. Ein zweckmäßiges Benehmen gegenüber solchen Reizen, die sich in den Bahnen des Geläufigen bewegen, kann nämlich an sich seinen Grund haben sowohl in dem hinreichend engen Kontakt mit der Außenwelt wie in der bloßen Gewohnheit. Welches von beiden der Fall ist, zeigt sich nur bei einer Abänderung des Reizes: in dem einen Fall wird eine Anpassung eintreten, im andern ein Beharren sich zeigen. Wenn z. B. eine einmal entwickelte und zur Gewohnheit gewordene wissenschaftliche Methode auch dann noch weiter verfolgt wird, wenn die Probleme anderer Natur geworden, wenn Unzweckmäßigkeiten derselben ans Licht getreten und wenn neue bessere Verfahren gefunden sind, dann wird man von einem solchen Mangel des Kontaktes sprechen und auf ein Fehlen der sachlichen Gründe erkennen müssen. Ebenso da, wo ein eingewurzeltes kirchliches Ritual den Wandel in der inneren Verfassung der Seelen der Gläubigen, der es nicht mehr konform ist, überdauert; wenn umgekehrt irgendeine Sicherungsvorkehrung im Eisenbahnwesen, nachdem die Ansprüche an die Sicherung gestiegen oder verbesserte Mittel gefunden worden sind, durch andere Formen ersetzt wird, so kann die Existenz sachlicher Gründe keinem Zweifel unterliegen.

Dieses Kriterium versagt aber überall da, wo ein derartiger Wandel der Verhältnisse ausgeschlossen ist, wie das z. B. bei den meisten Sitten der Naturvölker der Fall ist. Hier sind wir auf rein deduktive Erwägungen beschränkt; wir müssen uns damit begnügen, die Faktoren, welche auf ein Weiterbestehen der fraglichen Motive und diejenigen, welche auf ein Schwinden derselben hindrängen, gegeneinander abzuwägen. In letzterer Beziehung kommt hier eine allgemeine Tendenz zur Reduktion der sachlichen Gründe in Betracht, welche sowohl mit dem Zustand der Gewöhnung wie mit dem Vorgang der Tradition verbunden ist. Jede Gewöhnung bewirkt bekanntlich eine Mechanisierung: es bleiben geläufige Handlungsweisen nach der Seite ihres Effektes hin bestehen, während schon die Willenstätigkeit,

noch mehr die Gefühlsprozesse und am meisten die intellektuellen Vorgänge sich reduzieren. Analoges gilt für die Überlieferung der Kulturgüter von einer Generation zur andern: auch hier wird vor allem die Handlungsweise eingeprägt, weniger die sie ursprünglich tragenden Gefühle und noch weniger die theoretischen Gründe für sie. Am deutlichsten zeigt sich diese Reduktion bei den kulturellen Neuschaffungen führender Männer im großen Stil: von ihren Intentionen, Tendenzen und Affekten geht unweigerlich ein großer Teil bereits bei der ersten Durchsetzung ihrer Initiativen verloren. Dieser Tendenz zum Schwinden der sachlichen Gründe treten aber andere von entgegengesetzter Richtung entgegen. Erstens wirkt nämlich ein etwa vorhandener hinreichend starker Druck im letzteren Sinne. Bei allen Dingen, die wichtig genug sind, um Interesse und Aufmerksamkeit im erforderlichen Grade zu fesseln, wird der oben erwähnte Kontakt mit der Realität so leicht nicht schwinden; dafür sorgen schon die peinlichen Folgen, die auch nur kleine Verfehlungen nach sich ziehen. Vorzüglich das Gebiet der Wirtschaft käme hierfür in Betracht; und zwar nicht nur auf der Stufe unserer hochentwickelten Industrie, für welche die größte Schmiegsamkeit gegenüber den äußeren Verhältnissen unbedingtes Lebenserfordernis ist. Im Sinne eines Druckes wirken auch Kritik und Diskussion, wie es uns die Erscheinungen des öffentlichen Lebens hinlänglich zeigen: auch sie schließen ein völliges Vergessen der sachlichen Motive aus. Erhöht wird diese der Versteinerung vorbeugende Wirkung der Nötigung, wie schon eben in einem Fall angedeutet, durch alle Prozesse des Wandels: dieser wirkt auf das Bewußtsein wie eine Art Revision der gesamten einschlägigen Verhältnisse. Jeder Wechsel in den Arbeitsverhältnissen einer Fabrik z. B. oder jede Verbesserung der Schutzmittel in ihr durch neue Erfindungen frischt offenbar den Kontakt mit der Realität auf. Je enger dabei der Zusammenhang der Kulturgüter untereinander ist, desto weitere Kreise werden diese Effekte des Druckes und des Wandels ziehen. In demselben Sinne wirken drittens auch jene sekundären Gründe der nachträglichen Anpassung und Selbstrechtfertigung, von denen oben die Rede war. Übt z. B. der Landmann einen völlig sinnlosen angeblich die Gesundheit fördernden rudimentären Brauch aus, so wird er sich leicht auch in irgendeiner Weise einen Nutzen desselben einreden: an der Handlung rankt sich so immer wieder ein nachträgliches sachliches Motiv empor.

Unsere Frage, ob die sachlichen Motive völlig fehlen können, können wir jetzt in einem eingeschränkten Sinne bejahend beantworten. Wir werden in der Tat zwischen zwei Typen unterscheiden können, je nachdem die sachlichen Gründe noch wirksam sind oder nicht. Eine populäre Ausdrucksweise pflegt von dem einen zu sagen, daß der Geist in ihm noch lebendig, von dem andern, daß er aus ihm entwichen sei. Freilich handelt es sich hier bei genauer Betrachtung weniger um einen schroffen Gegensatz als um beträchtliche Unterschiede des Grades. Es muß nämlich zweifelhaft bleiben', ob jemals von einem völligen Mangel an sachlichen Gründen die Rede sein kann. Selbst bei der absurdesten Mode kommt doch immerhin das eben erwähnte Moment der Selbsteinrede in Betracht. Wohl aber gilt von dem zweiten Typus überall, daß der Geist in ihm höchstens noch in Einzelheiten, nicht mehr im ganzen lebendig ist. So treffen wir z. B. unser Gymnasialwesen heute in einem Zustand der Erstarrung, nachdem die ursprünglichen Zwecke der Gelehrtenschule oder des Einlebens in die antike Welt ihre Lebenskraft eingebüßt haben. Gleichwohl werden wir sagen müssen, daß auch heute noch die genannten Zwecke sowie derjenige der formalen Bildung in manchen einzelnen Fällen und bei manchen Gelegenheiten gleichsam wie die Flammen auf einem bereits abgebrannten Gebäude immer noch wieder lebendig werden, wennschon sie das gesamte Verhalten und Handeln weder bei einem einzelnen noch bei der Organisation des Ganzen bestimmen.

Folgendes ist das Ergebnis dieser Betrachtung: die sachlichen Motive erscheinen als sehr schwach gegenüber den sozialen; sie sind gleichzeitig in den meisten Fällen unbewußt. Ferner beherrscht sie eine fortgesetzte Tendenz zum Verschwinden; wie weit diese völlig siegt, ist schwer zu sagen; wahrscheinlich tritt es relativ selten oder nie ein. Dabei schwankt die Intensität jener Beweggründe im einzelnen sehr stark. Einerseits ist sie bei den verschiedenen Individuen ungleich ausgebildet; insbesondere kommen dabei die Einflüsse des Berufs, der Bildung, der persönlichen Entwicklung und Veranlagung in Betracht. Wir dürfen annehmen, daß die zu führenden Individuen prädestinierten Personen in dieser Beziehung besonders reich ausgestattet sind. Anderseits gibt es auch einen zeitlichen Wechsel in jener Intensität, und zwar sowohl für das Individuum wie für die ganze Gruppe. Die sachlichen Beweggründe können besonders bei stabilen Verhältnissen völlig oder fast völlig verkümmern; ob sie nur schlummern oder

abgestorben sind, zeigt sich dann erst bei einem Wandel der Verhältnisse. Überall sind jedenfalls diese Motive von den gröberen sozialen überdeckt und zurückgedrängt. Dennoch bewahren sie sich im allgemeinen Elastizität genug, um sich im entscheidenden Augenblick zur Geltung zu bringen. In diesem doppelseitigen Verhältnis offenbart sich uns eine wunderbare Zweckmäßigkeit in dem Mechanismus der menschlichen Kultur, die unsere volle Aufmerksamkeit verdient, und deren Bedeutung in ihrer Ökonomie liegt. Das in Rede stehende Zurücktreten erscheint nämlich als unvermeidliche Folge eines gewaltigen Mißverhältnisses, wie es zwischen dem geistigen Gehalt der Kultur und der Leistungsfähigkeit des menschlichen Bewußtseins besteht. Überall müssen wir nämlich zwischen dem objektiven und subjektiven Gehalt einer Kultur streng unterscheiden. Objektiv betrachtet erscheint jede Kultur als eine Summe von Zweckmäßigkeit, Intelligenz, Fürsorge, Geschmack, Moral und Erfahrung, die gleichsam geronnene Formen angenommen hat. Am deutlichsten ist das wohl für das Gebiet der Technik und der Wirtschaft. Welche Konzentration von Planmäßigkeit, Fürsorge und Überlegung, kurz von Rationalität ist in den Einrichtungen eines Fabrikbetriebes oder eines Eisenbahnapparates verkörpert. Analoges gilt auch für die Methodik einer Wissenschaft oder für den technischen oder ästhetischen Gehalt eines Baustils: eine Fülle von Zweckmäßigkeit enthält die eine für das Unternehmen der Forschung, der andere für die Absicht praktischer und geschmackvoller Bauten. Diesem objektiven Sachverhalt entspricht aber keineswegs das subjektive Gegenstück: das Bewußtsein des einzelnen ist nämlich weit davon entfernt, ein klares und alles umfassendes Spiegelbild jenes Gehalts zu sein. Ein Gelehrter wird z. B. kaum imstande sein, die ganze Summe von Rationalität, welche die Methodik seiner Disziplin in sich birgt, sich stets vollständig präsent zu halten und sich überall von ihr statt vom bloßen Herkommen lenken zu lassen. Was eine geläufige Wendung von der Sprache behauptet, daß sie für den Menschen denkt, würde in analoger Weise auch für die übrigen Kulturgüter gelten.

Wir erkennen diesen Sachverhalt auch daran, daß das Individuum durch die Kultur stellenweise gleichsam über sich selbst hinausgehoben wird. Schon oben wiesen wir darauf hin, ein wie geringes Maß in seinem Privatleben der Gelehrte von seiner logischen Zucht, der Künstler von seinem entwickelten Geschmack, der Techniker oder Industrielle von derjenigen Rationalität zeigt,

die er in seinem Berufe bekundet. Wir können diesen Sachverhalt auch auf die Formel bringen: nicht das Individuum stützt die Kultur, sondern die Kultur stützt das Individuum und erhebt es sogar vielfach in ihrem jeweiligen Zweckzusammenhang über seine sonstige Leistungsfähigkeit. Die Kultur eines Volkes erscheint in diesem Zusammenhang als ein objektives Gebilde, das den einzelnen Personen scharf getrennt und völlig selbständig gegenübersteht, als ein System von Kräften, Formen, Funktionen und Prozessen, welches, wo es einmal besteht, jede neue Generation immer wieder in seinen Dienst zwingt und sich für seine Zwecke erzieht. In dieser Objektivität liegt, beiläufig bemerkt, auch der letzte Grund für die bekannte Erscheinung der Verschiebung der Beweggründe, für jenes Emporranken der Gesinnung an dem durch gröbere Beweggründe ins Leben gerufenen Tatbestand, von dem wir früher eine Anzahl Beispiele gegeben haben: das Individuum, das eines äußeren Anreizes bedarf, findet diesen in dem bestehenden Mechanismus der Kultur, der zunächst sein äußeres Verhalten zwingend beeinflußt und von da aus allmählich auch auf sein inneres Wesen übergreift.

2. Die verschiedenen Typen des Kulturwandels.

Wir müssen im folgenden unter verschiedenen Gesichtspunkten in dichotomischer Weise zwischen bestimmten Typen des Kulturwandels unterscheiden. Der Einfachheit halber wollen wir diese Unterscheidungen hier kurz vorweg anführen und erklären.

1. Je nachdem der Kulturwandel einer Entlehnung entspringt oder unabhängig davon entsteht, sprechen wir von Akkulturation oder von endogenem Kulturwandel. Der Anlaß zu dieser Unterscheidung liegt in der außerordentlichen Bedeutung, welche der erstere Prozeß für die Kulturentwicklung jedes Volkes besitzt.

2. Ferner unterscheiden wir zwischen stetigem und unstetigem Kulturwandel. Wir können dabei zunächst an den sachlichen Tatbestand denken: manche neuen Erscheinungen entwickeln sich Schritt für Schritt in allmählichem Übergang aus älteren; manche entstehen durch einen plötzlichen Sprung. Derselbe Gegensatz läßt sich aber auch auf dem psychologischen Gebiet feststellen: auch hier kann eine Neuschöpfung einer eigentlichen schöpferischen Leistung oder einer stetigen schrittweisen Veränderung des Bewußtseinszustandes entspringen. Endlich läßt sich dieselbe Unterscheidung auch auf den soziologischen

Sachverhalt beziehen: entweder kann nämlich ein einziges führendes Individuum eine sehr markante Rolle bei dem Wandel spielen, oder es können eine größere Anzahl von solchen in Betracht kommen, ohne daß jedes einzelne in demselben Maße sich aus der Masse der aktiven mitbeteiligten Personen heraushöbe. Im einen Fall ist der Gegensatz zwischen den führenden und den geführten Personen offenbar viel größer als im andern. Die drei verschiedenen hier angedeuteten Unterscheidungen decken sich in ihren Grenzlinien nicht immer. So ist z. B. im Gebiet der Sprache der konsonantische Lautwandel in sachlicher Hinsicht immer unsteter Natur, während er in psychologischer und soziologischer Beziehung durchweg dem entgegengesetzten Typus angehört. Welcher der verschiedenen Gesichtspunkte, falls sie voneinander abweichen, bei dieser Unterscheidung in Betracht kommt, werden wir in der Folge im allgemeinen dem Verständnis des Lesers überlassen. Zum großen Teil deckt sich die hier angedeutete Unterscheidung übrigens mit der jetzt zu erwähnenden[1].

3. Wir unterscheiden endlich beim Kulturwandel zwischen wesentlichen und unwesentlichen Kulturgütern — eine Gegenüberstellung, die wir bereits oben gestreift haben, als von der Stärke der sachlichen Motive bei der Erhaltung der Kultur die Rede war. Diese sind, sahen wir, da relativ stärker, wo das betreffende Kulturgut einen gewissen Druck auf den einzelnen ausübt und wo es mit einer größeren Anzahl anderer eng verwachsen ist, als da, wo diese beiden Eigenschaften fortfallen. Neben dem Nutzen oder der organischen Fundierung kann drittens aber auch die Häufigkeit des Gebrauchs für die wesentlichen Kulturgüter charakteristisch sein. Aus der Natur dieser Unterscheidung ergibt sich, daß die Tendenz zum Beharren bei den wesentlichen Kulturgütern viel stärker ist als bei den unwesentlichen, daß demgemäß auch der Zufall bei dem Wandel der letzteren eine viel

[1] Auf den ersten Blick könnte es vielleicht scheinen, als ob die eben gemachte Unterscheidung zwischen unstetigem und stetigem Kulturwandel mit dem Grundgedanken dieser Studie, nämlich mit der allgemeinen Herrschaft des Kontinuitätsprinzipes in Widerspruch stände. Darum sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß dem nicht so ist. Es kommt dabei natürlich auf ein genaues Verständnis desjenigen Sinnes an, der mit den hier gebrauchten Begriffen der Kontinuität, des Sprunges und der schöpferischen Leistung zu verbinden ist. Kontinuität in unserem Sinne bedeutet nur den Mangel einer Schöpfung aus dem Nichts, während ein plötzlicher Sprung im Kulturwandel oder eine schöpferische Leistung des Bewußtseins durchaus nicht den Mangel einer ihnen zugrunde liegenden Vorgeschichte in sich schließen.

größere Rolle spielen kann als bei dem der ersteren. Für die Sprache ist in dieser Beziehung das ungleiche Verhalten des Wortschatzes und der Grammatik seit langem bekannt. Für die Religion gilt in gewissen Grenzen Ähnliches für den Unterschied von Lehre und und Ritual, für die bildende oder erzählende Kunst für denjenigen zwischen dem Stil und dem Stoff. Tarde hat in diesem Sinne einmal die Unterscheidung von Vokabularium und Grammatik für eine ganze Reihe von Kulturgütern durchzuführen versucht[1].

Man sieht, es handelt sich hier um einen Gegensatz nicht zwischen verschiedenen Gebieten der Kultur, sondern zwischen zwei Arten von Gebilden innerhalb jedes derselben, von denen die eine mehr oberflächlicher und äußerlicher Natur, die andere mehr innerlich fundiert ist. Wir können auf die eine Gruppe den Begriff der Mode anwenden in Anlehnung an den Sprachgebrauch des täglichen Lebens, der ja mit diesem Wort die mehr äußerlichen und darum leichter wandelbaren Erscheinungen vorzüglich aus dem Bereich der Sitte, Sprache und Wirtschaft bezeichnet. Die Grenze zwischen beiden Typen ist natürlich keine scharfe; überdies verläuft sie bei verschiedenen Völkern verschieden. Bei den australischen Eingeborenen z. B. müssen wir eine Reihe von Sitten, welche sich auf die Heiratsverbote innerhalb des Stammes beziehen, wegen der Leichtigkeit, mit der sie sich bei der Berührung mit andern Stämmen abwandeln, den unwesentlichen Gütern zurechnen. Ferner wird die Abgrenzung durch Entwicklungsvorgänge sowohl in der aufsteigenden wie in der absteigenden Richtung durchbrochen. Das Fahrrad und das Automobil bilden naheliegende Beispiele der Gegenwart für den ersteren Vorgang. Auch die wachsende Neigung der deutschen Studenten im spätern Mittelalter, das römische Recht zu studieren, war ursprünglich wohl nicht mehr als eine Modesache. Ebenso haben die vornehmen Römer der Kaiserzeit eine Menge Pflanzen als Luxusgegenstände domestiziert, die später zu Nutzgegenständen wurden. Überhaupt ist für die Entwicklung der Wirtschaft diese Verschiebung von der bloßen Freude am Besitz zu seiner Ausnutzung typisch[2]. Umgekehrt können auch Kulturgüter ihre einstige Bedeutung einbüßen, ohne sofort zu verschwinden. In diesem Stadium befand sich offenbar das Duell in England, als es durch einen Machtspruch beseitigt wurde. Spiel

[1] Tarde, Les lois de l'imitation. 2. Aufl. S. 190.

[2] Gurewitsch, Entwicklung der Bedürfnisse. S. 65, 69. Vgl. oben S. 6—10 (Anfänge des Ackerbaues und der Viehzucht), sowie unten Abschnitt 9 (Rezeption des römischen Rechtes).

und Sport der Erwachsenen und Kinder beziehen, der letztere soweit er dem Ernste nicht vorangeht, vielleicht ihren gesamten Stoff aus dieser Quelle[1].

4. Eine wichtige Unterscheidung ist endlich diejenige zwischen bewußtem und unbewußtem Wandel. Wir haben bisher immer vorausgesetzt, daß der Wandel sich bewußt vollzieht; und in der Tat ist dies derjenige Typus, den wir im folgenden vorwiegend oder ausschließlich im Auge haben werden. Neben ihm nimmt aber der unbewußte Wandel einen breiteren Raum ein, als man zunächst anzunehmen geneigt sein wird. Insbesondere ist das überall da der Fall, wo das Beharren der Formen lediglich auf den Kräften der Tradition und Gewohnheit beruht, ohne von objektiven Stützen, wie z. B. schriftlichen Urkunden oder technischen Institutionen getragen zu sein. In diesem Falle beruht die Treue der Wiederholung allein auf der Sicherheit des Gedächtnisses. Wie wenig einwandsfrei aber das letztere funktioniert, ist uns heute ja bekannt genug; auf tieferen Stufen wird seine Unzuverlässigkeit wahrscheinlich — experimentelle Untersuchungen darüber fehlen leider bisher — noch erheblich stärker sein. Bei Kulturgütern wie dem Ritual, den Sitten, den Gesängen, Tänzen und Mythen werden wir demgemäß in besonderem Maße mit der Möglichkeit eines derartigen unbewußten Wandels rechnen müssen. Insbesondere wird das da der Fall sein, wo derartige Gebilde von außen eindringen und dem ganzen Bewußtseinszustand des aufzunehmenden Stammes noch nicht angeglichen sind. Eine rezipierte Mythe z. B. wird, abgesehen von den möglichen oder wahrscheinlichen Mißverständnissen bei der ersten Aufnahme, nach einiger Zeit sich vielfach andern verwandten Stoffen in einer Weise assimiliert haben, wie uns das bei ähnlichen Vorgängen innerhalb unseres eigenen Milieus ganz geläufig ist. Hat sich aber diese Angleichung vollzogen, so ist damit eine Art von Gleichgewichtszustand erreicht, von dem aus nur noch kleine Schwankungen von zufälligem Charakter zu erwarten sind. Analoges gilt für die übrigen eben genannten Kulturgüter. Die Art der Bemalung z. B. oder des Schmuckes bei einer Festlichkeit kann fortgesetzt geringfügige Abänderungen erfahren, deren Grund in kleinen Veränderungen der benutzten Materialien, in zufälligen Einflüssen einzelner Personen oder auch in dem induzierenden Einfluß etwaiger

---

[1] Auf den religiösen Ursprung vieler Kinderspiele besonders bei den Naturvölkern ist man erst jüngst aufmerksam geworden.

kultureller Neuerungen liegen kann. Je geringer das Interesse an vollständiger Treue, je seltener die Betätigung des Brauches und je kleiner der Kreis der in Betracht kommenden Personen, desto größer die Wahrscheinlichkeit derartiger Schwankungen. Daneben ist auch ein anderer Typus möglich, nämlich derjenige eines dauernden Wandels, welcher den eben angegebenen Gleichgewichtszustand nicht kennt. Insbesondere kommt er für die lautlichen Erscheinungen des Sprachlebens in Betracht. Man hat so öfter die Möglichkeit eines fortschreitenden generationsweisen Lautwandels daraus ableiten wollen, daß im Laufe der individuellen Entwicklung entweder die Artikulation oder bei deren Gleichbleiben ihr Effekt unbewußter Weise sich etwas verändert, wodurch auch die akustischen Eindrücke gewandelt werden, welche der nächsten Generation zum Vorbilde für ihre eigene Artikulation dienen. Bei andern Kulturgütern wird eine derartige Verschiebung im allgemeinen nur in Zusammenhang mit durchgängigen Entwicklungstendenzen anzunehmen sein. Besonders lebhaft wird dann dieser Vorgang bei solchen Gepflogenheiten sein, die ihrer Natur nach nur selten betätigt werden, wie bei ungewöhnlichen Strafverfahren, Zauberbräuchen und Riten. Der Einfluß der Analogie und damit die Abhängigkeit der einzelnen Handlung von der gesamten Bewußtseinsverfassung ist hier offenbar ungewöhnlich stark. Hier bewahrheitet sich mit besonderem Nachdruck der Satz, daß die Erhaltung der Kultur kein passives Beharren, sondern ein fortgesetztes Neuschaffen bedeutet, die treue Wiederholung des Früheren im Gegenwärtigen daher nur so lange verbürgt ist, als die dafür in Betracht kommenden Bedingungen unverändert bleiben.

3. Der Vorgang der Akkulturation.

Die Betrachtung dieses Vorganges soll in diesem Abschnitt nicht erschöpft werden. Manches, was sich auf ihn bezieht, werden wir in den folgenden Abschnitten nachtragen, die den endogenen Kulturwandel zwar vorwiegend, aber nicht ausschließlich untersuchen sollen. Wie weit die dort angestellten Erörterungen auch für den Typus der Akkulturation gelten, werden wir dabei wiederum im allgemeinen dem Verständnis des Lesers überlassen.

Zunächst möge man sich die außerordentliche Verbreitung und Bedeutung der Akkulturation klar machen. In der Gegenwart vollzieht sie sich in gewaltigem Maßstabe überall da, wo die Europäer mit Naturvölkern in Berührung getreten sind. Leider sind diese Vorgänge im einzelnen sehr wenig belauscht

worden, und auch das darüber vorhandene Material entbehrt bis jetzt der Bearbeitung. Für die Soziologie würde sich hier bei angemessener äußerer Organisation ein gewiß sehr dankbares Arbeitsfeld eröffnen. In mancher Beziehung vollziehen sich ähnliche Vorgänge seit längerer Zeit überall bei der westeuropäischen Landbevölkerung, indem deren Kultur durch die städtische allmählich aufgesogen wird. Ferner ist der Osten Europas seit langem einem entsprechenden Prozeß des Einströmens westlicher Elemente unterworfen. Auch die Geschichte predigt uns die ungeheure Wichtigkeit der Akkulturation. Wir lernen immer mehr erkennen, welche gewaltigen Entlehnungsvorgänge seit den ältesten Zeiten sich über das ganze europäisch-asiatische Gebiet hin vollzogen haben, wie viel Kulturelemente insbesondere im Mittelalter von China bis nach Westeuropa und umgekehrt sich bewegt haben. An die Rezeption der antiken Kultur durch die Germanen, an die Wirkungen der Kreuzzüge und an die Renaissance braucht nicht erst erinnert zu werden. Auch bei den Naturvölkern sind die gegenseitigen Kulturentlehnungen viel stärker und regelmäßiger, als man meist annimmt. Wir wissen z. B. von den australischen Stämmen, daß sie ihre Gesänge, Tänze und selbst Sitten mit einer gewissen Regelmäßigkeit mit denen benachbarter Stämme austauschen. Selbst entferntere Stämme werden in diese Bewegung hineingezogen, indem einzelne Personen oft den festlichen Veranstaltungen als Gast beiwohnen und die Kunde von ihnen mit heimbringen; stellenweise werden sie sogar ausdrücklich zu diesem Zwecke ausgesandt. Sogar weit voneinander entfernte Gruppen unterliegen solchem Tausch, wobei sie dieselben Wege benutzen, auf denen sich der Handel vollzieht[1]. Auch den Eskimos wird trotz ihrer unwirtlichen Naturverhältnisse eine große Reiselust nachgesagt: im Winter erscheinen in den Siedelungen fast täglich Angehörige fremder Stämme als Gäste, allerdings nur auf ein paar Tage, während derartige Besuche im Sommer sich in der Regel über mehr als einen Monat ausdehnen. Die Entfernung kann dabei Hunderte von Kilometern betragen. Es ist sehr bedeutsam, daß der Besucher während seines Aufenthalts die Sitten und Ritualien des fremden Stammes befolgt[2]. Überhaupt kann man

[1] Roth, Ethnological studies amongst the North-West-Central-Queensland Aborigines, S. 136; Howitt, The native tribes of South-East Australia, S. 416 und 511; Spencer and Gillen, The native tribes of Central Australia, S. 68, 161 und 306.

[2] Boas in den Reports of the bureau of Ethnologie, IV, 575 und 596. Näheres über die Art und Weise der Akkulturation s. unten Abschnitt 7.

wohl schon heute sagen: das Verständnis der Kultur eines Stammes ist nur möglich, wenn man auch die Gesittungen der Nachbarstämme kennt. Mit einem Volke hat es hier im Grunde dieselbe Bewandtnis wie mit einem Individuum: was es sein eigen nennt, ist letzthin eine Summe von Entlehnungen, die es sich zu eigen gemacht hat.

Nicht alle Entlehnungen sind jedoch mit solchen fördernden Wirkungen verbunden, im Gegenteil gehört der größte Teil einem Typus andrer Art an. Mit ihm wollen wir uns hier zunächst beschäftigen. Die Entlehnung verfährt nämlich in der Auswahl der Kulturgüter parteiisch, indem sie gewisse von ihnen vor den übrigen sowohl in substantieller wie in funktioneller Hinsicht bevorzugt. In ersterer Hinsicht kommen als Gegenstände der Entlehnung vorzüglich in Betracht Objekte des Luxus, der Mode, überhaupt Dinge, die sich auf das äußere Benehmen beziehen, ferner Genußmittel, endlich solche Nutzobjekte, deren Bedeutung von drastischer unmittelbar einleuchtender Natur ist. So haben sich nach Ratzel auf den Wegen der Akkulturation überhaupt am weitesten verbreitet der Tabak, der Betel, der Branntwein; hieran reiht sich die Verbreitung wirksamer Waffen, welche nicht nur im Afrika unserer Tage mit dem Branntwein wetteifern, sondern gerade so rasch ihre Wege im alten Amerika machten; endlich gehören auch Schmuckmotive zu den weitest verbreiteten. So erinnern im Herzen Afrikas an das gelegentliche Erscheinen der Europäer Dinge wie ein Stück Zeug, ein Haufen Perlen, eine geleerte Glasflasche, ein verstümmeltes Wort, ein paar alte Musketen, ein Feuersteingewehr oder ein Rest Pulver[1]. Die Waffen gehören übrigens im allgemeinen umgekehrt zu den seltener rezipierten Gegenständen, weil ihre Handhabung sich nicht ohne weiteres aneignen läßt, oft auch der ganzen sonstigen Art der Waffenverwendung innerlich widerstrebt. Wenn von dieser Regel die europäischen Schießwaffen beim Verkehr mit den Eingeborenen eine Ausnahme machen, so beruht das wohl zum Teil auf der sichtbaren Überlegenheit der Weißen, als deren Ursache sie aufgefaßt wurden; endlich werden sie in überwiegendem Maße nicht zum Treffen, sondern nur zum Drohen und Prahlen verwendet[2].

Innerhalb der Sprache ist uns eine solche Unterscheidung

---

[1] Ratzel, Anthropogeographie, II, S. 644, 637.
[2] Natur- und Kulturvölker, S. 269.

zwischen leichter und schwerer entlehnbaren Elementen längst geläufig. Der Wortschatz gehört der ersteren, der Satzbau, die Grammatik und Aussprache der letzteren Gruppe an. Dem entspricht es, wenn z. B. der Deutschamerikaner sich des deutschen Satzbaues und der deutschen Grammatik bedient, dabei aber lauter englische Vokabeln in deutscher Färbung verwendet, oder wenn im Judendeutsch ungeachtet der deutschen Wörter sich im Satzbau überall der Geist der hebräischen Sprache verrät. Bei der Religion ist ähnlich die Lehre vor dem Ritus in der Wandelbarkeit bevorzugt[1]. Als z. B. die Religion des Mitra sich im römischen Reiche heimisch machte, blieb ihr Ritus unverändert, während ihre Lehre durch die herrschende Philosophie geläutert wurde. Anders verläuft bekanntlich die Trennungslinie bei den Missionsbestrebungen: Lehren wie Riten werden nur in ihren äußerlichsten Elementen sozusagen rein mechanisch rezipiert, während in allem wesentlichen die heimische Religion sich behauptet und die christlichen Elemente sich assimiliert. Daß es mit unserer Landbevölkerung in der Hauptsache ähnlich steht oder stand, daß überhaupt der reine Monotheismus nur in einem kleinen Kreise innerlich rezipiert, von einem ganzen Volke aber nur äußerlich unter Belassung einer älteren Grundschicht angenommen werden kann, ist ebenfalls bekannt. Insbesondere hat das Christentum bei seiner Ausbreitung fast überall seinen ursprünglichen Geist so sehr verleugnen müssen, daß es Gesinnungen wie diejenige der Rachsucht, der Grausamkeit, der Herrschsucht, des Pharisäertums in sich aufnahm. Wir sehen an diesen Beispielen zugleich, wie die uns hier beschäftigende Trennungslinie wenigstens zum großen Teil derjenigen entspricht, welche bei der früher (S. 113) angeführten Unterscheidung die unwesentlichen von den wesentlichen Kulturgütern trennt.

In funktioneller Hinsicht entspricht der Gegensatz von leichter und schwerer entlehnbaren Kulturgütern ungefähr demjenigen von Annehmlichkeit und Nutzen. Nicht nur werden solche Dinge bevorzugt, bei denen der letztere vor der ersteren zurücktritt oder ganz fehlt, sondern es wird auch, wo beide in Betracht kommen könnten, einseitig nur der Annehmlichkeit nachgegangen; oft wird ferner, wo wenigstens für unsere Auffassung der Nutzen

---

[1] Für die Mythen hat neuerdings Stucken (Astralmythen, IV, 189) mit Recht betont, daß bei der Übertragung die Personen leicht geändert werden, während die Motive viel konservativer sind.

allein maßgebend sein könnte, dieser einfach unbeachtet gelassen. Europäische Kleidungsstücke z. B. dienen bei den Naturvölkern durchweg nur als Schmuckmittel. Nachts, wo er wegen der Kälte ihrer am meisten bedürfte, legt der Australier sie sich säuberlich zusammengefaltet unter das Haupt. So haben die reichen Turkmenen unter dem russischen Einflusse sich elegante Häuser zu bauen angefangen; in deren Innern aber schlagen sie sich noch heute ihre alten Jurten auf[1]. So ist, wie schon erwähnt, das Gewehr bei den Naturvölkern viel mehr als Drohmittel denn wegen seiner Treffsicherheit begehrt. Ebenso haben die Fan an der Westküste Afrikas unter dem Einfluß der europäischen Armbrüste sich ihren einheimischen Bogen zu einer Art von Armbrustbogen umgestaltet, der auf einer viel tieferen Stufe als ihr ursprüngliches Gebilde steht[2]. Etwas Ähnliches gewahren wir im Verhalten der Japaner gegenüber der europäischen Gesittung, wenn sie in Technik und Wissenschaft viel mehr Gewicht auf die Ergebnisse legen als auf die Arbeitsweise, durch welche solche gewonnen werden, und sich in ihrer Aneignung in der Hauptsache auf die ersteren beschränken. Ebenso charakteristisch ist es, daß diese Rezeption sich vorzüglich auf die Technik, die Naturwissenschaften und die äußere, wirtschaftliche und politische Organisation, dagegen so gut wie gar nicht auf alle Güter des Innenlebens bezieht. — Hierher gehört es auch, wenn bei australischen Stämmen vielfach Lieder und Gesänge, die einen Tanz begleiten, mit diesem auf weite Entfernungen hin übernommen werden, ohne daß bei der Verschiedenheit der Sprachen der Sinn des Textes erfaßt werden könnte. Sogar eine Zeremonie, welche sich ursprünglich auf den Schutz gegen einen bösen Geist (Molonga) bezieht, ist in dieser Weise verbreitet worden, wiederum natürlich ohne entsprechende Weitergabe des Sinnes[3]. — Insbesondere wird die Akkulturation vollständig unterbleiben in solchen Fällen, in denen der Nutzen der einzige Anlaß dazu sein würde und die verständnisvolle Übertragung auf zu große Schwierigkeiten stößt. Vorzüglich wird dieser Fall bei technischen Leistungen vorkommen, bei welchen für eine hinreichende Unterweisung das Maß des Kontaktes nicht groß genug ist, oder bei denen die erforderlichen lokalen Bedingungen sich an anderen Orten nicht wiederfinden. Hier sehen wir häufig einen

[1] v. Schwarz, Turkestan. S. 103. Ein ganz analoger Fall in Südwestafrika erwähnt im Globus, Bd. 85, S. 80.

[2] Ratzel, Anthropogeographie, II, 646. Friederici im Globus, Bd. 91, S. 325.

[3] Vgl. van Gennep, Mythes et Légendes d'Australie. S. XXXIX.

Handel an die Stelle der Entlehnung treten, und zwar finden wir das selbst in den wichtigsten und notwendigsten Dingen gelegentlich schon auf einer so tiefen Stufe wie derjenigen der Australier, von denen ein Teil der zentralaustralischen Stämme seine Schilde von weiter nördlich wohnenden Stämmen bezieht[1]; ähnliches gilt auch von den Wurfhölzern, den Speeren und Bumerangs dieser Gruppe von Stämmen.

Die hier geschilderten Erscheinungen können wir auch so charakterisieren, daß bei der Rezeption fremder Institutionen deren Geist in der Regel nicht mit übernommen wird, es sich vielmehr statt dessen um eine rein äußerliche Nachahmung handelt. Damit berühren wir zugleich die Ursache dieser Dinge. Bei der Entlehnung treten im allgemeinen die sachlichen Beweggründe hinter die sozialen um ein noch höheres Maß zurück, als das bei der Erhaltung der Kulturgüter die Regel ist. Von sozialen Motiven kommt in erster Linie das komplexe Gebilde des Nachahmungstriebes in Betracht. Von der Vorstellung, dem Anblick oder der Schilderung einer Handlung zu dieser selbst überzugehen dazu besitzt das menschliche Bewußtsein von Haus aus eine gewisse Disposition. Nur wird diese häufig zurückgedrängt oder unterdrückt durch andere Antriebe, durch Ermüdung, durch Konkurrenz verschiedener Vorbilder. Umgekehrt wird sie verstärkt durch alles, was die Aufmerksamkeit festhält oder dem Vorbilde einen Wert verleiht. Ein solcher Wert kann in dem Nutzen, viel häufiger aber wird er in einer besonderen Autorität anderer Stämme bestehen. Durch die Nachahmung will man sich gleichsam den inneren Wert von vorbildlichen Personen aneignen oder auch nach außen hin seine eigene Gleichwertigkeit mit ihnen bekunden. Diese Triebkraft ist vielfach schon da wirksam, wo es sich um Stämme von ungefähr gleichem Niveau handelt, die aus irgendeinem Grunde ein gewisses Übergewicht in der öffentlichen Schätzung besitzen; vielmehr aber natürlich da, wo die Akkulturation in der Richtung von einem höheren zu einem tieferen Niveau erfolgt. Im letzteren Falle ist aber in der Regel ebenso wie bei einer einschneidenden Verschiedenheit des Kulturtypus, mag auch die Höhe dabei in der Hauptsache die gleiche sein, ein inneres Verständnis der entlehnten Güter ausgeschlossen.

Die vorher geschilderte fördernde Wirkung wird die

---

[1] Spencer and Gillen, Native tribes of Central Australia, p. 575, 586, 587.

Akkulturation daher nur dort ausüben können, wo die eben angeführten hemmenden Umstände hinwegfallen, wo also weder das Niveau noch die ganze Art der Gesittung beträchtlich verschieden ist. In diesem Falle wird durchweg die innere Reife für die Entlehnung vorhanden sein. Von Bedeutung kann die letztere dann in zwei Fällen werden. Erstens bei der Übernahme eines einzelnen Kulturgutes da, wo bereits die Fähigkeit für die Aneignung des Dargebotenen, aber noch nicht diejenige für die Schöpfung aus eigener Kraft vorhanden ist. Von solcher Art war die Verpflanzung des Eisenbahnwesens von England nach dem europäischen Festlande: geschaffen werden konnte dieses nur in England, wo das Bedürfnis nach schnellen Verkehrsmitteln darauf hindrängte und die Technik sowie der erforderliche Geist der Präzision und Disziplin bei Publikum und Fachleuten hinreichend entwickelt war. Der Kontinent stand in allen diesen Dingen um einen beträchtlichen Schritt zurück, vermochte jedoch den Gewinn der Neuschöpfung sich anzueignen, wobei freilich der Beweggrund zunächst viel weniger sachlicher als sozialer Natur war; das Bedürfnis entwickelte sich hier wie öfter vorwiegend hinterher. So hatten auch die Stein-Hardenbergschen Reformen bereits eine lange Vorgeschichte in Gestalt einer Reihe einschneidender geräuschloser Wandlungen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts; aber einen entscheidenden Antrieb zu ihrer so viel energischeren Art empfingen sie doch erst durch das Vorbild der französischen Umwälzungen, das Preußen gerade in der richtigen Disposition antraf[1]. Wie ähnlich 1830 die revolutionären Bewegungen sich wie ein Kontagium durch Westeuropa fortpflanzten, ist bekannt. Zweitens kann ein Kulturgut von verwickeltem Charakter seine Quelle in verschiedenen Kultursystemen besitzen und erst durch deren gegenseitigen Austausch die Möglichkeit seiner Entstehung gewinnen. Vielleicht das großartigste Beispiel für diesen Vorgang ist die Genese des Christentums. Hier lieferten die Juden die intensive religiöse Kultur, das Pathos und die Wucht der Gläubigkeit, der Occident die philosophischen Bausteine und humanen Bestandteile, der heidnische Orient endlich die mythologischen Elemente und kultlichen Formen, die der neuen Religion diejenige Anschaulichkeit ermöglichten, ohne welche starke Wirkungen auf diesem Gebiete ausgeschlossen sind. Für die auf

[1] Hintze in der Historischen Zeitschrift, N. F., Bd. 76, S. 418. Koser ebendort, N. F., Bd. 73, S. 199.

dem jüdischen Boden entstandene Religion wirkte das Versetzen in ein anderes Erdreich schon in rein formaler Hinsicht fördernd, sofern es sie von dem Zwange des Gesetzes befreite, das ja unter den Heiden seine Bedeutung verlor. Umgekehrt besaß die aus dem Orient kommende Schöpfung für die Griechen und Römer von vornherein den Nimbus des Fremden, der unter geeigneten Umständen auf Phantasie und Gemüt so stark zu wirken vermag. Auch bei den technischen Neuerungen unserer Zeit sehen wir öfter deutsche Gedankenarbeit und englischen oder amerikanischen Geschäftssinn zusammenwirken.

4. Die drei Erfordernisse des Kulturwandels.

Wir haben es im folgenden lediglich mit den von uns als wesentlich unterschiedenen Kulturgütern zu tun, während die Entstehung unwesentlicher Kulturgüter nach Art der Modeerscheinungen viel weniger bestimmten Gesetzmäßigkeiten und viel mehr dem Einflusse des Zufalls unterworfen ist. Überall aber, wo ein Kulturgut wesentlicher Art entsteht, lassen sich in seinem Ursachenkomplex drei Momente feststellen: ein Zustand der Reife, die Existenz eines Bedürfnisses und die Initiative einzelner Personen; die Rolle der letzteren kann dem Wesen nach auch der Vorgang der Akkulturation übernehmen. Die Reife bezieht sich dabei einerseits auf die gesamte geistige und moralische Verfassung des betreffenden Volkes, anderseits auf das spezielle Gebiet, in welchem sich der Wandel vollzieht: dieses letztere muß derart beschaffen sein, daß die Neuerscheinung sich aus früheren nach dem Prinzip der Stetigkeit ableiten läßt; und die Intelligenz und Willenskraft der Gesamtheit muß den Anforderungen, welche die neuen Institutionen an sie stellen, gewachsen sein. Sowohl im allgemeinen wie im besondern, sowohl in kultureller wie in seelischer Hinsicht muß also das herrschende Niveau der Neuerung angemessen sein. Sonst bleibt das Vorbild andrer Völker wirkungslos; sonst erhebt sich die Initiative einzelner nicht über die Bedeutung vergeblicher Vorstöße. — Der Begriff des Bedürfnisses ist im weitesten Sinne zu nehmen: es handelt sich dabei nur darum, daß überhaupt ein seelischer Antrieb vorhanden ist, der in die Richtung der Neuerungen weist und hinreichend stark ist; bewußter Art braucht er nicht zu sein. Von einem Bedürfnis in diesem Sinne reden wir z. B. auch bei Erscheinungen des Lautwandels, mag dieser nun durch Ent-

lehnungen von Wörtern hervorgerufen werden, deren ursprüngliche Aussprache dem Artikulationssystem der rezipierenden Gruppe nicht bequem ist, oder mag er irgendwelchen Analogiewirkungen entspringen. Reife und Bedürfnis können wir zusammen dem Begriff der Disposition unterordnen; dieser tritt dann das dritte Moment, als auslösende Kraft gegenüber. In dem kausalen Verhältnis zwischen Auslösung und Disposition sind zwei Typen zu unterscheiden. Ist z. B. das Bedürfnis nach einem neuen sprachlichen Ausdruck vorhanden, so werden sich sicher Personen finden, die das neue Wort schaffen, während anderseits bei dem Verlangen nach einer sozialen oder religiösen Neuerung das Auftreten derartiger Individuen nicht selbstverständlich ist. In dem einen Fall bilden also Reife und Bedürfnis zugleich die notwendige und die hinreichende Bedingung für die Neuerung, im andern Falle nur eine notwendige Bedingung, zu der als eine zweite von gleicher Bedeutung die Initiative führender Persönlichkeiten hinzukommen muß. Die Abgrenzung zwischen diesen beiden Typen entspricht einigermaßen derjenigen zwischen stetem und unstetem Kulturwandel: denn offenbar ist das Eingreifen geeigneter Persönlichkeiten um so weniger selbstverständlich, je größer der Sprung ist, den die Neuerung in der Entwicklung bedeutet. Als ein viertes mehr akzidentelles Moment können wir den drei bisher genannten gewisse äußere Anstöße anreihen, die sich teils auf die Gruppe, teils auf die führenden Individuen beziehen. Dahin gehören alle Einwirkungen fremder Völker von der bloßen Anregung bis zur direkten Akkulturation. Wie sehr haben in diesem Sinne z. B. die französische Revolution und die Reformen Napoleons gewirkt. Hierher zählen auch Ereignisse von besonders eklatantem Charakter, welche dem Bedürfnis gegenüber die Rolle des Tropfens spielen, der das Gefäß zum Überlaufen bringt, oder welche wenigstens jenes durch einen plötzlichen Ruck auf das erforderliche Niveau bringen. Für die führenden Individuen sind hierher zu zählen auch solche Anregungen, die aus dem Bedürfnisse der Gruppe hervorgehen. Wie sehr wurde z. B. Stephensons Schaffen angespornt durch das Preisausschreiben, welches zu der berühmten Wettfahrt von Rainhill führte. Derartige Anstöße fehlen namentlich bei dem Typus des unstetigen Wandels für das Bereich der wesentlichen Kulturgüter wohl nirgend. Wir können auch das Auftreten führender Individuen, vom Standpunkt der Gruppe aus betrachtet, zu ihnen rechnen. Alle diese Faktoren sind jedoch nur bei einer genaueren Untersuchung zu

erkennen, wie sie lediglich unter besonders günstigen Umständen möglich ist.

Daß bei jeder kulturellen Neuerung Disposition und Anstoß zusammenwirken müssen, entspricht durchaus den Tatsachen, die wir auch sonst bei Massenaktionen wie Sektenbildungen oder revolutionären Szenen beobachten können. Nur auf dem Boden einer ungewöhnlichen geistigen Verfassung der Gesamtheit kommen solche zustande; wo diese aber vorhanden ist, genügt dann das Auftreten der geeigneten Persönlichkeiten. Und Ähnliches wissen wir ja schon aus dem täglichen Leben: wo es sich um anscheinend unvermittelte Explosionen, um wichtige Entschlüsse oder große Leistungen handelt, bedeutet die scheinbare Plötzlichkeit derartiger Vorgänge in Wirklichkeit nur den Abschluß einer langen Vorgeschichte, der durch irgend ein zufälliges äußeres Erlebnis ausgelöst ist[1].

Das Gesagte möge zunächst durch einige Beispiele erläutert werden. Für die soziale Schutzgesetzgebung unserer Zeit entsprang das Bedürfnis aus den gewaltigen wirtschaftlichen Umwälzungen der letzten Jahrzehnte, die große Arbeitermassen in eine völlige Unsicherheit der Existenz verwickelt hatten; daraus erwuchsen einerseits humane Antriebe, anderseits angesichts der drohenden Symptome der Unzufriedenheit Regungen der Befürchtungen. Reif war die Zeit, sofern die erforderlichen wirtschaftlichen Mittel sich aufbringen ließen und die Möglichkeit zweckentsprechender organisatorischer Einrichtungen vorhanden war. Daß dazu noch die gewaltige Initiative Bismarcks kommen mußte, ist bekannt. — Das Christentum fand sein Bedürfnis in der großartigen Erweichung und Verinnerlichung der Gesinnung, wie sie sich in den letzten Jahrhunderten im römischen Reiche vollzogen hatte. Die Reife lieferten zusammen, wie oben bemerkt, die bisherige einschlägige Entwicklung der Juden, der antiken Welt und des Orients. — Ein rationelles optisches Signalwesen zum Zwecke des Fernverkehrs konnte sich erst entwickeln, als die durch Napoleon geschaffene neue Art der Kriegführung einen schnellen Nachrichtenverkehr zu einem dringenden Bedürfnis machte. An einschlägigen Erfindungen und an Versuchen sie einzubürgern fehlte es bereits seit dem Beginn der neuen Zeit nicht. Die Reife ging hier um etwa zwei Jahrhunderte dem Bedürfnis voraus. Chappe war

[1] Über die Gründe vgl. oben S. 76, 84, 91 f.

dann bekanntlich der Glückliche, welcher zur rechten Zeit mit einem neuen Vorschlag hervortrat. Tritt in diesen beiden Fällen die Initiative als selbständige Ursache der Disposition gegenüber, so finden wir den entgegengesetzten Typus überwiegend bei den Erscheinungen der Wortschöpfung vertreten: hier wird das Bedürfnis dadurch geschaffen, daß die allgemeine Aufmerksamkeit sich einer neuen oder einer bislang wenig beachteten Erscheinung zuwendet, und die Reife liegt in der Existenz solcher Wörter, welche hinreichende assoziative Beziehungen zu den neuen Objekten enthalten. Als führende Individuen fungieren in der Regel eine ganze Anzahl von Personen, die teils unabhängig voneinander, teils bewußt oder unbewußt sich gegenseitig beeinflussend jeder in seinem Kreise die Neuerung einführen.

Die genannten drei Momente müssen, wie gesagt, alle zusammentreffen, damit eine Neuerung entstehen kann. Eine solche wird daher umgekehrt ausbleiben, wo auch nur eines derselben fehlt. So ist es nichts als ein weit verbreiteter Irrtum, daß Erfindungen, Entdeckungen, überhaupt wirtschaftliche Neuerungen alsbald da eintreten, wo allein die technische Möglichkeit für sie gegeben ist. Tatsächlich bleibt die letztere vielmehr oft lange Zeit unausgenützt[1]. Einen lehrreichen Einblick in die sich hier bemerklich machende Indolenz eröffnet es uns, wenn manche Völker, die das Eisen kunstgerecht zu Beilen und selbst zu Pfeifenröhren zu verarbeiten verstehen, sich noch jetzt hölzerner Speere und Pfeile bedienen, oder wenn die zahlreichen Negerstämme, welche das Rind besitzen, trotzdem ihren Acker mit der Hacke bearbeiten[2]. Wie stark gerade auf dem Gebiete der Viehzucht diese Art Indolenz ist, davon war bereits oben (S. 9) die Rede. Seitenstücke dazu fehlen auch auf dem Gebiete des Fischfanges nicht: der Ngamisee in Südafrika ist samt den umliegenden Gebieten eine der wild- und fischreichsten Regionen der Erde; aber wie wenig nutzen dies seine Umwohner aus, die nur wenige Kähne und schlechte Waffen besitzen und alle paar Jahre mitten im Überfluß von Hungersnot heimgesucht werden[3]. Ähnlich werden im zentralen Australien die Felle der Känguruhs und Wallabis trotz deren häufigen Vorkommens nicht als Kleidung verwendet: die Eingeborenen ziehen es vielmehr vor, die Winternächte frierend

[1] Paul Barth, Die Philosophie der Geschichte als Soziologie, S. 258.
[2] Karl Bücher, Arbeit und Rhythmus, 2. Auflage, S. 10.
[3] Ratzel, Anthropogeographie, 2. Auflage, I, 64.

am Lagerfeuer zu verbringen, obschon die Temperatur oft unter den Gefrierpunkt fällt[1]. Eine noch eindringlichere Sprache reden analoge Erscheinungen aus dem Bereiche der höheren Kultur. So war die Verwendbarkeit des Dampfes zur Erzeugung von Bewegung schon dem Alexandriner Hero bekannt, und schon am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wurde von Papin die erste Dampfmaschine konstruiert und die Idee des Dampfschiffes konzipiert, obwohl erst etwa hundert Jahre später eine ernsthafte wirtschaftliche Verwendung dieser Dinge begann. Geschriebene Zeitungen gab es schon im Altertum; aber die Buchdruckerkunst für sie zu verwenden hat man erst im siebzehnten Jahrhundert unternommen, also etwa zwei Jahrhunderte später, als es technisch möglich gewesen wäre.

Ebensowenig wie das Bedürfnis darf die Reife fehlen. Für die Erscheinungen der Akkulturation haben wir das bereits vorhin betont. Daß sie ebenso unentbehrlich für die endogene Kulturwandlung ist, zeigt uns z. B. das Gebiet der Wissenschaft und besonders der Philosophie in den Fällen, in denen große Gedanken erst von späteren Zeiten gewürdigt werden. Gerade für das Gebiet des geistigen Lebens wird dieses Erfordernis der Reife gern übersehen. Man vergißt insbesondere, daß auch ein führender Geist seine Leistungen nicht ohne eine entsprechende Vorgeschichte zu vollbringen vermag. Es ist kein Zufall, daß der Gedanke der Erhaltung des Stoffes und derjenige der Entwicklung sich bis in die mittelalterliche und selbst antike Philosophie rückwärts verfolgen lassen: als das moderne wissenschaftliche Denken sich ihrer bemächtigte, hat es sie nicht aus dem Nichts hervorgezaubert, sondern nur von Grund aus umgestaltet. — An der Unreife der Zeit, ja zum Teil an dem direkten obrigkeitlichen Verbot scheiterte auch das Durchdringen einiger Erfindungen auf deutschem Gebiete im vorigen Jahrhundert: erst in den großzügigen englischen Verhältnissen vermochten diese die für sie erforderliche Lebenskraft zu erlangen[2]. — Bei der Reife haben wir zwischen einer allgemeinen und einer mehr speziellen, die sich auf die besondere Technik des jeweiligen Gebietes bezieht, zu unterscheiden. Die

---

[1] Spencer and Gillen, The northern tribes of Central Australia, S. 683. Dieselben, The native tribes of Central Australia, S. 16.

[2] So wurde die Stahlfeder 1808 von einem Lehrer in Königsberg, die Reibezündhölzer 1833 von einem Chemiker auf dem Hohenasperg erfunden. Ihre Verwertung fanden beide Erfindungen aber erst in England. Kaulen, Geschichte des Alltagslebens, S. 85, 92.

eine genügt nicht ohne die andere. Überall, wo eine religiöse Gesinnung nach neuen Formen, wo politische und soziale Bedürfnisse nach neuen Institutionen ringen, da sehen wir die bloße Innerlichkeit und die allgemeine Reife der Zeit an sich nicht hinreichen, um diese ins Leben zu rufen. Es müssen geeignete Stoffe dort für das Dogma und Ritual, hier für die Institution in hinreichender Nähe liegen oder von einer fremden Kultur in genügend bequemer Weise dargeboten werden; es müssen endlich führende Individuen hinzukommen, welche die gegebenen Verhältnisse zu ergreifen vermögen. So hätte alle Innerlichkeit des keimenden Christentums Taufe und Abendmahl oder den Gedanken der Auferstehung nicht aus eigener Kraft zu schaffen vermocht, wäre ihm nicht ein Mann wie Paulus erstanden, und hätte es diese Symbole und Ideen nicht bereits vorgefunden.

Aus dieser Tatsache, daß zwei oder drei voneinander unabhängige Faktoren zum Gelingen eines Kulturwandels, wenigstens für den Fall wesentlicher Kulturgüter, zusammenwirken müssen, ergibt sich, wie schwierig ein solcher Vorgang ist, und wie selten er gelingen kann. Daraus erklärt sich die Armut jeder Kultur an schöpferischen Leistungen; daraus ergibt sich auch, daß da, wo für eine Neubildung sowohl die Möglichkeit der Entlehnung wie die der selbständigen Schöpfung in Frage kommt, a priori die erstere die größere Wahrscheinlichkeit besitzt — ein Punkt, auf den wir später zurückkommen werden.

Als einseitig und verfehlt werden wir nach dem Gesagten alle diejenigen Theorien und Auffassungen des geschichtlichen Lebens bezeichnen müssen, welche einem oder mehreren der in Rede stehenden drei Momente nicht gerecht werden. So hat der Historiker und mit ihm vielfach der Laie eine gewisse Tendenz — freilich braucht sich diese nicht immer und bei jedem durchzusetzen — das Moment des äußeren Anstoßes, also die Vorgänge der Entlehnung und vorzüglich diejenigen der Initiative führender Personen, einseitig in den Vordergrund zu stellen. Die Gründe dafür liegen nahe. Die äußeren Anstöße sind eben viel konkreter als die außerdem in Betracht kommenden inneren Dispositionen: sie sind im Gegensatz zu den Massenzuständen, um die es sich bei den letzteren handelt, viel exakter bestimmbar und bilden mithin das eigentliche Arbeitsfeld des Historikers; endlich sind sie auch leichter darstellbar. Nahegelegt ist diese Tendenz bereits durch die naive Denkweise, welche ja überall gerne an den Symptomen und äußeren Bekundungen haften

bleibt. Dem entspricht es, daß sie in der älteren politischen Geschichtsschreibung kulminiert und daß sie in einer vulgären Form noch heute in der populären Geschichtsliteratur ihr Wesen treibt, besonders in Gestalt eines schrankenlosen Individualismus, für den nichts berechenbar und nichts unmöglich ist. Psychologisch könnte man es als eine Art Reaktion gegenüber dieser Einseitigkeit auffassen, wenn die Philosophen diese Dinge öfters durch die Konstruktion eines Gesamtbewußtseins oder Gesamtwillens begreiflicher zu machen suchen. Die Wichtigkeit derartiger Begriffe für die wissenschaftliche Arbeit ist von Wundt wahrscheinlich überschätzt worden; didaktisch hat ihre Einführung jedenfalls den einen Wert, daß sie die Abhängigkeit kultureller Wandlungen von den allgemeinen, in der Gruppe herrschenden Bewußtseinszuständen deutlich zum Ausdruck bringt. Speziell liegt es aber für den Philosophen, wofern er dem Entwicklungsgedanken huldigt, nahe, einseitig das Moment der Reife zu betonen. Denn dieses kommt unter der eben genannten Bedingung seinem Bedürfnis zum Systematisieren am meisten entgegen: als Anhänger der Entwicklungslehre vermag er alsdann die einzelnen Kulturfortschritte in einer einheitlich aufsteigenden Reihe anzuordnen. Der klassische Philosoph des Entwicklungsgedankens, Hegel, vertritt in der Tat durchaus diese Auffassung; das gleiche gilt von dem bekannten Buch von Arnold Fischer über das soziale Problem. Übrigens besitzt das Moment der Reife am wenigsten einen anschaulichen Charakter, ein Umstand, der es dem Philosophen ebenso nahelegt, wie er es dem Laien fernhält. Der letztere wird statt dessen vielfach geneigt sein, vorzüglich das Bedürfnis ins Auge zu fassen. So werden in verbreiteter populärer Auffassung und Darstellung Revolutionen aus einer allgemeinen Unzufriedenheit, politische Organisationen aus einem universellen Verlangen nach diesen erklärt, oder es wird das Aufkommen eines neuen Kunststiles aus einem entsprechenden Bedürfnis abgeleitet. Vielfach greift man dabei auch auf die Herrschaft spezifischer Triebe zurück, besonders da, wo es sich um die Anfänge der menschlichen Gesittung handelt. So sollen die Anfänge des Zeichnens aus dem Triebe nach reproduktiver Darstellung, so soll die Bekleidung aus dem Schamgefühl entstanden sein. Hierher gehört auch die Auffassung, welche die Notwendigkeit einer Vorgeschichte jedes erheblicheren Wandels völlig außer acht läßt und einen solchen aus dem spontanen Einsetzen eines Bedürfnisses oder

einer entsprechenden Einsicht erklärt, ohne sich die Frage vorzulegen, warum sich dieser Fortschritt dann nicht schon in viel früherer Zeit vollzogen hat. Der Annahme spezifischer Triebe gegenüber wird man überall an der Forderung festhalten müssen, diese als Entwicklungsprodukte früherer Zustände begreiflich zu machen, statt sie als gegeben vorauszusetzen. Der Mangel einer Einschränkung bei dieser Forderung würde uns freilich, da auf diese Weise jedes Bedürfnis auf frühere zurückweist, in einen regressus in infinitum verwickeln. Tatsächlich findet sie ihren Halt auch an denjenigen Trieben und Neigungen, welche eine hinreichend durchgeführte psychologische Analyse als beim Menschen ursprünglich vorhanden anerkennen muß. Ihre Eigenart besteht jedoch, wir sahen das schon oben (S. 70), darin, daß sie abgesehen von den körperlichen Bedürfnissen keinen konkreten Inhalt besitzen, sondern gleichsam einen potentiellen oder formalen Charakter tragen. Außer dem Geschlechtstrieb, dem Bedürfnis nach Nahrung, Wärme und Trockenheit gehören hierher namentlich solche Neigungen wie die Freude am Tun, am Können, am Besserkönnen, an der Selbstdarstellung, die Freude an der Wahrnehmung, der Erinnerung und der Phantasie usw.; man könnte allgemein sagen: die Freude am Erleben und an der Funktion. Ihren konkreten Inhalt erhalten alle diese Triebe erst durch das besondere kulturelle Milieu. Für die Anfänge der Gesittung werden wir hierbei lediglich an die einfachsten Vorrichtungen zur Befriedigung der unmittelbaren körperlichen Bedürfnisse zu denken haben.

Überall, wo der äußere Anstoß vor der inneren Disposition stark bevorzugt wird, liegt die Neigung nahe, dem Zufall eine gewichtige Rolle im Kulturwandel zuzuschreiben. Mit den Anschauungen, die das tun, wollen wir uns an dieser Stelle auseinandersetzen. Zunächst bringen wir uns den Sinn des uns hier entgegentretenden Begriffs ausdrücklich zum Bewußtsein. Gemeint ist natürlich nicht ein Mangel an Kausalität schlechtweg, sondern nur das Fehlen eines organischen, innerlich begründeten Zusammenhanges zwischen dem äußern Anstoß und seiner Wirkung. Anders ausgedrückt: man denkt dabei an die Durchkreuzung der ursprünglichen Kausalreihe durch heterogene Einflüsse. Unter dieser ursprünglichen Kausalreihe ist in unserm Fall ein Entwicklungsprozeß gemeint, welcher von dem Zustand der Reife und des Bedürfnisses in der Gesamtheit zu der Neuerung hinüberführt. Unser Problem spitzt sich also auf die Frage zu: stehen die Initiativen führender Männer und die Aufnahme, welche sie finden,

oder im Fall der Entlehnung die Einflüsse fremder Völker in ursächlichem Zusammenhang mit der gesamten seelischen und kulturellen Verfassung der Gruppe oder nicht? Erweitern wir den Inhalt unseres Begriffes, so würden wir ferner zu fragen haben: ist das Bedürfnis oder die Reife selbst stets das organische Ergebnis des Gesamtzustandes der Gruppe, oder kann das eine oder andere Moment seinerseits durch fremdartige Einflüsse hervorgerufen werden? Diese zweite Frage werden wir jedoch erst später (Abschnitt 9) erörtern in Gestalt einer Diskussion des Problems der Irrationalität des geschichtlichen Lebens. Wir beschränken uns an dieser Stelle demgemäß auf die Behandlung der ersten Frage.

Bei ihr ist zunächst zwischen wesentlichen und unwesentlichen Kulturgütern zu unterscheiden[1]. Bei den letzteren nimmt der Zufall tatsächlich einen weiten Raum ein. Mit Recht hat Richard M. Meyer darauf hingewiesen, daß bei uns die zufällige Gewohnheit einer hohen Persönlichkeit ein neues Salutieren mit steifem Arm in weiten Kreisen eingebürgert hat[2]. Schwerlich hat er jedoch recht, wenn er daraufhin die Betrachtungen über den Ursprung der Grußformen überhaupt, welche diese aus allgemein verbreiteten Bedürfnissen und Seelenzuständen der Gesamtheit abzuleiten suchen, für hinfällig erklärt. Denn im einen Falle handelt es sich um eine tief eingewurzelte Sitte, im andern um eine oberflächliche Variation einer solchen. Insbesondere hat man die Bedeutung des Zufalls für gewisse Erscheinungen der Sprache öfters betont. So soll das Zäpfchen-R und dessen Substitutionslaute, wie sie in den meisten großen Städten, ja in ganzen Landschaften Deutschlands gesprochen werden, ursprünglich auf einer Nachahmung der französischen Aussprache beruhen, die den Charakter einer bloßen Modeerscheinung trug[3]. So war es ein Zufall, daß Ludwig XIV „la carosse“ sagte statt „le carosse“; aber infolge dieses Versprechens bedient sich noch heute ganz Frankreich der ersteren Form. Die Tragweite derartiger Erscheinungen wird man jedoch nicht überschätzen dürfen — ein Punkt, auf den wir alsbald zurückkommen werden.

Freilich kann der Umkreis der hier in Betracht kommenden

[1] Vgl. über diese Unterscheidung oben S. 113.

[2] Rich. M. Meyer, Kriterien der Aneignung (S.A. aus den Jahrbüchern f. d. klass. Altertum usw., Bd. XVII), S. 40.

[3] Bremer, Phonetik der deutschen Sprache, S. 14; Delbrück, Einleitung in das Sprachstudium, 3. Auflage, S. 126.

unwesentlichen Kulturgüter bei andern Völkern weiter reichen als bei uns. So erfahren wir, daß in einem kleinen Königreiche der Galla der Mais, der dort wie in den Nachbargebieten angebaut wurde, plötzlich verschwand, weil ein wunderlicher Kauz von einem König ihn zu säen verbot, da seine Kolben ihn an die Menschenhaare erinnerten, und er sich von ihnen in diesem Punkt nicht übertroffen sehen wollte [1]. Gegenüber andern Arten des Nahrungserwerbes wird man hier die Kultur des Maises als eine junge, wenig eingewurzelte Institution aufzufassen haben, deren Beseitigung die Volksseele nicht tiefer berührte.

Anders liegt der Sachverhalt bei den wesentlichen Kulturgütern. Die Existenz des Zufalls wird man auch hier nicht bestreiten, aber man wird seiner Herrschaft nur ein eng begrenztes Bereich zugestehen können. Für die Vorgänge der Kulturentlehnung haben wir schon oben darauf hingewiesen, wie wesentliche Kulturgüter auf diesem Wege nur dann erworben werden können, wenn die Bedingungen der Reife und des Bedürfnisses erfüllt sind. So konnte das Eisenbahnwesen von England wohl nach Westeuropa, aber nicht unter irgend einen Indianerstamm verpflanzt werden. Alle Fälle, in denen Europäer unter Stämme von Naturvölkern verschlagen wurden, sind für deren Geschichte bedeutungslos geblieben: ein derartiger Zufall hat, selbst wenn es sich um eine kleine Gruppe von Europäern handelte, niemals einen Stamm in seinem Niveau gehoben [2]. Eingehender müssen wir uns mit den Erscheinungen des endogenen Kulturwandels befassen. Wir unterscheiden hier im Hinblick auf die ungleiche Rolle, welche führende Individuen dabei spielen, zwischen dem Typus des unstetigen und

---

[1] Cecchi, Fünf Jahre in Ostafrika, S. 318.

[2] Allerdings hat man neuerdings wegen gewisser auffallender Übereinstimmungen die Vermutung geäußert, daß die Normannen europäisches Mythengut nach Amerika eingeführt haben. Aber es ist bezeichnend, daß es sich hier nur um eines der am leichtesten übertragbaren Kulturgüter handelt. Dasselbe gilt auch für die folgende Bemerkung Ratzels (Anthropogeographie II, 635): „Die Verbreitung der arabischen Tracht auf den Suluinseln kann nur durch einzelne Araber, durch einige Hadschis und von wenigen Punkten aus geschehen sein." — Eine wirkliche Ausnahme bilden die bekannten Ereignisse auf der Insel Pitcairn. (Vgl. Petermanns Mitteilungen 01. S. 225 f.) Nach der ersten von Mordtaten erfüllten Periode blieb auf ihr ein weißer Mann mit 9 farbigen Frauen und 19 halbblütigen Kindern übrig. Er brachte die englische Sprache und eine Art von christlicher Religion in der Kolonie zur Herrschaft. Das Entscheidende lag hier wohl in dem Umstand, daß er der einzige Mann war.

demjenigen des stetigen Kulturwandels. Wir beginnen mit dem ersteren, der den führenden Individuen einen größeren Spielraum gewährt. Zunächst erscheint das Auftreten solcher Persönlichkeiten in dem erforderlichen Zusammenhang als eine völlig unberechenbare Zufälligkeit. Eingeengt wird hier jedoch die Bedeutung des Zufalls durch die folgende Tatsache. Wir wissen heute, daß die große Persönlichkeit sich erst in lebendiger Wechselwirkung mit ihrer Aufgabe voll gestaltet. Personen, die einer solchen Entwicklung fähig sind, gibt es sicherlich in großer Anzahl. Daß solche sich mit Vorliebe den dominierenden Interessen ihrer Zeit zuwenden, ist natürlich kein Zufall, sondern ein Spezialfall der allgemeinen Abhängigkeit des einzelnen von seiner Umgebung. Daß freilich gerade an der erforderlichen Stelle eine geeignete geniale Natur auftritt, das wird um so mehr als ein Zufall erscheinen müssen, je schwieriger die zu lösende Aufgabe und je enger der Kreis ist, der für die Auswahl in Betracht kommt. In diesem Sinne muß man es gewiß als eine Zufälligkeit gelten lassen, daß ein Mitglied der englischen Aristokratie, Lady Montague, bei ihrem Aufenthalt in Konstantinopel zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts für die dort von den Griechen allgemein eingeführte Art der Schutzpockenimpfung sich besonders interessierte und für sie später in England Propaganda zu machen unternahm, wobei sie das Gewicht ihrer sozialen Stellung in die Wagschale werfen konnte. Die oben (S. 21) angeführten einschlägigen Tatsachen nötigen uns jedoch zu dem Schlusse, daß auch ohne das Auftreten dieser Frau die Impfung, wenn auch langsamer und später, ihren Weg nach Westeuropa gefunden hätte. In der Tat wird der Zufall hier meist nur die Geschwindigkeit des Verlaufes beeinflussen können. Anders freilich da, wo der Kreis der in Betracht kommenden Personen gering ist und der rasche Wechsel der Verhältnisse die Gelegenheit schnell schwinden läßt[1] — ein

[1] Georg von Below, Territorium und Stadt, S. 280: „Die Institutionen sind nicht bloß in ihrer detaillierten Form, sondern auch in ihrem Dasein überhaupt durch den Moment des Hervortretens bestimmt. In den politischen Bildungen wird regelmäßig die Situation eines Augenblicks festgehalten. Die Verhältnisse legen es nahe, der Verfassung die und die Gestalt zu geben. Indessen ... es kommt darauf an, wie die Persönlichkeiten die Situationen ausnutzen, und die Persönlichkeiten sind ganz verschieden."

Über die Bedeutung des Zufalls handelt Eduard Meyer, Zur Theorie und Methodik der Geschichte, 1902, S. 17 f., einseitig für das Gebiet des politischen Lebens, und R. M. Meyer (Über die Möglichkeit historischer Gesetze. Historische Vierteljahrsschrift, 1903, 2. Heft, S. 163 f.) gleichmäßig ab-

Typus, der auf dem politischen Gebiete dominiert und auf dem kulturellen, soweit es sich um die erste Bedingung handelt, sein Seitenstück da findet, wo die einschlägigen Verhältnisse besonders kompliziert sind[1].

Noch eingeschränkter erscheint die Rolle des Zufalls bei der bahnbrechenden Leistung der führenden Persönlichkeiten. Freilich pflegt die populäre Auffassung mit Vorliebe insbesondere bei Vorgängen des Erfindens und Entdeckens auf zufällige Begebenheiten hinzuweisen, die diese Leistungen verursacht hätten. Tatsächlich werden dabei jedoch die folgenden drei Punkte übersehen. Erstens besteht der angebliche Zufall bisweilen einfach in der Vorgeschichte der Neuerung; so etwa bei der Erfindung des Augenspiegels durch Helmholtz, der durch die Versuche Brückes, den Netzhauthintergrund des lebenden Auges zu beleuchten, zu dieser Leistung angeregt war. In Wirklichkeit handelte es sich hier natürlich lediglich um die Gültigkeit des Gesetzes der Stetigkeit. Zweitens wird in den übrigen Fällen in der Regel der bloße Anstoß mit der vollen Ursache verwechselt. Irgendwelche äußeren Beobachtungen und Eindrücke können tatsächlich, wo es sich um ernsthafte Dinge handelt, nur bei hinreichender Einstellung des Gesamtbewußtseins von Bedeutung werden — eine Tatsache, die uns oben (S. 96) bereits eingehend beschäftigt hat. „So findet Bradley, lebhaft mit der Aberration beschäftigt, deren Erklärung durch ein ganz unscheinbares Erlebnis beim Übersetzen der Themse. Wir dürfen also wohl fragen, ob der Zufall dem Forscher oder der Forscher dem Zufall zum Erfolg verhilft?"[2] Ähnlich konnte für Paulus die Vision des auferstandenen Jesus nur deswegen zu einer umwälzenden Kraft werden, weil sie auf einen wohl vorbereiteten Seelenzustand traf. Eine solche Einstellung ist also jedenfalls notwendig. Die Frage, ob sie auch hinreichend sei, wird man im allgemeinen

---

wägend zwischen politischen und kulturellen Verhältnissen. Treffende Bemerkungen auch bei Schäffle, Abriß der Soziologie, S. 41 f.

Bei Städtebildungen spielt der Zufall in diesem Sinne öfter eine Rolle. So bot die Stelle, an der Naumburg a. S. gegründet wurde, sehr günstige Bedingungen für eine Stadt; aber ohne die Initiative der Söhne des Markgrafen Erhard um das Jahr 1000 wären diese vielleicht noch lange ungenutzt geblieben. Otto Schlüter in der geographischen Zeitschrift, V, S. 74 ff.

[1] Hierhin gehören z. B. die großen Leistungen auf dem Gebiete der Finanzoperationen (Fugger) und die kostspieligen Neuerungen auf dem Gebiete der Industrie (Krupp) und der wissenschaftlichen Forschung.

[2] Mach, Populär-wissenschaftliche Vorlesungen, S. 289.

damit beantworten müssen, daß auch hier der Zufall nur aufschiebende Bedeutung besitzen kann: über kurz oder lang wird eben dem hinreichend Disponierten eine geeignete Gelegenheit entgegenkommen, wie das ja jeder in seinem eigenen Leben beobachten kann[1]. Freilich, je verwickelter die Verhältnisse, je unwahrscheinlicher also die Wiederkehr der gleichen Bedingungen, desto mehr ist dieser Satz wieder einzuschränken. So war es gewiß im eminenten Sinne ein Zufall, wenn Stephenson vor der bekannten Wettfahrt der Lokomotiven in Rainhill im Jahre 1829 eine hervorragende Ganggeschwindigkeit dadurch erzielte, daß er den ganzen Kessel seiner Maschine mit Röhren versehen ließ, welche das Feuer in sich enthielten. Denn kurz vorher hatte er eine derartige Verteilung von Feuer und Wasser, bei der aber beide Stoffe umgekehrt angeordnet waren, mit völligem Mißerfolg bei einer Lieferung nach Frankreich versucht. Zufällig kam ein Laie, der Sekretär Booth der beteiligten Gesellschaft, auf den Einfall, das Verhältnis zwischen Feuer und Wasser umzukehren; und nur nach langem Widerstreben ließ sich Stephenson, dem keinerlei sachliche Gründe dafür zu sprechen schienen, zur Annahme des Vorschlages bewegen. Bedenken wir aber die unermüdliche Ausdauer Stephensons und den Grad von Teilnahme, den seine Bestrebungen damals bereits zu finden begannen und der immer mehr andere Techniker in die gleiche Bahn locken mußte, so werden wir auch hier nicht glauben können, daß jener Zufall die Entwicklung des Eisenbahnwesens um mehr als eine kurze Spanne beschleunigt hat. — In unerlaubter Weise scheint uns anderseits z. B. Karl Groos an den Zufall zu appellieren mit seiner Vermutung über den Ursprung der Brettspiele. Danach seien diese aus Sandzeichnungen hervorgegangen, an denen man sich bei Kriegsberatungen die Verhältnisse klar machte, indem man durch Steinchen die einzelnen Truppenteile bezeichnete; bei den Erörterungen habe man diese dann hin und her geschoben[2]. Der Sprung von dieser Beschäftigung zu dem entwickelten Brettspiel ist doch ein zu gewaltiger, als daß eine Ableitung, welche auf seine Ausfüllung völlig verzichtet, für eine volle Erklärung gelten könnte. Zu der Aufdeckung des äußeren Anstoßes müßte hier der Nachweis der Disposition, sowohl

[1] Vgl. auch weiter unten die Erörterungen über führende Individuen S. 160.

[2] Karl Groos, Die Spiele des Menschen, S. 246.

der allgemeinen Reife wie des Bedürfnisses, hinzutreten. — Drittens braucht die große Leistung gar kein Finden und Entdecken in sich zu enthalten. Sie kann lediglich in der zähen Ausdauer bestehen, mit der ein an sich nicht mehr völlig neues Vorhaben konsequent verfolgt wird. So hat der Urheber der heutigen Schutzpockenimpfung, der englische Arzt Jenner, dieses Verfahren nicht als erster angewandt[1]. Sein Werk bestand vielmehr in der überaus sorgfältigen Untersuchung, welche er zwanzig Jahre lang über den Wert dieses Schutzmittels anstellte, ehe er selbst die erste Impfung vollzog. Auch diese Ausdauer ist eine notwendige Bedingung großer Leistungen; und oft ist sie auf kulturellem, viel seltener auf politischem Gebiet dafür zugleich auch hinreichend.

Von einem Zufall in einem gewissen freilich mehr uneigentlichen Sinne kann man hier allerdings vielfach insofern sprechen, als es sich dabei um das Zufallen der endgültigen Lösung an eine bestimmte Person handelt. Große Leistungen zumal im Gebiete der Wissenschaft und Technik stützen sich durchweg auf eine Menge von Vor- und Mitarbeitern. Sie gleichen darin einer Kette, bei der sich Glied an Glied reiht. Dem Glücklichen, den das Schicksal an ihr Ende gestellt hat, wird dann der volle Erfolg und die volle Anerkennung gleichsam in einer Art von Stellvertretung für alle Beteiligten zu teil. Typisch hierfür ist die Stellung, welche Fulton in der Geschichte des Ursprungs des Dampfschiffes einnimmt. Er war der erste, dem es gelang, zugleich ein technisch völlig befriedigendes Schiff zu bauen und dafür die Anerkennung des Publikums zu finden, während die erste Leistung für sich bereits mehreren seiner Vorgänger gelungen war. Der Gedanke liegt nahe, daß Fulton ohne die besondere Konstellation der äußeren Verhältnisse die Vorgeschichte des Dampfschiffes noch nicht abgeschlossen haben würde.

Endlich kann der Zufall auch bei der Rezeption einer Neuerung mitsprechen; aber auch dies ist im Bereiche des Kulturwandels überwiegend nur im Sinne einer Beeinflussung des Tempos der Fall. So hätte es die Entwicklung des Eisenbahnwesens wahrscheinlich beschleunigt, wenn Trevethick bei der ersten Vorführung seiner auf Schienen laufenden Lokomotive in London, als eine Gesellschaft sich bereits für seine Erfindung zu interessieren begann, sich nicht mit dem Besitzer des Ausstellungsgrundstückes überworfen und daraufhin seine Maschine eingepackt hätte, und wenn bei einem zweiten derartigen Versuch nicht die Schienen

---

[1] S. oben S. 22.

unter der schweren Belastung gebrochen wären. Um mehr als geringe Verschiebungen handelt es sich auch hier nicht. Scheinbar berichtet die Geschichte der Erfindungen von manchem Fall entgegengesetzter Art. Man muß dabei jedoch die Ausdauer beachten, mit der der Erfinder häufig ausgestattet ist, oft auch die Kraft der kapitalistischen Reklame. — Anders da, wo das Bedürfnis erst geweckt werden muß, wo für den Wert von Neuerungen also von Haus aus keine Empfänglichkeit vorhanden ist. So lagen die Verhältnisse bei der Vorgeschichte des Dampfschiffes, die sich deswegen über volle 100 Jahre, bis 1807, ausgedehnt hat: nach gesteigerter Schnelligkeit und nach Emanzipation von der Abhängigkeit vom Winde war damals kaum ein Bedürfnis vorhanden. Bei solcher Sachlage können zufällige Momente die Vollendung und Rezeption der Neuerung längere Zeit hinausschieben. Unter Umständen können dabei sogar vermöge eines Wandels der einschlägigen Verhältnisse die sachlichen Bedingungen für die Rezeption vorübergehen, ehe diese erfolgt ist.

Noch mehr ist bei dem Typus des stetigen Kulturwandels dem Zufall nur eine beschränkte Rolle zuzuerkennen. Wir betrachten unter diesem Gesichtspunkte kurz drei Gruppen von Erscheinungen. Die erste betrifft die Anfänge gewisser Kulturgüter. Es kommen hier solche Erklärungen in Betracht, welche den Anstoß gewisser Neuerungen in sogenannten „zufälligen“ Ereignissen erblicken. Es gehört hierher also die Hypothese, daß der Kahn sein Vorbild in hohlen Baumstämmen besessen habe, die man zufällig auf dem Wasser treiben sah; daß die Rassel- und Klapperinstrumente die Nachbildung gewisser Früchte waren, in deren beim Trocknen eingeschrumpfter Höhlung die Samenkörner beim Schütteln klappernd herumrollten; daß die Töpferei ihren Ausgangspunkt von Graskörben genommen habe, die man durch Bestreichen mit Lehm zu dichten versuchte, wobei der Überzug im Feuer zu einem festen Gefäß erhärtete[1]. Ferner gehören diejenigen Hypothesen hierher, welche auf die Spieltätigkeit zurückgreifen; so die, daß der Schallstock der Australier oder das Schwirrholz aus Gegenständen hervorgegangen seien, die man ursprünglich nur spielend handhabte; oder daß das Blasinstrument aus spielenden Versuchen mit dem Rohrschaft des Pfeiles entstanden sei, während die vibrierenden Zungen in den von Kindern spielend an den Mund gehaltenen Baumblättern oder Grashalmen ihr Vorbild besessen hätten[2]. Tat-

[1] S. oben S. 15.

[2] Groos, Die Spiele des Menschen, S. 54.

sächlich handelt es sich jedoch bei allen diesen Ursprüngen, wie wir bereits oben ausgeführt haben, nicht um einen einmaligen Vorgang sondern um eine lange dauernde allmähliche Entwicklung. Unendlich oft mußte der Lehmüberzug im Feuer erhärtet sein, ehe man — und auch das geschah jedenfalls nur unter der Wirkung starker und derber Antriebe — auf den Gedanken verfiel, dasjenige, was er bisher umhüllte, fortzulassen. Immer und immer wieder mußte dieselbe Wahrnehmung gemacht werden, ehe allmählich bei einer größeren Anzahl von Individuen die Verbesserung sich der Aufmerksamkeit aufdrängte, und ehe sie dann — was wiederum einen Schritt für sich bedeutet — auch das Handeln zu beeinflussen vermochte. Daß aber die mit den Handlungen des täglichen Lebens verflochtenen Wahrnehmungen allmählich in dieser Weise zur Geltung kamen, wird man ernsthaft doch nicht als einen Zufall bezeichnen wollen.

Zweitens haben wir hier diejenigen Erklärungen zu betrachten, welche Kulturwandlungen aus einmaligen Ereignissen ableiten wollen. Immer wieder versucht man in dieser Weise besonders Mythen zu erklären. So hat man noch neuerdings die Mythen von Göttern, welche zwei Köpfe oder ähnliche Abnormitäten besitzen, aus dem Anblick von Mißgeburten ableiten wollen; so will man andere Mythen als explanatorische in der Art erklären, daß sie durch den Fund von Riesenknochen ins Leben gerufen seien. Im allgemeinen wird freilich heute die Theorie des Euhemerismus einmütig abgelehnt. Man ist sich darüber klar, daß einmalige Ereignisse im allgemeinen viel zu flüchtig das Bewußtsein durcheilen, um dauernde Spuren in ihm zu hinterlassen; daß in manchen Fällen auch zu wenig Personen dabei beteiligt sind, als daß darauf zu rechnen wäre, daß sich unter ihnen eine von hinreichender Schöpferkraft befände; daß ferner eine kleine Gruppe von Menschen meist wenig Aussicht hat, für eine solche Neuerung bei einer größeren Menge Anklang zu finden, da es im allgemeinen an der Disposition hierfür und damit an der nötigen Resonanz fehlen würde. Diese Bedenken würden insbesondere auch für die eben erwähnte Ableitung von Mythen durch den Anblick von Mißgeburten gelten, da die letzteren viel zu singuläre und seltene Erscheinungen sind, als daß die Überwindung der eben angedeuteten Hemmnisse wahrscheinlich wäre. Anders könnte der Fall liegen bei dem zufälligen Fund von Riesenknochen, da es möglich ist, daß ein solches Ereignis ein gewaltiges Aufsehen erregt und seine Wirkung sich dadurch über weitere Kreise ausbreitet.

Drittens kommen hier gewisse Erscheinungen der Sprache in Betracht[1]. So hat man besonders im Bereich des Lautwandels dem Zufall öfter eine größere Rolle zuschreiben wollen. Neuerdings hat Uhl denselben Versuch für die Schöpfung von Wörtern unternommen. Ein Urmensch sitzt z. B. auf der Erde und hat ein Stück Holz in der Hand; dann läuft ein Tier vorbei, welches einen Laut von sich gibt; nach diesem wird das Holz benannt[2]. Auch hier ist offenbar der Vorgang der Wortschöpfung als ein einmaliger, nicht als ein länger andauernder Zustand gedacht worden. Tatsächlich können wir bei uns selbst beobachten, wie erst das Bedürfnis nach einer neuen Bezeichnung diese allmählich entstehen läßt. Auch die Geschichte einzelner Wörter zeigt dasselbe. So hat Leibniz das Wort „prästabilierte Harmonie" erst etwa fünf Jahre, das Wort „Monade" erst etwa zehn Jahre nach der Sache gefunden. So ist das Wort „nervös" wahrscheinlich erst 1858 von Solitaire in die Literatur eingeführt: „So lange hatte man nach einem Namen für krankhaft erregte Dispositionen gesucht"[3]. Das Interesse muß sich also dem Täufling bereits vielfach zugewandt haben. Alsdann ist der letztere aber auch bereits zu manchen andern Vorstellungen in Beziehung getreten; es haben sich etwelche Assoziationen gebildet, von denen dann bei dem ersten wirklichen Akte der Benennung die eine oder die andere sich wahrscheinlich als mächtiger erweisen würde denn ein solches zufälliges Ereignis. Jedenfalls würde ein derartiges Überwinden sich geltend machen bei dem an den fraglichen Zufall sich anschließenden Vorgang der Rezeption: Anklang zu finden würde die neue Benennung nur bei denjenigen einige Aussicht haben, welche das zufällige Ereignis mit erlebt haben, darüber hinaus würde es wieder an der erforderlichen Resonanz fehlen. Hat doch sogar Goethe das Wort „Übermensch", das er selbst übrigens nur zweimal gebraucht hat, nicht einzubürgern vermocht, obwohl der damit bezeichnete Inhalt seine und die nachfolgende Zeit, wie die

[1] Die Beispiele der folgenden Erörterung greifen zum Teil wieder auf den Typus des unstetigen Kulturwandels zurück. Denn bei einigen der Neuerungen ist die Rolle des führenden Individuums so bedeutsam, der Gehalt der Leistung so groß, daß sie diesem Typus zugerechnet werden müssen. In der Terminologie Wundts (Völkerpsychologie I, 2, S. 429) handelt es sich dabei um einen singulären statt um einen regulären Bedeutungswandel.

[2] Uhl, Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache, S. 44f.

[3] Ludwig Stein, Leibniz und Spinoza, S. 196. Richard M. Meyer, Vierhundert Schlagworte, S. 67 (mit Belegen dafür, wie entwickelt die dem Worte „nervös" entsprechende Vorstellung schon über ein halbes Jahrhundert war).

häufige Verwendung von Synonymen zeigt, lebhaft genug beschäftigte. Vielleicht lag der Grund für die Ablehnung in einer Gefühlswirkung, die von dem Worte ausgeht, sofern es den Menschen in die Nähe der Götter zu rücken scheint. Erst Nietzsche hat bekanntlich den Bann gebrochen: indem er in den Inhalt des Wortes das neue Moment der grenzenlosen Isoliertheit aufnahm, das sich in der französischen Literatur in dem Sinn der entsprechenden Ausdrücke bereits eingebürgert hatte, gelang es ihm, einen hinreichenden Wiederhall beim Publikum zu finden[1]. Erregt nun aber der fragliche Gegenstand, um auf die Uhlsche Hypothese zurückzukommen, ein solches Interesse, daß überhaupt Benennungen entstehen, so würden alsbald auch solche von einzelnen Personen unternommen werden, bei denen eine der vorher erwähnten Assoziationen zur Geltung kommt, und diese würden vermöge ihrer viel stärkeren Resonanz jenen hypothetischen Vorstoß alsbald aus dem Felde schlagen[2].

Nur unter besondern Bedingungen würde ausnahmsweise ein derartiger Zufall sich wirklich durchsetzen können. Angenommen, in einer Anzahl enger Kreise sei eine Reihe derartiger rein zufälliger Benennungen für dasselbe Objekt entstanden und diese träten nun miteinander in Wettbewerb; dann würde möglicherweise eine Form die übrigen zu besiegen vermögen. Die Voraussetzungen dieser Konstruktion sind jedoch im allgemeinen sehr wenig wahrscheinlich[3]. Eine Ausnahme würde nur der Fall bilden, daß plötzlich etwas Neues und Singuläres in den Interessenkreis einer

---

[1] Richard M. Meyer, Vierhundert Schlagworte, S. 18f.

[2] Selbst im Bereich unserer Mode — also bei einem der unwesentlichen Kulturgüter — waltet der Zufall nicht unbeschränkt. Unsere Toilettenmoden werden bekanntlich alljährlich in wenigen engen Kreisen geschaffen. Aber auch hier sind durchweg eine Mehrheit von Personen in relativer Unabhängigkeit voneinander beteiligt, und das Publikum übt ihnen gegenüber die Tätigkeit der Auslese. Der einzelne kann sich also im allgemeinen nur durchsetzen, wenn sein Gedanke dem „Zeitgeist“ konform ist. Vergl. über den Sachverhalt weiter unten S. 152.

[3] In primitiven Kulturverhältnissen ist die Wahrscheinlichkeit dafür freilich größer als bei uns. Denn die Gruppeneinheit, welche als Träger der Kultur funktioniert, besitzt dort eine viel geringere Kopfzahl. Und damit steigt naturgemäß der Einfluß einzelner Personen und die Bedeutung relativ zufälliger Bewußtseinsvorgänge in ihnen. Die Aussicht auf eine weitere Verbreitung derartiger verhältnismäßig zufälliger Neuerungen ist aber gering, und wo eine solche nicht stattfindet, verschwinden sie meist bald wieder. Diese Tatsachen sind näher erörtert weiter unten S. 171 f.

Gemeinschaft tritt, das sofort aus äußeren oder inneren Gründen nach einer Benennung verlangt. Einigermaßen wenigstens entspricht dem der bekannte Fall der Namensänderung aus abergläubischen Beweggründen, wie sie Todesfälle bei den Naturvölkern häufig veranlassen. Hauptsächlich hierauf bezieht sich wohl die folgende Äußerung über die Sprache der Tasmanier, die der Uhlschen Zufallstheorie einigermaßen nahe zu kommen scheint[1]: „rude and savage people often adopt the most arbitrary and unmeaning sounds through caprice or accident, to represent ideas in place of words previously in use [und aus Aberglauben abgeschafft]; a source of mutilation, as respects the various dialects spoken amongst the aborigines.“ Freilich ist diese Formulierung noch so dehnbar, daß wir ihren Sinn nicht mit völliger Sicherheit scharf präzisieren können. Als ein besonders lehrreiches Beispiel möge hier noch die Schöpfung des Wortes *Gas* von Baptista van Helmolt erwähnt sein. Er hat das Wort mit vollem Bewußtsein willkürlich geschaffen. Glücklicherweise sind wir aber durch seine eigenen Mitteilungen darüber unterrichtet, daß es sich keineswegs um einen bloßen Zufall handelt. Nach seiner Erklärung war er nämlich beeinflußt von dem Worte *chaos* und von dem Worte *blas*, das er sich von dem Zeitworte *blasen* gebildet hatte. Es bestimmten ihn also, wie man sieht, Assoziationen gleichzeitig von lautlicher und von sachlicher Natur. Außerdem hatte wohl das Wort *Geist* mitgewirkt[2].

Auch für den Vorgang des Lautwandels erscheint die Bedeutung des Zufalls durch die folgende Erwägung als fast aufgehoben. Ein einzelner kann freilich aus bloßem Zufall auf

[1] Angeführt bei Ling Roth, the aborigines of Tasmania S. 177. Auf die Kleinheit der in Betracht kommenden Gruppen wird dabei wiederholt hingewiesen.

[2] Wundt, Völkerpsychologie Bd. I, 2 S. 568. Auch auf die Mitteilungen Max Webers im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. XX S. 38 ff über die Schöpfung des Wortes *Beruf* durch Luther kurz hinzuweisen sei uns hier noch gestattet. Das Zusammenwirken von Reife, Bedürfnis und Initiative ist hier besonders klar. Das Bedürfnis erwuchs aus Luthers Auffassung von der Bedeutung der weltlichen Berufstätigkeit. Einerseits lehnte die augsburgische Konfession die Bedeutung der frommen Werke und damit die Askese in Gestalt der außerweltlichen Frömmigkeit ab; anderseits betonte das Luthertum aus politischen Gründen gegenüber den revolutionären Tendenzen die Heiligkeit der von Gott gestifteten bürgerlichen Ordnung und die Verpflichtung des einzelnen sich bei seinem einmal gegebenen Stande zu bescheiden. Den lautlichen Stoff für seine Schöpfung fand Luther in der Verwendung des Wortes *Ruf*, welches damals im heutigen Sinne und speziell für die Berufung ins geistliche Amt (Vokation) geläufig war. Den äußeren

irgendwelche Wandlung in der Artikulation verfallen;[1] er kann dabei auch unter Umständen ein Gefolge finden, falls er eine gewisse Autorität besitzt, denn eine solche ist oft mit unbewußter Nachahmung verknüpft. Aber dieser Vorgang, für den insbesondere die nachwachsende Generation nach den Theorien der Sprachwissenschaft in Betracht kommt, wird sich durchweg auf den engen Kreis beschränken, in dem sich jenes persönliche Übergewicht zur Geltung zu bringen vermag. Darüber hinaus würde es wieder an einem Resonanzboden fehlen. Denkt man an eine Anzahl gleichzeitiger derartiger Wandlungen, so würden diese bei verschiedenem Inhalt durch Interferenz sich gegenseitig zerstören; nur unter ganz besonderen Umständen wäre hier eine Ausnahme möglich. Ist aber der Inhalt der Wandlung derselbe, so besteht eine Entwicklungsrichtung, die das Walten des Zufalls ausschließt[2]. —

Wir wenden uns nun im folgenden dazu, von den hier für den

Anstoß aber lieferte die Bibelübersetzung, und zwar zunächst durch solche Stellen, in denen von der *κλῆσις* im Sinne der Berufung zum ewigen Heile durch Gott die Rede war. Eine Brücke für die neue Bedeutung bot dann die Stelle 1. Kor. 7, 20, in der ausnahmsweise dasselbe Wort *κλῆσις* im Sinne von Stand (status) gebraucht wird. Die eigentliche Schöpfung vollzog sich erst an der Stelle Jesus Sirach 11, 20. Hier übersetzte Luther nach 1530: „Bleibe in deinem Beruf," während vorher an dieser und ähnlichen Stellen die Ausdrücke Geschäft oder Werk gebraucht waren.

Ein persönliches Erlebnis sei dem Verfasser hier noch gestattet anzuführen. Es betrifft den Ausdruck *snob*. In meiner Studentenzeit in der Muße der Ferien in einem kleinen Städtchen hatte ich das Wort durch das bekannte Büchlein Thackerays kennen gelernt, das ich zufällig einer Leihbibliothek entnahm. Obwohl die in dem Buch bekundete Gesinnung der meinigen durchaus entsprach, machten das Büchlein und das Wort doch wenig Eindruck auf mich, weil meine Umgebung mir keinerlei Gelegenheit zur Anwendung des Begriffes bot. Ich glaube sicher zu sein, daß das Wort dann mindestens zehn Jahre bei mir völlig geruht hat. Auch die folgenden acht Jahre habe ich es höchstens sehr vereinzelt gelesen oder gehört oder selbst angewendet. Als mir dann Verhältnisse näher traten, die mir in einer gewissen Beziehung die Anwendung des Begriffes nahelegten, stand mir das Wort plötzlich wie etwas Selbstverständliches und Geläufiges zur Verfügung. Also: lange Latenz und späte Wirksamkeit auf Grund ursprünglicher Disposition.

[1] Die Beliebtheit des näselnden und schnarrenden Offizierstones ist selbst freilich eine Modeerscheinung, aber diese Art der Artikulation ist in ihrem ursprünglichen Milieu aus einem praktischen Bedürfnis erwachsen.

[2] In einem weitern Sinn kann man unter dem Walten des Zufalls in Geschichte und Kultur die Tatsache der Irrationalität des historischen Lebens überhaupt und speziell die für sie eine so wichtige Rolle spielende Erscheinung der Verschiebung der Beweggründe verstehen. Vergl. hierüber weiter unten Abschnitt 9; ebendort über den Zufall als Bedürfniswecker.

Kulturwandel als erforderlich festgestellten drei Momenten der Reife, des Bedürfnisses und der Initiative führender Personen die beiden letzten der Reihe nach einzeln zu betrachten.

5. Das Bedürfnis.

Der Begriff des Bedürfnisses ist im folgenden im weitesten Sinne gefaßt. Wir verstehen darunter jedes Verlangen innerhalb der Gesamtheit, das hinreichend stark ist — obschon es dabei unbewußt bleiben kann —, um eine gewisse Empfänglichkeit für die Initiative führender Personen oder das Vorbild andrer Völker zu erwecken. Von der Beschaffenheit dieser Bedürfnisse soll jetzt die Rede sein. Wieder beschränken wir uns auf das Bereich der wesentlichen Kulturgüter. Wir unterscheiden zunächst zwei Arten von Motiven, nämlich niedere und höhere oder triviale und ideale. Mit den letzteren möge begonnen werden.

Ihre Wirksamkeit ist eingeengt auf das Bereich höherer Kulturen. Wir haben hier zu fragen: wie weit bilden ideale Motive die notwendige und die hinreichende Triebkraft für Massenbewegungen von kulturwandelnder Kraft? Bei ihrer Beantwortung müssen wir unterscheiden zwischen den führenden Individuen und der rezipierenden Gruppe. Bei den ersteren können die in Frage stehenden Beweggründe allein wirksam sein, sie brauchen es jedoch nicht. Bei der Gruppe können sie nur in Verbindung mit gröberen Motiven Bedeutung erlangen, sie brauchen jedoch auch in dieser Form nicht aufzutreten. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß einzelne Personen innerhalb der Masse sich nach Art der führenden verhalten. Bei den führenden Individuen sind demgemäß drei Fälle möglich: alleinige Wirksamkeit idealer Antriebe, Verbindung derselben mit niederen, endlich alleinige Existenz der letzteren. Immer gilt dabei die Voraussetzung, daß das Auftreten solcher Beweggründe für das Bewußtsein keine zu große Leistung bedeuten darf — in dem Sinne, daß das Prinzip der Stetigkeit dabei nicht verletzt wird. So können wir im Bereich unseres höheren Schulwesens denjenigen Beweggründen, welche von den Anhängern der klassischen Bildung als die treibenden Kräfte für deren Pflege hingestellt werden, nicht einmal Stärke genug zutrauen, allein diese Form des Schulbetriebes aufrecht zu erhalten, geschweige denn die Fähigkeit, sie auch nur in Verbindung mit andern ins Leben gerufen zu haben. Denn der Zweck der geistigen Gymnastik ist zu abstrakter, der-

jenige einer allseitig humanen Bildung nach antikem Vorbild zu idealer Natur, als daß solche Motive anders als auf dem Wege des Emporrankens an gröberen Beweggründen sich hätten entwickeln können. Ähnlich muß es dem Psychologen von vornherein als unmöglich erscheinen, daß das Ideal der Sophrosyne bei den Griechen rein spontan als bloßer Ausfluß einer inneren, auf das Höchste gerichteten Entwicklungstendenz in der Kunst und Philosophie entstanden sei. Wir wissen ja auch heute, wie hart der Druck der Unvernunft und Leidenschaft in der hellenischen Kultur auf dem Gemüte aller Edleren lastete, wie sehr hier Nietzsches tieftrauriges Wort gilt: „Unsere Ideale sind die Augen, mit denen wir unsere Mängel anschauen". — Bei der Gruppe als Ganzem müssen gröbere Motive mindestens mitsprechen. So hat an unsrer sozialen Schutzgesetzgebung die Furcht vor drohenden Ausbrüchen der Unzufriedenheit ihren starken Anteil neben den idealen Antrieben, die bei den Gesetzgebern und weiten Kreisen der besitzlosen Intelligenz wirksam waren. So ist auch die Abschaffung des britischen Sklavenhandels nicht allein humanen Regungen entsprungen, obschon die auf ihn gerichtete Bewegung in den allgemeinen Humanitätsbestrebungen des achtzehnten Jahrhunderts eine starke Wurzel besaß; tatsächlich wurde die Frage seiner Beseitigung nicht ohne Grund von Staatsmännern als eine solche des politischen Interesses bezeichnet. Denn infolge veränderter Konstellationen brachte der Sklavenhandel zuletzt fremden Staaten mehr Vorteile als England und diesem überwiegende Nachteile[1]. Besonders in Betracht kommen natürlich die Interessen der dominierenden Teilgruppen, d. h. derjenigen Schichten, welche auf das öffentliche Leben starken Einfluß haben. Die Frage, ob für ihre Teilnahme an einer Bewegung ein positiver Antrieb in Gestalt der Aussicht auf einen Gewinn oder die Beseitigung eines Übelstandes erforderlich ist, oder ob auch schon der negative Umstand eines Mangels an Nachteil genügt, möge hier nur aufgeworfen, aber nicht beantwortet werden. Selbst wenn der letztere Fall vorkommt, so fehlt es doch auch bei ihm nicht an der Wirkung gröberer Triebkräfte innerhalb der Masse, nur daß diese hier eine relativ feinere Form annehmen. Wir meinen diejenigen Interessen derberer Natur, die auch mit der höheren Berufstätigkeit insbesondere mit der Publizistik, der Beamtentätigkeit und dem Vereinswesen

[1] Franz Hochstetter, Die wirtschaftlich-politischen Motive für die Abschaffung des britischen Sklavenhandels (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, Band 26, Heft 1).

verbunden sind — Interessen, die sich auf wirtschaftliche oder soziale Vorteile, auf die Befriedigung der Eitelkeit oder auf ähnliche Regungen des Selbstgefühls beziehen. Für die Wandlungen im geistigen Leben, für die Änderungen des Stiles in der Kunst, der Philosophie oder der Religion kommen diese Art von Massenmotiven offenbar durchweg in Betracht.

Eine besondere Stellung nehmen solche Teilgruppen ein, die bei dem Wandel praktisch nicht interessiert sind. Ihre Wirksamkeit dabei subsumiert sich unter den allgemeinen Gesichtspunkt, daß die sittlichen Werte ihre volle Lebenskraft nur in dem Zuschauer besitzen, während ihre Wirksamkeit in dem Handelnden häufig durch andere Triebkräfte zurückgedrängt oder völlig unterdrückt wird. Die Rolle des Zuschauers spielt im allgemeinen die Gesamtheit überhaupt gegenüber denjenigen einzelnen, an welche die Forderung einer sittlichen Leistung herantritt. Hier handelt es sich statt dessen, wie gesagt, um Teilgruppen, die von einer Neuerung praktisch nicht berührt werden, so etwa in dem vorhin erwähnten Beispiel der sozialen Schutzgesetzgebung um die Kreise der besitzlosen Intelligenz. Eine ähnliche Rolle können auch in der äußern Politik fremde Völker spielen. Man denke z. B. an die Begeisterung, welche die griechische Freiheitsbewegung im westlichen Europa erregte. In diesem Beispiel erscheint übrigens das Verhältnis zwischen Individuum und Gruppe umgekehrt: die Masse war von idealen Antrieben erfüllt, während die Staatsmänner lediglich aus Nützlichkeitsgründen sich schließlich zu einer günstigen Stellungnahme entschlossen[1]. Hier können die rein idealen Beweggründe eine relativ starke Bedeutung gewinnen. Daß sie nicht zur ausschließlichen Geltung gelangen, verhindert der eben angedeutete Mechanismus der mit derartigen Vorgängen durchweg sich verbindenden gröberen Interessen von beruflicher oder berufsähnlicher Natur, die sich im politischen Leben und in vereinsmäßigen Organisationen der rein gesellschaftlichen Bestrebungen überall zur Geltung bringen. Im ganzen ist die Existenz derartiger Teilgruppen für eine höher entwickelte Gesellschaft außerordentlich wichtig; und einer der größten Vorzüge der Neuzeit vor dem klassischen Altertum liegt auf diesem Gebiete. Übrigens ist das Mitwirken idealer Motive auch bei den praktisch interessierten Teilgruppen nicht ausgeschlossen. Insbesondere werden sich solche

[1] Betont von Max Lenz, Die großen Mächte, S. 96.

Beweggründe da, wo es sich gleichzeitig um einen praktischen Gewinn handelt, in gewissem Grade zur Geltung bringen entsprechend dem allgemeinen Satze, daß der Mensch eine Gelegenheit, sich von der guten Seite zu zeigen, in der Regel ziemlich willig ergreift, wenn sich damit ein Vorteil für ihn verbindet.

Zusammenfassend können wir von einem Gegensatz zwischen primärem und sekundärem Idealismus bei den Beweggründen eines Wandels der höheren Kulturgüter sprechen. Der primäre, d. h. der reine Idealismus kann nur in einzelnen sowohl führenden wie geführten Individuen wirksam sein. Die Gruppe als Ganzes kann nur einem sekundären Idealismus huldigen, d. h. einem solchen, der mit gröberen Antrieben amalgamiert ist[1].

Eine nähere Betrachtung wird auf diesem Gebiet zwischen verschiedenen Typen und Fällen unterscheiden müssen. Insbesondere tritt uns hier ein Gegensatz zwischen einer Gruppe von mehr idealen und einer solchen von mehr praktischen Kulturgütern entgegen. Sie zeigen hinsichtlich der Frage, die uns hier beschäftigt, zwei wesentliche Differenzen. Die erste bezieht sich auf den Grad der Leichtigkeit, mit welcher sich Reformen durchsetzen. Auf dem Gebiete der militärischen Leistungen geschieht das in einem ganz andern Tempo als da, wo es sich um Rechtsfragen, um das Schulwesen, um die Hygiene etwa in Gestalt der Bekämpfung des Alkohols oder der Entartung der Rasse handelt. Der Grund für diese Abstufung liegt auf der Hand: je idealer ein Kulturgut ist, desto weniger appelliert es an gröbere Motive, desto schwerer gewinnt es also für seine Bedürfnisse das erforderliche Interesse. Gerade bei den auf diese idealen Kulturgüter gerichteten Reformbewegungen unserer Zeit kann man übrigens besonders deutlich den Einfluß der vorher angedeuteten robusteren Motive von beruflicher und berufsähnlicher Art beobachten. Der zweite Unterschied bezieht sich auf den Grad von Resonanz, welchen die von den führenden Individuen ausgehenden Neuerungen finden. Vollkommen ist diese überhaupt nur im Gebiete der mehr praktischen Kulturgüter. Die Durchführung der Reformen von tech-

[1] Der Satz ist bereits ausführlich erörtert vom Verfasser in seinem Buch: Natur- und Kulturvölker, S. 397 flg. Vgl. auch Arvid Grotenfelt, Geschichtliche Wertmaßstäbe in der Geschichtsphilosophie bei Historikern und im Volksbewußtsein. S. 140—150. Grotenfelt verweist dabei auf die eben zitierte von dieser Auffassung beherrschte Schrift von Lenz: Die großen Mächte.

nischer, wirtschaftlicher und militärischer Natur hängt so stark mit trivialeren Interessen zusammen, daß ihr Geist auch von der Gesamtheit richtig erfaßt zu werden vermag. Anders bei den idealen Kulturgütern nach Art der Kunst, der Wissenschaft, der Religion und der humanen Bestrebungen. Hier sind die führenden Geister von einem Schwung ergriffen und auf eine Höhe gestellt, die die Vereinsamung notwendig mit sich bringt: der Geist, der sie beseelt, kann nicht auf die Masse herabsteigen. Die Rezeption ihrer Reformen bedeutet zugleich in echt tragischer Weise ein Sterben des Besten an ihnen. Man hat z. B. die Frage aufgeworfen, ob im Urchristentum die Taufe in der rein geistigen Auffassung eines Trägers der innern Wiedergeburt, wie sie Paulus an manchen Stellen vertritt, von der gesamten Gemeinde rezipiert sei, oder ob diese überwiegend jener gröberen in den übrigen Religionsgemeinschaften damals allgemein verbreiteten Auffassung gehuldigt habe, die in der Taufe ein magisches Mittel erblickte, welches auf sinnlich-übersinnlichem Wege streng unpersönlich das Heil übermittelte. Für den Soziologen kann es nicht zweifelhaft sein, welche Theorie recht hat.

Wir wenden uns jetzt den trivialen Bedürfnissen zu und steigen damit hinab in die Sphäre des Nützlichen und Angenehmen, der wirtschaftlichen und überhaupt der materiellen Bedürfnisse, sowie der Macht und Eitelkeit. Vor allem ist hier wieder der Grundgedanke unserer ganzen Untersuchung zu betonen: der Mangel an Spontaneität. Als völlig verfehlt muß uns die Annahme einer spezifischen Tendenz zum Fortschritt erscheinen, mit welcher die ältere Nationalökonomie die kulturelle Überlegenheit gewisser Völker über alle übrigen erklären zu können meinte; oder die Ableitung aller Fortschritte aus der Wirksamkeit eines allgemeinen Tätigkeitstriebes: ein solcher ist gewiß vorhanden, aber er führt lediglich im Kreise herum und nicht vorwärts. Eine neu entstehende Möglichkeit, sich bisher unbekannte Kulturgüter wirtschaftlicher und anderer Art zu verschaffen, wird, wie schon oben (S. 126) betont, durchaus nicht immer ausgenutzt; im Gegenteil es tritt das nur unter besondern Umständen ein. Wegen seiner Wichtigkeit wollen wir diesen Sachverhalt hier nochmals erörtern, indem wir ihn für das besondere Bereich der wirtschaftlichen Interessen etwas ausführlicher klarlegen. Daß der Mensch die letzteren überall unter Verwertung aller Gelegenheiten rational verfolge, wäre eine völlig falsche Annahme. Tatsächlich treten einem solchen

Verhalten vier Hemmnisse entgegen, zwei von positivem und zwei von negativem Charakter. Zunächst wirkt die Religion vielfach hemmend. Welche Menge von wirtschaftlichen Werten allein der Totenkult bei den meisten Naturvölkern fortgesetzt verschlingt, hat einmal Schurtz sehr schön beleuchtet[1]. Er schädigt dabei nicht nur direkt, sondern stumpft auch den wirtschaftlichen Sinn ab. Ebenso nachteilig ist die religiöse Sanktionierung des Bestehenden, die leicht dem andringenden Neuen gegenüber zur Rückständigkeit führt. Auch hierbei bewährt sich freilich der Satz, daß die religiösen Vorstellungen und Gebote lediglich dasjenige wiederspiegeln, was sich in der menschlichen Sphäre ereignet: die religiösen Hemmungen bedeuten nur eine Projektion derjenigen, welche schon aus rein sozialen Beweggründen, aus der Rücksicht auf die öffentliche Meinung, aus den Antrieben des Ehrgeizes und der Eitelkeit so oft hervorgehen. Wie unwirtschaftlich sind nicht häufig diejenigen Sitten, die den Charakter von Repräsentationspflichten tragen, und die bei manchen Stämmen den Häuptling zu Bewirtungen nötigen, bei denen er seinen ganzen Besitz einbüßen kann[2]. So sehen wir noch heute in Littauen den bäuerlichen Altsitzer, auch den ärmsten, zu seinem eigenen Nachteil und dem seiner Erben ein Pferd sich vorbehalten aus keinem andern Grunde, als weil ein echter Littauer zum Markttag nicht geht, sondern fährt. So unterläßt es in den östlichen preußischen Provinzen der Bauer, seine Kühe, wie es in Mitteldeutschland geschieht und wie es für ihn wirtschaftlich vielfach vorteilhafter wäre, als Gespann zu gebrauchen, weil dieses gegen seine Ehre geht[3]. In demselben Sinne kann auch die einfache Bequemlichkeit wirken. So kauft im östlichen Norddeutschland heute der Gutsbesitzer oft seine Bauern aus nicht wegen eines wirtschaftlichen Gewinnes, sondern lediglich weil er sich dadurch geringfügige Unbequemlichkeiten erspart, die ihm ein nahegelegenes Bauerngut verursacht, trotzdem sich diese sehr gut auch auf andere Art beseitigen ließen[3]. Aber auch wo diese Hemmungen fehlen, wird ihre Wirksamkeit vielfach ersetzt durch diejenige der bloßen Indolenz, d. h. der Gleichgültigkeit gegen die Möglichkeit der wirtschaftlichen Verbesserung und der Unfähigkeit, sie selbst bei äußerer Anregung auszunützen. Man denke z. B. an die Nicht-

---

[1] Zeitschrift für Sozialwissenschaft, I, 41—52.
[2] Schurtz, Entstehungsgeschichte des Geldes. S. 53.
[3] von Below, Territorium und Stadt. S. 27. 28.

benutzung moderner landwirtschaftlicher Maschinen oder die Abneigung des kleinen Bauern gegen rationelle Stallfütterung.

Tatsächlich stellen sich neue Bedürfnisse nur unter ganz besonderen Bedingungen ein. Immer geht der entscheidende Antrieb wohl von etwas Neuem, von irgend welchen Veränderungen aus, da gegen das, was länger besteht, die Macht der Gewohnheit bekanntlich abstumpft. Der Satz der Chemie, daß die Reaktion nur in statu nascendi erfolge, gilt auch hier. Vorzüglich sind hierbei drei Typen weit verbreitet. Der erste wird vertreten durch solche Fälle, in denen sich ein Übel mit einem gewissen Nachdruck bemerklich macht. Dies ist in gewissem Sinne der rationalste und gradlinigste Weg der Neuerung, sofern das Bedürfnis hier organisch aus sich selbst heraus die Mittel zu seiner Befriedigung erzeugt. So wurde für die englische Industrie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts angesichts des mit ihr verknüpften regen Güterverkehrs der Mangel an guten Wegen peinlich fühlbar; die Folge war die Schaffung bequemer Land- und Wasserstraßen. Denselben Druck übte einige Zeit später alsdann das langsame Tempo der Verkehrsmittel aus; und hieraus ging schließlich das Eisenbahnwesen hervor. Finden wir ferner bei den meisten Naturvölkern Vorkehrungen gegen einen übermäßigen Nachwuchs insbesondere in Gestalt von Abortion und Kindesmord, so werden wir als ursprünglichstes Motiv dafür nicht etwa die Rücksicht auf ein zu starkes Anwachsen der Bevölkerung oder diejenige auf Beeinträchtigung der weiblichen Schönheit annehmen, da beide Beweggründe hierfür nicht genügend naheliegender Art sind, sondern als solches lediglich die große Mühe der Aufzucht und die starke Belastung der Frauen durch sie bei primitiven Verhältnissen gelten lassen. Wie vorhin gesagt wird ein solcher hinreichender Druck nur da entstehen, wo ein Übel noch neu ist. In diesem Sinne kann ein Wechsel der Umwelt wirken, wenn dabei die bisherigen günstigen Bedingungen durch ungünstige ersetzt werden. In dieser Art ist der eigentümliche Kulturbesitz zu erklären, den die Morioris, die Eingeborenen der im Osten Neu-Seelands gelegenen Chattaminseln, besaßen. Vor ihrer Auswanderung aus Neu-Seeland hatten sie mit den Maoris die gleiche Kultur. Da aber die neue Heimat kein Holz für Boote lieferte, so verfiel man darauf, Flöße aus Büscheln von Phormiumstengeln und Seetang zu bauen, und an die Stelle der Flaschenkürbisse, die nicht auf den Inseln wuchsen, traten als Wassergefäße zusammengedrehte Phormiumblätter. Der Feldbau, der bisher einen großen

Teil ihres Lebensunterhaltes geliefert hatte, war auf den Chatteminseln nicht möglich; nach vergeblichen Versuchen Yams zu pflanzen, ging man dazu über, sich hauptsächlich von Fischen zu ernähren[1]. Hierher gehört auch der Typus, bei dem ein einzelnes besonders eklatantes Ereignis das Niveau eines schon vorhandenen Bedürfnisses plötzlich bis zur erforderlichen Höhe anschwellen läßt. In diesem Sinn redet ein bekanntes Wort von dem Brunnen, der erst geschlossen wird, nachdem das Kind hineingefallen ist. Handelt es sich hierbei um Vorgänge, die sich mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit vollziehen, so tritt uns in andern Fällen das Walten des Zufalls in Gestalt eines völlig singulären und unberechenbaren Geschehnisses entgegen. Ein solches war z. B. (freilich gehört dieses Phänomen nicht in die Kategorie der Übel) die merkwürdige Entwicklung Karl Wittes, die höchstwahrscheinlich das Wort „Wunderkind" in allgemeinen Gebrauch gebracht hat[2]. An die Stelle der objektiven kann auch die subjektive Neuheit treten. So empfing die revolutionäre Bewegung in Rußland ihren ersten Anstoß durch die Eindrücke, welche Soldaten und Offiziere im Kriege gegen Napoleon in Westeuropa erhalten hatten; und ähnlich verstärkend wirkten auf sie später die Kämpfe der französischen Kommunarden; ebenso ließen die Niederlagen des Krimkrieges das Prestige des Zaren Nikolaus I. plötzlich zusammenbrechen.

Häufig wird in diesem Zusammenhange die Bedeutung der Not für den Kulturfortschritt betont. Man rühmt ihr nach, sie habe z. B. die Eskimos ihre so eigenartige und in sich so vollkommene Kultur schaffen lassen, oder sie habe die Viehzucht oder den Ackerbau geschaffen. Daß sie in dieser Weise wirken kann, haben wir soeben an dem Beispiel der Morioris gesehen. Wir reihen daran ein weiteres charakteristisches Beispiel. Bei einem Todesfall dürfen die Eskimos eine gewisse Frist hindurch nichts tun. Aber als ein solcher eine Gruppe einmal in einem Zustand starken Hungers traf, erlebte Klutschack, daß sie selbst vor dem Minimum von drei Tagen ruhig auf die Jagd gingen[3]. Gleichwohl macht die eben hier angedeutete Anschauung sich erheblicher Verfehlungen schuldig: die Triebkraft des Fortschritts wird von ihr erstens unnötig spezialisiert und zweitens überschätzt. Die

---

[1] Schurtz, Urgeschichte der Kultur. S. 304.
[2] Richard M. Meyer, Vierhundert Schlagworte. S. 34.
[3] Klutschack, Als Eskimo unter den Eskimos. S. 208.

Not im Sinne der bis zur Lebensgefahr gesteigerten wirtschaftlichen Entbehrung wirkt lediglich durch die von ihr ausgelösten Affekte. Dieselbe Bedeutung aber hat offenbar jeder durch andere Ursachen hervorgerufene Affekt von der nämlichen Intensität. Es kommt nur darauf an, daß das Bewußtsein durch ungünstige Einwirkungen unter einen gewissen Grad jenes Druckes gesetzt wird, von dem im psychologischen Teile dieser Abhandlung (S. 93) ausführlicher die Rede war. Wir haben dort auf seine anspornenden Wirkungen im individuellen Leben hingewiesen, zugleich aber auch darauf, daß ein Übermaß desselben zur Einschüchterung, Verwirrung und völligen Lähmung führen kann. Der letzte Fall kommt für das Leben der Gesamtheit kaum in Betracht. An seine Stelle tritt aber die Möglichkeit einer vereinseitigenden Wirkung der Not. Und damit berühren wir den zweiten Punkt: die Not hat ebenso die idealen Leistungen der Freiheitskriege geschaffen, wie sie die Buschmänner auf ihrer tiefen Kulturstufe festgehalten hat. Ein wie zweischneidiges Erziehungswerkzeug sie ist, sehen wir an den Schicksalen der Tiefseetiere, von denen manche besonders scharfe Lichtapparate, manche aber auch gar keine besitzen. So sind auch die von der Natur am härtesten bedrückten Völker nicht diejenigen, die sich am höchsten erhoben haben. Der Druck wirkt gewiß immer und erzeugt eine Anpassung; allein diese kann sowohl zu einer Überwindung der Schwierigkeiten, wie zu einem Verzicht auf manche Bedürfnisse mit Ausnahme der gröbsten führen[1].

Einen höhern Grad von Spontaneität zeigen diejenigen Fälle, in welchen das Bedürfnis von außen her angeregt wird, in denen durch anderweitige Kräfte Verhältnisse entstehen, welche ein Bedürfnis zu befriedigen geeignet sind und es eben dadurch erwecken. Es wird hier also gleichsam der Appetit beim Essen geweckt. So führt von Below die Entstehung der Gutsherrschaft, die sich lediglich im Osten der preußischen Monarchie im Gegensatz zum Westen entwickelt hat, darauf zurück, daß bei der

[1] Vgl. über den letzten Punkt die treffenden Bemerkungen bei Tarde, l'opposition sociale, S. 370. Beiläufig sei hier darauf hingewiesen, wie durch diese Tatsache diejenige Richtung des historischen Materialismus widerlegt wird, die man wohl als eine Erweiterung der Hungertheorie bezeichnet hat (Masaryck, die Grundlage des Marxismus, S. 125), und die von der überwiegenden Stärke der niederen, animalischen Triebe, insbesondere der auf die Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse gerichteten Begierden auf ihre entsprechende kulturelle Bedeutung schließt.

Kolonisation die deutschen Gutsbesitzer von vornherein einen viel größeren Besitz und teilweise auch größere Rechte erhielten als ihre Genossen im Westen: daraus erwuchs das Verlangen, diesen Besitz und diese Macht noch mehr auszudehnen[1]. Man sieht, es handelt sich hier um jene Verschiebung der Beweggründe, welche sekundär in den Motiven eine sachliche Komponente entstehen läßt, während am Anfang lediglich die Macht der Gewohnheit und Tradition, die Eitelkeit oder der Luxus herrscht. Daß in dieser Weise viele Kulturgüter aus dem Bereich der unwesentlichen erst später in denjenigen der wesentlichen erhoben worden sind, haben wir schon oben (S. 114) besprochen. Während bei dem vorigen Typus das Bedürfnis die Neuerung hervorruft, wird es hier umgekehrt durch sie erst geweckt und folgt ihr also entweder zeitlich nach oder entsteht gleichzeitig mit ihr. Der letztere Fall leitet uns bereits zu einem weiteren Typus über.

Dieser liegt wieder einen Schritt weiter in der Richtung der Spontaneität. Er umfaßt in erster Linie unwesentliche oder wenigstens zunächst als unwesentlich entstandene Kulturgüter, Gegenstände des Luxus, der Mode odor des Sportes. Das Bedürfnis entsteht hier anscheinend völlig spontan gleichzeitig mit dem Erscheinen der Neuerung. So gewann die Draisine bald nach ihrem Auftauchen in England für eine kurze Zeit eine allgemeine Beliebtheit. Wahrscheinlich kam hierfür freilich das Verlangen nach schnellen Verkehrsmitteln in der Wirtschaft und das daraus hervorgehende allgemeine Interesse an schneller Beförderung in Betracht; es würde sich hier also um eine Art von Überstrahlung, gleichsam um eine Expansion des Gefühls handeln. Ähnlich erklärt man in der Regel die Neigung unserer Zeit für den raschen Wechsel in der Kleidermode: das rasche Tempo unseres beruflichen und allgemeinen geistigen Lebens hat auch hier übergegriffen. Übrigens spricht in beiden Fällen das geschäftliche Interesse der beteiligten Industriekreise ein gewichtiges Wort mit. Diese letzteren bilden die Träger der derben und sehr ernsthaften Kräfte, welche tatsächlich auch diese anscheinend so luftigen Gebilde stützen[2].

Hierher gehört, wie schon eben angedeutet, auch die Vorgeschichte mancher wesentlichen Kulturgüter, besonders diejenige

[1] Georg von Below, Territorium und Stadt. S. 26 flg.

[2] Den hier in Betracht kommenden Mechanismus der modernen Mode hat Werner Sombart aufzudecken versucht in seiner Schrift: Wirtschaft und Mode (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens XII). Wiesbaden 1902.

solcher Erfindungen, deren Nutzen erst relativ spät erfaßt wird. Die treibenden Motive sind hierbei die Interessen des Sportes, die Regungen des Selbstgefühls und der Freude am Können, sowie die bekannte Leidenschaft des Erfinders. Zum Teil ist auch das Publikum mit ähnlichen Interessen schon daran beteiligt. Auch das Moment des Verständnisses für den Nutzen braucht nicht ganz zu fehlen und kann namentlich die Erklärung für die etwaige schwache Resonanz abgeben, die derartige Vorstöße bereits finden. Hierher zählt wahrscheinlich die Vorgeschichte des Dampfschiffes: vor Fultons Konstruktion kommt die Erkenntnis seines Nutzens kaum in Betracht; von diesem Augenblick an aber bemächtigte sich ihrer alsbald das wirtschaftliche Interesse.

Zu den Kulturgütern, mit denen wir uns hier beschäftigen, gehört auch die Moral einschließlich der Sitte nnd des Rechtes. Was wir über den Kulturwandel in diesem Abschnitte gesagt haben, gilt daher auch für sie. Daher gibt uns unsere Betrachtung Anlaß, die landläufigen Vorstellungen über den Zusammenhang zwischen Nutzen und Moral etwas zu berichtigen. Gewöhnlich sagt man: die moralischen Gebote eines Volkes stellen den Inbegriff derjenigen Handlungsweisen dar, welche für die Gesamtheit oder für die dominierenden Teilgruppen in ihr nützlich sind. In dieser Fassung ist die Theorie starken Einwendungen ausgesetzt. Es klingt wie eine Art Zauberei und es erinnert an die Lehre von der prästabilierten Harmonie, daß ein strenger Zusammenhang zwischen dem Nutzen und der Moral bestehen soll. Denn woher soll einem Volk als Ganzem zumal auf tieferen Stufen die vollkommene Einsicht in sein Interesse kommen, und woher der Geist der Initiative und Fürsorge, sie zu realisieren? In der Tat werden wir die in Rede stehende Behauptung nach drei Richtungen hin modifizieren müssen. Erstens kann es sich nicht um den Nutzen selbst, sondern nur um das handeln, was der Gruppe oder den in ihr maßgebenden Kräften gleichviel ob mit Recht oder Unrecht als nützlich erscheint. Angesichts des irrationalen Charakters so vieler unsrer Überzeugungen wird sie sich dabei häufig täuschen. Zweitens müssen die Antriebe zur Einbürgerung einer sittlichen Norm hinreichend kräftiger Natur sein. Nur bei starken Nötigungen, bei drastischen Schäden, überhaupt bei gröblicher Dringlichkeit wird auf einen Wandel in Moral, Recht oder Sitte zu rechnen sein, während im andern Falle unzweckmäßig gewordene Normen noch lange andauern werden, vorhandene Lücken noch lange ihrer Ausfüllung harren müssen.

So haben bei der Abschaffung der Negersklaverei, bei der Bauernbefreiung in Preußen, bei der sozialen Schutzgesetzgebung dringende öffentliche Interessen ein starkes Wort mitgesprochen[1]. Ähnlich werden die heutigen Bemühungen unseres Staates zugunsten einer Verbesserung der Kinderfürsorge mit dem Anwachsen der von jugendlichen Personen begangenen Verbrechen in Verbindung gebracht. Oder man denke an die vielen humanen Bestrebungen unserer Zeit, wie sie sich vorzüglich auf dem Gebiete der Hygiene, der Verkehrssicherheit, der Rechtspflege und der Armenfürsorge entfaltet haben. In großartigem Maße, kann man sagen, realisiert sich hier der Geist der christlichen Moral. Aber daß er dies erst fast zwei Jahrtausende nach seiner Entstehung vermochte, beweist hinlänglich, wie wenig sich die christliche Moral durch ihr eigenes Schwergewicht, vermöge rein idealer Beweggründe durchzusetzen vermocht hat. Für die erhöhte Kraft der gegenwärtigen Bestrebungen kommen in der Tat besonders zwei robustere Tatsachen in Betracht: der demokratische Charakter unserer Institutionen, der den höheren wie den unteren Schichten der Gesellschaft in derselben Weise gewisse Güter zuerteilt oder vorenthält; und das Interesse einer möglichst starken Wehrkraft, das uns eine kräftige und gesunde Bevölkerung wünschen läßt. Auch an die Aufwendungen der öffentlichen und genossenschaftlichen Kassen für Krankheit, Invalidität und Wohltätigkeit ist dabei zu denken. — Drittens spielen neben der Rücksicht auf den Nutzen andere Motive eine Rolle, und zwar einerseits die Annehmlichkeit z. B. bei manchen Umgangsformen, anderseits soziale Motive bei etwaigen hierher gehörigen Vorgängen der Akkulturation, insbesondere bei der Entlehnung von Sitten. Denn die letzteren werden vielfach wie Gegenstände der Mode ohne Rücksicht auf Zweckmäßigkeit und organischen Zusammenhang unter der Wirkung eines Nachahmungstriebes oder aus Respekt vor einer höher eingeschätzten Kultur übernommen. Jedenfalls werden wir sagen müssen: mit der Moral verhält es sich in dieser Beziehung nicht anders wie mit irgendeinem andern Kulturgut. Ihre Wandlungen beruhen auf einem ebenso plumpen und schwerfälligen Mechanismus wie diejenigen der übrigen Kulturgüter und tragen ebensowenig wie sie die Gewähr der Angemessenheit in sich.

Insbesondere ist in vielen Fällen für einen Wandel der Moral ein hinreichendes Interesse der Gesamtheit unentbehrlich.

---

[1] Vgl. oben S. 33 und 144.

Diese tritt dem handelnden einzelnen in der Eigenschaft des normierenden und richtenden Zuschauers gegenüber. Ihre Bedeutung übersehen viele Erklärungsversuche, welche einzelne neue Sitten allein auf das Interesse der handelnden Personen zurückführen. So ist es unwahrscheinlich, daß die Sitte des Trinkgeldes aus der Gepflogenheit entstanden ist, einen Boten mit einem Trunk zu bewirten, also aus einem ursprünglich individuellen Brauch, der sich allmählich verallgemeinert hätte. Ein derartiger Ursprung ist allerdings wohl möglich für solche Erscheinungen, deren Rezeption keinerlei Anforderungen an die Willenskraft stellt, und wird hier besonders im Zusammenhang der Akkulturation öfter vorkommen. Im andern Falle aber ist für die Durchsetzung einer neuen Sitte ein gewisser Druck unentbehrlich; und dieser kann nur von der dominierenden Teilgruppe ausgehen und setzt ein genügendes Interesse derselben an der Neuerung voraus. So ist es bei dem Trinkgeld, das wir auf die Sitte der Gastfreundschaft und diese auf religiös-magische Beweggründe zurückführen müssen. Die Furcht vor den magischen Folgen der Unterlassung der Bewirtung und auf einer späteren Stufe die Rücksicht auf die Unbequemlichkeiten der Ungastlichkeit bilden hier hinreichend starke Beweggründe innerhalb der ganzen Gruppe, weil bei derartigen Konsequenzen alle Mitglieder derselben bedroht erscheinen[1].

Aus unserer Erörterung ergibt sich eine wichtige heuristische Regel: für die Erklärung von Kulturgütern darf man nur an naheliegende, einfache, drastische und triviale Motive appellieren. Gewisse Ausnahmen erleidet dieser Satz nur für höhere Kulturen und einzelne Individuen. Im allgemeinen, und mit völliger Ausschließlichkeit für tiefere Kulturen, gilt der Satz: je einfacher eine Erklärung ist, desto größere Wahrscheinlichkeit besitzt sie von vornherein. Mit besonderem Nachdruck kommt diese Regel zur Geltung für die Anfänge der Kultur. So wird man für die weit verbreiteten Felszeichnungen der Naturvölker die Absicht historischer Überlieferung oder magische Zwecke wegen des hohen geistigen Niveaus, das solche Motive voraussetzen, von vornherein höchstens als sekundäre Entstehungsgründe und auch

[1] Man sieht hieraus, von welchem Vorteil für die Darstellung und Untersuchung gerade für das Gebiet der Moral die Konstruktion eines Gesamtwillens ist, wie sie in der modernen Ethik besonders Wundt durchgeführt hat. Vgl. hierüber oben S. 129.

als solche nur für höher entwickelte Völker gelten lassen können; und in erfreulicher Weise hat in der Tat neuerdings die direkte Beobachtung bestätigt, daß es sich hier um bloße Spielereien handelt, deren Wirkungen sich über lange Zeiträume summieren[1]. Aus demselben Grunde wird der Soziologe allen bisherigen Erklärungen der merkwürdigen Erscheinungen des primitiven Familienrechtes wie der Exogamie oder des Mutterrechtes ablehnend gegenüberstehen müssen: Erklärungen von befriedigender Einfachheit zu finden, ist hier noch nicht gelungen. So wird man — wie schon früher erörtert — die Sitte der Bekleidung nicht etwa aus einem ursprünglichen Schamgefühl, sondern dieses aus jener ableiten müssen, und für die Kleidung wird man entweder auf das Schmuck- oder Schutzbedürfnis zurückgreifen oder aber ihre Anfänge als eine Bewerbungserscheinung auffassen müssen, welche das Gegenteil der Schamhaftigkeit bedeuten würde. Und ebensowenig wird man das auffallend hohe Maß von Anstand, das die Naturvölker bei den natürlichen Dingen beobachten, aus einem angeborenen Schicklichkeitsgefühl erklären dürfen[1,2].

6. Führende Individuen beim Kulturwandel.

Führende Individuen beobachten wir überall im täglichen Leben sowohl in den engsten wie in den weitesten Kreisen. Innerhalb jeder menschlichen Vereinigung gibt es eine oder mehrere Personen, welche den Ton angeben, den Geist bestimmen, Direktiven erteilen oder die Initiative ergreifen. Es handelt sich hier um Fähigkeiten und Funktionen, welche in den verschiedensten Abstufungen ausgebildet sind. Derartige Individuen spielen bei jedem Kulturwandel eine Rolle, nicht nur bei dem unstetigen Wechsel, bei dem eine einzelne oder wenige Personen gegenüber allen übrigen hervorragend wichtig sind, sondern auch bei dem Typus des stetigen Wandels, z. B. bei den Veränderungen im Leben der Sprache, bei denen eine größere Anzahl derartiger Personen unabhängig voneinander oder auch sich teilweise beeinflussend den auslösenden Reiz auf die Gruppe ausüben. Außer diesen schöpferischen Individuen kommen, wie wir im nächsten Abschnitt sehen werden, als

---

[1] Vgl. oben S. 30 und 47.

[2] Den hier betonten Gesichtspunkt hat der Verfasser bereits früher geltend gemacht in seiner Abhandlung: Die Entstehungsgründe neuer Sitten Festschrift der Herzoglich Technischen Hochschule bei Gelegenheit der 69. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, Braunschweig 1897).

führende beim Kulturwandel auch solche in Betracht, die bei der Rezeption vorangehen oder bei der Vorbereitung der Neuerung eine besondere Stellung einnehmen. Auch bei dem Vorgang der Akkulturation wird man beobachten können, wie es zunächst einzelne, wenn auch eine größere Zahl solcher sind, die das neue Kulturgut ergreifen und dadurch für dasselbe Propaganda machen [1].

Das allgemeine Auftreten derartiger Personen zu allen Zeiten, also auch da, wo es sich nicht um einen Wandel handelt, weist darauf hin, daß sie mit einer besondern Veranlagung begabt sind. Von welcher Art ist diese? Wir können diese Frage leider nur sehr unvollkommen beantworten. Wir unterscheiden dabei zwischen Anlagen sachlicher und solchen sozialer Natur. In ersterer Hinsicht besitzen die in Rede stehenden Personen zwei Eigentümlichkeiten: einerseits stehen sie mit der Gruppe in einer engen Fühlung, anderseits besitzen sie in ihren Bewußtseinsprozessen vor ihr einen gewissen Vorsprung. Gerade diese Verbindung von Gleichheit und Ungleichheit, von Verwandtschaft und Überlegenheit ist von Bedeutung. Denn die eine Reihe von Eigenschaften gewährt die Möglichkeit der Führung, die andere diejenige des Einflusses. Wo die Fühlung mit der Gruppe zu sehr zurücktritt, da bleibt die begabte Persönlichkeit entweder überhaupt ohne Einfluß, oder sie gewinnt ihn erst spät, oder aber sie findet erst eine verspätete geschichtliche Anerkennung. Lehrreich hierfür ist der Unterschied des Erfolges zwischen Hume und Kant, deren Übereinstimmung in den Grundgedanken ihrer Kritik der alten Metaphysik wir heute immer mehr erkennen. Kant stand innerlich dieser Metaphysik viel näher als Hume; die Befreiung wurde ihm daher um so schwerer und seine Darstellung trägt deutlich die Zeichen dieses Ringens und dieser Vergangenheit; eben deswegen konnte sie eine so viel größere geschichtliche Wirksamkeit ausüben. Ähnlich wird z. B. ein liberaler Theologe die Orthodoxie viel erfolgreicher bekämpfen können als ein radikaler Freigeist. — In vielen Fällen werden wir zwischen zwei Typen von führenden Individuen unterscheiden können, je nachdem die Eigenschaft der Fühlung oder diejenige des Vorsprunges mehr hervortritt: im ersten Fall wird es sich um mehr moderierte,

[1] Die Bedeutung dieser führenden Individuen für den Kulturwandel hat der Verfasser für das Bereich der Naturvölker an einer Anzahl von Beispielen zu erhärten versucht in einem Aufsatze, der demnächst in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft erscheinen soll.

im zweiten um mehr extreme Persönlichkeiten handeln. So vertreten bei der Entstehung des Christentums Johannes der Täufer und Jesus den zweiten, Paulus den ersten Typus; erst Paulus vermochte eine Religion und Kirche zu stiften, weil er dem Publikum eine Theologie und eine Theorie des Rituals bot, die auch gröberen Bedürfnissen zu genügen vermochten. Häufig sehen wir, wie hier, die moderierten Individuen den extremen erst nachfolgen: weil sie weniger Originalität besitzen, vermögen sie die Reihe oft nicht zu eröffnen; während, wer sich dazu eignet, umgekehrt leicht einen relativ geringen Grad von Fühlung besitzt. Der Erfolg fällt daher den Personen der ersteren Art viel häufiger zu als denen der zweiten. Zu jenen gehört insbesondere auch der bekannte Typus, welcher sich an die Spitze einer Bewegung setzt.

Von den genannten beiden Eigenschaften erklärt sich diejenige der Fühlung ungezwungen aus der Gemeinsamkeit, in der die führenden Individuen entweder mit der ganzen Gruppe oder den Angehörigen ihrer Klasse oder endlich ihren Berufsgenossen stehen. Die Gabe des Vorsprungs aber müssen wir aus gewissen Abweichungen in ihrem Wesen erklären, welche sich teils auf das Tempo und die Intensität, teils auf die Qualität des gesamten geistigen Lebens beziehen. Überall, wo ein Bedürfnis innerhalb einer Gruppe im Entstehen begriffen ist, wo ein Interesse sich allmählich bemerkbar macht, wo also eine Entwicklungstendenz vorhanden ist, da wird diese Entwicklung sich in ihnen in einem beschleunigten Tempo vollziehen. Der Grund dafür liegt wahrscheinlich in einem gesteigerten Grade von Interesse und Aufmerksamkeit, man könnte sagen, in einem engeren Kontakte mit der Umwelt, in einer verfeinerten Einstellung, vermöge deren die Reaktionen präziser ausfallen und leichter vonstatten gehen und die Anpassung an neue Verhältnisse sich schneller vollzieht. Es handelt sich hier um dieselben Eigenschaften, nur im allgemeinen in geringerem Maße, wie wir sie oben (S. 96—98) als Eigentümlichkeiten der genialen Persönlichkeit kennen gelernt haben. So ist der geschickte Kaufmann, Theaterdirektor, Schriftsteller oder Verleger, der stets den Geschmack des Publikums zu treffen, stets ihm die gewünschten Neuheiten zu bieten und jeden Wandel in seinen Neigungen vorher zu berechnen weiß, durch einen Spürsinn ausgezeichnet, vergleichbar demjenigen, welchen etwa der erfahrene Hirt oder Seefahrer dem Wetter und seinen Wandlungen gegenüber zeigt; und auch der Grund dafür dürfte in derselben Richtung zu suchen sein, nämlich in einem erhöhten und ver-

feinerten Beobachtungsvermögen, welches auf dem Einfluß der Übung, des Interesses und der Aufmerksamkeit beruht.

Die soziale Ausstattung der führenden Individuen besteht in zwei Eigenschaften. Erstens in einer erhöhten sozialen Selbständigkeit, d. h. einer gesteigerten Fähigkeit die Kräfte des Beharrens zu überwinden, welche in Gestalt der Autorität, der Tradition, des innern und äußern Zwanges von der Gesamtheit ausgehen. Wieviel von dieser Fähigkeit gehörte für einen Newton dazu den Gedanken an eine Wirkung der Naturkräfte in die Ferne in einer Zeit auszusprechen, in der diese Auffassung geradezu verpönt war. Anschaulich schildert uns dasselbe im kleinen eine bekannte Darstellung der Zustände der thüringischen Bauern: wenn ein einzelner im Dorfe eine Neuerung und sei dieselbe noch so rationeller Natur bei sich eingeführt hat, so findet er für sie lange Zeit hindurch nur Mißtrauen und Geringschätzung[1]. Innerhalb gewisser Grenzen ist diese Möglichkeit zum Verlassen der herkömmlichen Bahnen in Ausnahmefällen und unter besonderem Druck wahrscheinlich allen Menschen eigen. Aber auch in der gesteigerten schroffen Form, welche zum Wesen der schöpferischen Initiative gehört, ist sie sicherlich viel häufiger als man in der Regel annimmt. Leider ist sie bislang noch gar nicht systematisch untersucht worden. Jedenfalls kommt sie häufig auch in der Form eines vergeblichen Vorstoßes vor, d. h. eines Versuches, dem keine Rezeption folgt. Beispiele finden wir schon im Bereiche der Naturvölker. So berichtet Lander von einem Häuptling zu Atta am Nigger, der im Gegensatz zur herrschenden Sitte die mit seinem Vater begrabenen Schätze von Muschelgeld wieder ausgegraben und für sich verwendet hatte, wodurch er eine allgemeine Entrüstung hervorrief[2]. Ebenso wird uns von einem Häuptling der Palau-Inseln berichtet, daß er durch die Heirat mit seiner eigenen Tochter sich zum Spott und Hohn der Insulaner machte[3].

Der Grund für diese Fähigkeit der erhöhten Selbständigkeit liegt offenbar von intellektuellen Eigenschaften abgesehen in einer

---

[1] Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre von einem thüringischen Landpfarrer, 3. Aufl., S. 257.

[2] Landers Reise zur Erforschung des Niggers, II, 103, zitiert bei Schurtz, Grundriß einer Entstehungsgeschichte des Geldes. S. 57.

[3] Kubary, zitiert bei Bastian, die mikronesischen Kolonien, Ergänzungsheft I, S. 11. Ein anderes Beispiel bei Heckewelder, Nachrichten von indianischen Völkerschaften, S. 286.

ungewöhnlichen Steigerung eines ausgeprägt individualisierten Selbstgefühles und Selbstvertrauens. Wo diese Fähigkeit in besonders erhöhtem Maße auftritt, kann sie innerhalb einer streng traditionell gebundenen Lebensführung leicht als etwas Dämonisches erscheinen. Die mythologischen Niederschläge derartiger Vorstellungen sind uns aus dem Gebiet des Mittelalters wohl bekannt. Je rigoroser jene Bindung, desto seltener natürlich die Kraft ihrer Durchbrechung. Umgekehrt: in einem Zeitalter wie dem unserigen, das grundsätzlich mit dem Wesen des Traditionalismus[1] gebrochen hat, wird die Initiative zum Kulturwandel verhältnismäßig leicht und häufig sein — ein Zusammenhang, der offenbar eine Tendenz zur Steigerung des Antitraditionalismus in sich enthält, sobald dieser einmal entstanden ist.

Eine zweite Eigenschaft der führenden Individuen ist eine ungewöhnliche Fähigkeit zur Ausdauer gegenüber den Schwierigkeiten, die sich der Realisierung der von ihnen angestrebten Neuerungen etwa entgegenstellen. Leider fehlt es auch hier an speziellen Untersuchungen. Wir wissen z. B. nicht, wie oft diese Ausdauer belohnt wird. Wo dies eintritt, liegt der Grund dafür oft in der Existenz einer Entwicklung, die in der führenden Persönlichkeit ein schnelleres Tempo genommen hat als in der Gruppe; aber immer scheint diese Erklärung nicht anwendbar zu sein.

Zum Schluß ein Wort über die Grenzen der Wirksamkeit der führenden Individuen beim Kulturwandel. Wir unterscheiden dabei zwischen unwesentlichen und wesentlichen Kulturgütern. Im erstern Falle ist ihre Wirksamkeit naturgemäß in qualitativer Hinsicht relativ gering, in intensiver Hinsicht kann sie dagegen bei dem Mangel tieferer Widerstände von seiten der Gruppe viel größer als bei dem anderen Typus sein. Besonders gilt dieses für soziale Kreise von geringem Umfang, in denen für den führenden einzelnen die Konkurrenz und damit die Wahrscheinlichkeit der Interferenz fortfallen kann. In größeren Kreisen kann er sich eine solche Ausnahmestellung nur unter besondern Umständen erringen. Insbesondere kommt dabei die soziale Stellung in Betracht; so hat z. B. der englische Prinzgemahl das Duell

[1] Das Wort „Traditionalismus" verdanken wir Max Weber, der es in seinem Aufsatz über die protestantische Ethik und den Geist des Kapitalismus (Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 20, S. 1 flg.) zur Kennzeichnung des entgegengesetzten Geistes des modernen Unternehmertums mit glücklichem Griff benutzt und anscheinend geschaffen hat.

in England zu beseitigen vermocht. Bei den wesentlichen Kulturgütern müssen wir zwischen dem Typus des unstetigen und demjenigen des stetigen Wandels unterscheiden. Die schöpferische Bedeutung der führenden Persönlichkeit kulminiert im erstern Falle; und zwar ist sie, wie wir oben (S. 134) sahen, in dem Maße unersetzbar, in dem die Auswahl der in Betracht kommenden Personen beschränkt und die für die Leistung maßgebende Konstellation der Verhältnisse wandelbar ist. Bei dem stetigen Wandel sehen wir dagegen durchweg eine größere Anzahl von Personen wirksam, so beim Lautwandel, bei den meisten Neubildungen von Wörtern oder bei kleineren technischen Änderungen. Jeder einzelne kann hier ersetzt werden, ist gleichsam nur dienendes Organ einer Entwicklungsrichtung. Diese Vertretbarkeit gilt unbeschränkt aber nur für große Gruppen. Je kleiner der Kreis ist, desto schwerer ist der einzelne ersetzbar und desto geringer ist unter sonst gleichen Umständen der Widerstand, den er bei einem Neuerungsversuch findet, mag es sich dabei um den stetigen oder um den unstetigen Wandel handeln. Infolge ihrer numerischen Verhältnisse gehören die Naturvölker überwiegend diesem Typus an: sie lassen dem führenden Individuum einen relativ großen Spielraum. Erweitert wird dieser noch dadurch, daß die Macht der Autorität, die natürlich auch dem führenden Individuum zugute kommt, hier besonders stark entwickelt, der Widerstand aber, der aus Zweckmäßigkeitsrücksichten hervorgeht, relativ gering ist. Tatsächlich wissen wir von den australischen Stämmen, daß ihre Priester und Häuptlinge bei geeigneter persönlicher Ausstattung vielfach Gelegenheit finden, auf einen Wechsel der Institutionen hinzuwirken[1]. Ähnlich sagt Ratzel: „Wandert der nördlichsten Eskimogruppe von Itah ein Fremdling aus Süden zu, so bedeutet dies unter Umständen den Beginn einer großen Wandlung in den Merkmalen und Sitten dieser kleinen Gruppe“[2]. Die Halbkulturvölker stimmen hinsichtlich des geringen Widerstandes gegen Neuerungen mit den Naturvölkern einigermaßen überein, unterscheiden sich aber von ihnen durch ihre größeren Bevölkerungsmengen. Man darf daher vermuten, daß bei ihnen die Bedeutung der führenden Personen, insbesondere auf dem politischen und religiösen Gebiet, kulminiert[3].

---

[1] Howitt, The native tribes of South East Australia. S. 89 fg. Spencer and Gillen, The native tribes of Central Australia. S. 12, 272, 324.

[2] Ratzel, Anthropogeographie II, S. 642.

[3] Vgl. Natur- und Kulturvölker S. 193.

7. Die Verwirklichung des Neuen.

Unsere bisherige Untersuchung des Mechanismus des Kulturwandels war analytischer Natur, indem sie dessen einzelnen Momenten, Ursachen und Bedingungen nachging. Die damit verbundene Einseitigkeit suchen wir jetzt nach Möglichkeit durch eine kurze synthetische Betrachtung auszugleichen, welche den Vorgang als Ganzes in seinen wichtigsten Eigenschaften zu erfassen sucht. Vorzüglich ist dabei wieder der Typus der wesentlichen Kulturgüter berücksichtigt. Wir zeichnen dabei ein ideales Schema des Wandels, wobei es dem Urteil des Lesers überlassen bleibt, wie weit dieser Idealtypus im einzelnen der Wirklichkeit entspricht. Wo mehrere Typen zu unterscheiden sind, werden wir sie teils gesondert erörtern, teils wiederum die erforderlichen Korrekturen dem Leser überlassen.

Die Vorgeschichte des Kulturwandels spielt sich teils in den führenden Individuen, teils in der gesamten Gruppe oder Bruchteilen derselben ab. Die Tätigkeit der ersteren tritt uns vielfach in Gestalt einzelner Vorstöße im Sinne der Neuerung entgegen. Solche beobachten wir z. B. bei der Entstehung des modernen Signalwesens, der Pockenimpfung, der Lokomotive, des Zweirades oder bei der Einbürgerung des Ausdruckes „Übermensch". Derartige Vorstöße bezeugen bisweilen ihre Unreife durch ihren tastenden, gleichsam abenteuerlichen Charakter, wie ihn z. B. ältere Formen der Lokomotive oder die alte Draisine besitzen[1]. Diese Versuche stehen in einem einfachen Kausalzusammenhang mit der inneren Verfassung der gesamten Gruppe bei demjenigen oben erörterten Typus, bei welchem das Bedürfnis der Neuerung vorangeht und diese aus sich heraus erzeugt. Hier entwickelt sich das Bedürfnis allmählich durch eine Summation von Gefühlsvorgängen. Werden z. B. durch ein Anwachsen der Bevölkerungsmenge die Ernährungsverhältnisse in ungünstiger Weise geändert, so ergeben sich daraus nachteilige Wirkungen für die einzelnen, die vielleicht zunächst nur einen schwachen Eindruck machen und wenig oder gar nicht beachtet werden. Ist die Benachteiligung gering, so kann eine Gewöhnung eintreten. Überschreitet

[1] Diese Unreife ist z. B. auch den merkwürdigen tastenden Versuchen der frühen christlichen Lehre eigen, die beiden Naturen Jesu, die göttliche und die menschliche, miteinander zu vereinigen (Siehe hierüber Usener, Religionsgeschichtliche Untersuchungen I, 132).

sie aber ein gewisses Maß, so werden sich bei fortgesetzter Wiederholung der Eindrücke die begleitenden Gefühlstöne summieren, wobei einzelne eklatante Fälle der Benachteiligung, ebenso kontrastierende Eindrücke fremder Kulturen, welche ein Vorbild abzugeben vermögen, eine Hauptrolle spielen. Auch zwischen den einzelnen Individuen finden dabei mancherlei Wechselwirkungen statt; insbesondere zeichnen sich schon hierbei gewisse Personen aus, die man wegen ihrer erhöhten Empfindlichkeit zu den führenden rechnen muß. So wird schließlich der Schwellenwert der Entwicklung erreicht[1]. Dieser ist offenbar um so größer, je tiefer fundiert das betreffende Kulturgut ist. Ist er aber überschritten, so kann sofort eine starke Reaktion stattfinden. So ergeben sich die bekannten Erscheinungen des plötzlichen Auftauchens großer Kontraströmungen im geistigen Leben der Völker. Eine ganz andere Rolle spielt derselbe Schwellenwert bei dem Typus der vorschnellen Neuerungen. Besonders in engen Kreisen kann der einzelne, z. B. ein religiöser oder politischer Reformator, seine Gruppe vorübergehend mit sich reißen; ja es können ganze Völker in Revolutionen sich fortreißen lassen. War aber jener Wert noch nicht erreicht, so ist über kurz oder lang ein Rückschlag unvermeidlich.

Die vorhin erwähnten Vorstöße erfolgen freilich schon, ehe der in Rede stehende Schwellenwert überschritten ist. Ihr Grund liegt aber offenbar in derselben Kraft, welche die ganze Entwicklung vorwärts treibt. Die hier in Betracht kommenden führenden Persönlichkeiten sind, wie wir früher sahen, mit einer ganz besondern Empfindlichkeit für die Bedürfnisse ihrer Zeit ausgestattet und demgemäß zu frühzeitigeren Reaktionen auf sie befähigt. Bleiben derartige Versuche auch äußerlich vergeblich, so dienen sie doch oft innerlich durch die von ihnen auf empfängliche Geister ausgehenden Wirkungen dazu, das Bedürfnis zu steigern. Die Summation derartiger Vorgänge beschleunigt dann jedenfalls die Erreichung des Schwellenwertes. Dabei finden naheliegende Wechselwirkungen statt zwischen den eigentlich führenden Individuen und den feiner organisierten Naturen, die dem rezeptiven Teile der Gruppe angehören: die Empfänglichkeit der einen spornt die andern an, und dadurch wird wiederum die Resonanz des Publikums gesteigert. — Es kann aber auch das Bedürfnis, wie wir oben sahen,

[1] Über diesen Begriff vgl. Petzold, Philosophie der reinen Erfahrung. II, 105.

statt der Neuerung vorauszugehen, sich erst an dem werdenden oder vollendeten Kulturgut emporranken. In diesem Falle wird das letztere als ein unwesentliches geboren. Häufig beobachten wir auch hier, wie z. B. beim Fahrrad, wiederholte vergebliche Vorstöße. Wo das der Fall ist, ist der Gedanke unabweisbar: ein fortgesetztes Auftauchen solcher Neuerungen kann kein Zufall sein, sondern muß einen allgemeinen Grund haben. Dieser liegt offenbar in einer herrschenden Geschmacksrichtung und Entwicklungstendenz. Deswegen werden solche Versuche im allgemeinen allmählich einen gewissen Anklang finden, und dann läuft der Prozeß ähnlich wie eben geschildert ab.

Bei der eigentlichen Schöpfung der Neuerung sind fast immer mehrere Personen beteiligt. Soweit nämlich die letztere nicht einen rein zufälligen Charakter im Sinne einer bloßen Modeerscheinung besitzt, hat sie ja stets eine allgemeine Disposition der Gesamtheit zur Voraussetzung und diese enthält eine Tendenz zu vielfachem Auftreten der Neuerung in sich. Die letztere braucht sich freilich nicht zu realisieren. Damit ein führendes Individuum auftritt, müssen im allgemeinen eine Reihe von günstigen Umständen zusammentreffen, und das nämliche gilt für das Zustandekommen der Rezeption. Die Wahrscheinlichkeit, daß in einem bestimmten Intervall mehr als ein führendes Individuum auftritt, ist daher eine begrenzte. Und selbst wo das stattfindet, gilt wiederum das nämliche für die Aussicht, daß mehr als einer Initiative die Rezeption folgt. Jene Wahrscheinlichkeiten sind ferner um so kleiner, je größer die in Frage stehende Leistung ist. Demgemäß haben wir hier zwischen verschiedenen Typen zu unterscheiden. Das eine Extrem besteht in der Beschränkung auf eine einzige führende Person; das andere würde dadurch verwirklicht sein, daß alle Individuen der Gruppe bei der Schöpfung aktiv beteiligt sind. Der letztere Fall kommt wohl niemals vor, während der erstere bei Neuerungen von sehr schwierigem Charakter nicht ausgeschlossen ist. Im allgemeinen werden freilich mehrere Individuen führend mitwirken. Für den Fall des stetigen Wandels ist das selbstverständlich. Hier betätigen sich in verschiedenen Teilgruppen ziemlich gleichzeitig verschiedene Individuen als führende, wobei direkte kausale Beziehungen zwischen ihnen ebensowohl vorhanden sein als auch fehlen können[1]. Falls

[1] Ein persönliches Beispiel: Seit einiger Zeit verwende ich in meinen Niederschriften das Wort *Aufstellung* im Sinne von „Behauptung". Ich glaubte

die Form der Neuerung nicht genau die gleiche bei allen ist, gehen von ihnen gleichsam Wellensysteme aus, die sich gegenseitig kreuzen und stören. Es können dabei die verschiedenen Neubildungen, wie etwa mehrere Wortbildungen für denselben Gegenstand, sich dauernd nebeneinander behaupten; es kann auch in einem späteren Stadium eine Auslese zugunsten einer Form stattfinden; es kann endlich diese sogleich erfolgen, indem eine Form die andern im Erfolg überflügelt; und zwar wird dieses letztere wohl meistens über kurz oder lang eintreten. Auch im Falle des unstetigen Wandels werden in den weitaus meisten Fällen mehrere Persönlichkeiten schöpferisch tätig sein. Auch hier können verschiedene Formen der Neuerung nebeneinander bestehen bleiben, sich dabei auch beeinflussen; meist wird hier aber alsbald eine Person die übrigen überholen — ein Vorgang, der hier naturgemäß viel kräftiger als im vorigen Fall ausgeprägt ist. In vielen Fällen kann dabei wahrscheinlich das Genie durch eine Reihe von aufeinanderfolgenden Talenten ersetzt werden. So hätte die Wiederherstellung der Ordnung nach der großen Revolution sich im Laufe der Zeit wahrscheinlich auch ohne Napoleons gewaltige Persönlichkeit vollzogen. Anderseits finden wir in der Geschichte des empfindsamen Romanes in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in Frankreich eine Entwicklung in der Richtung einer Verinnerlichung und Vertiefung der Auffassung der geschlechtlichen Liebe, bei der eine ganze Reihe einzelner führender Personen, aber kein einziges Genie beteiligt ist[1]; das Auftreten eines solchen hätte den Prozeß wahrscheinlich abgekürzt.

Bei der Rezeption scheiden sich von der passiven Masse, ähnlich wie wir es schon bei der Vorgeschichte sahen, gewisse führende Personen, die in den kleineren Teilgruppen jedesmal die Rolle der Vermittlung und Einführung übernehmen. Der Begriff der führenden Individuen im weiteren Sinne, sieht man hieraus, reicht recht weit. Die schroffe Kluft, welche ursprünglich zwischen den Urhebern der Neuerung und der großen Masse des Publikums, zwischen produktivem und rezeptivem Verhalten zu bestehen schien,

---

bisher völlig selbständig darauf gekommen zu sein und erblickte in lautlicher Hinsicht den Anlaß in dem Worte „Aufmachung", welches für mich früher einen scherzhaften Beigeschmack gehabt, diesen aber seit einiger Zeit eingebüßt hatte. Erst jetzt sehe ich, daß *Aufstellung* auch von andern Schriftstellern gebraucht wird. Wahrscheinlich handelt es sich also um eine unbewußte Beeinflussung in Verbindung mit der Entwicklung einer eigenen Neigung.

[1] v. Waldberg, Der empfindsame Roman in Frankreich. I, 157.

wird dadurch einigermaßen überbrückt. Die Gruppe ist eben keineswegs völlig passiv bei dem Vorgang: sie beteiligt sich an ihm nicht nur durch die von ihrer Stimmung ausgehende Rückwirkung sondern auch dadurch, daß aus ihr eine Anzahl Personen, gewissermaßen führende Individuen zweiter Ordnung, den eigentlichen Schöpfern des Neuen die Hand entgegenstrecken.

Der zeitliche Verlauf der Rezeption der Neuerung läßt drei verschiedene Typen unterscheiden. Sehr häufig vollzieht sich diese generationsweise: die Jugend nimmt, sobald sie in die Sphäre des betreffenden Kulturgutes eintritt, das Neue an, während die Alten bei dem Herkömmlichen beharren. Insbesondere gehören hierher alle stark einschneidenden Neuerungen wie tiefgreifende Wandlungen der Denkweise, der Weltanschauung oder der Moral [1]; auch für die Erscheinungen der Sprache, sowohl den Laut- wie den Bedeutungswandel, ist dieselbe Art der Änderung oft konstatiert worden. Aber auch bei dem Wandel unwesentlicher Güter und vorzüglich hier wieder bei dem Vorgang der Akkulturation scheint dies der häufigste Typus zu sein. Wir können ihn durch eine Fülle von Beispielen belegen sowohl für das Eindringen der europäischen Kultur bei den Naturvölkern wie für dasjenige der städtischen Gesittung in die bäuerische Kultur [2]. Daneben beobachten wir auch ein schnelleres Tempo der Rezeption, bei dem auch die ältere Generation mit erfaßt wird. So sind bei unserer Dorfbevölkerung vielfach auch die

---

[1] Hieraus ist wohl zum großen Teile zu erklären, daß der Entwicklungsgedanke in seiner allgemeinsten Form heute, also reichlich ein Menschenalter nach der Aufstellung der Darwinschen Theorie, auch bei den Gegnern der besondern Formulierung, die er bei Darwin gefunden hat, auf keinen Widerstand mehr stößt. Daneben spielt allerdings, abgesehen von sachlichen Gründen, wohl auch das oben (S. 79) erörterte Einschleichen der Gedanken eine Rolle.

[2] Auch wo die Naturvölker unter sich Entlehnungen im Gebiete der Mode machen, finden wir wohl eine derartige Abstufung nach den Lebensaltern bezeugt. So beobachtete Wißmann bei den Balubas drei Arten von Tätowierung, deren Verschiedenheit den Einwirkungen der benachbarten Bangala und Kioko entsprang. Schurtz, Grundzüge einer Philosophie der Tracht, S. 103. — Diese generationsweise Annahme der Neuerung wird bei Naturvölkern durch die weit verbreitete Erscheinung der Jugend- und Männerbünde begünstigt. Überall wo die unverheirateten Männer ein Ganzes für sich ausmachen, bilden sie offenbar innerhalb des Stammes eine Art besondrer kultureller Einheit. Wie weit hierdurch Spezialisierungen im Gebiet der Mode, des Schmuckes, der Sprache usw. bewirkt werden, ist bis jetzt nicht untersucht worden.

älteren Personen gleichsam nachträglich zur städtischen Kleidung übergegangen[1]. Der Grund dieser Beschleunigung liegt offenbar teilweise im Nutzen teilweise in einem erhöhten sozialen Druck. Anderseits beobachten wir auch ein besonders langsames Zeitmaß: den führenden Individuen, die noch mit der sozialen Mißachtung zu kämpfen haben, folgt allmählich eine größere Anzahl empfänglicherer Personen, während der konservative Teil der Bevölkerung noch beim alten beharrt. In dieser Weise sehen wir z. B. die rationalistischere Art der Wirtschaft und der ganzen Lebensführung nach einer bekannten Darstellung in die bäuerliche Bevölkerung Thüringens eindringen[1]. Bei diesem Typus handelt es sich ebenfalls um tief eingewurzelte und mit der ganzen seelischen Struktur verwachsene Institutionen und Formen der Lebensführung. Er ist von dem an erster Stelle genannten nicht immer leicht zu unterscheiden, und beide werden in den Darstellungen wohl nicht stets auseinander gehalten.

An den Vorgang der Rezeption reiht sich unter Umständen ein solcher der Akkulturation, der einen besondern Typus dieses Prozesses ausmacht. Er ist in seinem Wesen demjenigen der Rezeption eng verwandt, folgt zeitlich alsbald auf ihn und bildet mit ihm ein zusammenhängendes Ganzes. Er ist besonders auf tieferen Stufen unentbehrlich für die Weiterverbreitung einer Neuerung, denn die Stammeseinheit, innerhalb deren die letztere sich doch zunächst entwickelt, umfaßt hier durchweg nur eine geringe Kopfzahl und ist auf ein kleines Gebiet beschränkt. Ähnliches gilt ja auch bei uns noch, sowie wir unsern Blick auf die Erscheinungen des eigentlichen Volkslebens, auf Dialekt, Volkssitte, Aberglaube, Volkserzählungen oder -lieder usw. lenken. Die Möglichkeit, Neuerungen mit einem Schlage durch Veröffentlichung und Beschluß über weite Areale zu verbreiten, ist in der Tat in der Hauptsache auf unsere Kulturstufe beschränkt. Auf anderen kommt statt dessen im allgemeinen nur eine schrittweise langsame Ausbreitung von Stamm zu Stamm in Betracht.

In dieser Beziehung sind nun zwei Typen von gegensätzlicher Natur zu unterscheiden: bei dem einen ist die Lebhaftigkeit der Akkulturation und das für sie in Betracht kommende räumliche Gebiet verhältnismäßig groß; bei dem andern sind beide relativ klein. Legt man auf einen besondern Terminus Gewicht,

---

[1] Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, von einem thüringischen Landpfarrer, 3. Aufl. S. 185 u. 143.

so mag man im einen Falle von einem kulturellen Kontinent, im andern von einer kulturellen Insel sprechen. Bei der Darstellung beider werden wir uns auf Schemata beschränken und insbesondere den zweiten Typus aus didaktischen Gründen in idealer Zuspitzung darstellen.

Bei dem ersten Typus handelt es sich, wie gesagt, um ein verhältnismäßig großes Areal, welches in kultureller Hinsicht gleichartig beschaffen, d. h. von Stämmen besiedelt ist, welche in ihrer Kultur untereinander eng verwandt sind und miteinander in freundschaftlichen Beziehungen stehen. Ein klassisches Beispiel hierfür bietet das australische Festland, welches in seiner ganzen Erstreckung ein einziges derartiges Gebilde darstellt. Bei ihm sind wir auch besonders gut über die Mittel unterrichtet, durch welche sich der Vorgang der Akkulturation vollzieht[1]. Zunächst kommen dafür die schon oben erwähnten freundschaftlichen Besuche in Betracht, welche einzelne Individuen näher oder entfernter wohnenden Stämmen abstatten und von denen sie Neuerungen besonders im Gebiet der Tänze und Lieder heimbringen. Weiter vereinigen sich periodisch für die Zeit eines oder mehrerer Monate eine geringere und in größeren Intervallen auch eine erheblichere Anzahl benachbarter Stämme, um gemeinsam gewisse Feierlichkeiten, besonders solche von religiösem Charakter zu begehen. Hierbei finden auch Beratungen der Häuptlinge statt, welche unter Umständen in den Dienst der Akkulturation treten. Ein Häuptling nämlich, welcher mit einer hinreichenden Initiative ausgestattet ist, mag zunächst bei seinem eigenen Stamm eine Neuerung — unsere Quelle denkt in erster Linie dabei an Sitten — eingeführt haben. Er macht dann hiervon der erwähnten Ratsversammlung zunächst bei den kleineren Zusammenkünften Mitteilung; und diese rezipieren unter Umständen die Änderung. Daran reiht sich dann ein ähnlicher Vorgang bei den größeren Vereinigungen. Ferner sind Vorgänge des Handels und Gewerbes zu erwähnen[2]: die Märkte, die mit Vorliebe auf der Grenze verschiedener Stämme abgehalten werden, der Zwischenhandel von einem Stamm zum anderen, endlich das Gewerbetreiben im Umherziehen, das ebenfalls leicht die Stammesgrenzen über-

[1] Howitt, The native tribes of South East Australia, S. 88, 416, 511. Spencer and Gillen, The native tribes of Central Australia, S. 14, 161, 272, 303; Dieselben, The northern tribes of Central Australia, S. 27. Vgl. auch S. 117 Anmerkung 1.

[2] Beispiele bei Schurtz, Das afrikanische Gewerbe, S. 57 flg. 115 flg.

schreitet. Weiter spielen Wanderungen eine Rolle. Einzelne Individuen oder Familien lösen sich leicht vom Stamme los und machen sich bei einem andern einheimisch. Besonders häufig natürlich da, wo ein negatives Gefälle hinsichtlich der wirtschaftlichen Bedingungen oder auch ein politischer Druck vorhanden ist; das Andauern solcher Bewegungen kann dann zu einem Prozeß der Infiltration, wie man ihn wohl genannt hat, führen. Auch ganze Stämme können aus wirtschaftlichen Gründen oder infolge kriegerischer Bedrängnis sich in derselben Weise bewegen, indem sie entweder in einzelne Bruchstücke aufgelöst in der eben geschilderten Weise sich mit andern vermischen oder in zusammenhängenden Gruppen neue Gebiete aufsuchen und dort in irgendeiner Form einen Ausgleich zwischen ihrer eigenen und der vorgefundenen Kultur herbeiführen. Das ergänzende Gegenstück dazu bildet das häufige Verschwinden ganzer Völkerschaften innerhalb eines größeren Ganzen, von dem weiter unten die Rede sein wird. Endlich wirken die Frauen in demselben Sinne überall da, wo die Sitte der Exogamie besteht. Mag ein Konnubium mit einem oder mit mehreren andern Stämmen bestehen, stets strömen mit den Personen auch Kultureinflüsse ein. Das ist besonders wichtig angesichts der bekannten Arbeitsteilung zwischen den beiden Geschlechtern, die bei den Naturvölkern so weit verbreitet ist, die eine ganze Reihe von Gewerben der Frau überantwortet und insbesondere vielfach wie bei den Jäger- und Fischerstämmen Amerikas die Bodenbestellung ihr allein überläßt. Bei dem starken Grad von Absonderung und Selbständigkeit in der ganzen Lebensführung, der sich mit dieser Teilung vielfach verbindet, vermag die Frau natürlich in besonders hohem Maße der Kultur ihres ursprünglichen Stammes treu zu bleiben[1].

Wenig aufgeklärt sind bisher die sprachlichen Verhältnisse bei diesem Vorgange. Bei den weiten in Betracht kommenden Entfernungen ist eine Gleichheit der Sprache oder gar des Dialektes, mithin auch eine vollständige sprachliche Verständigung vielfach ausgeschlossen. In manchen Fällen wissen wir freilich von der

[1] Eine Parallele zu dieser kulturellen Stellung der Frau beobachtete Gauchat bei seinen Untersuchungen des Patois eines französisch sprechenden Dorfes: Sprachliche Neuerungen, die auf Entlehnungen beruhen, gehen in erster Linie von den Frauen aus; denn diese sprechen mehr als die Männer und sind den Einflüssen der Nachahmung mehr unterworfen. Sie sind es zugleich, die in erster Linie die Sprache an die Kinder weitergeben. „Aus romanischen Sprachen und Literaturen“ (Morf-Festschrift). Halle 1905. S. 218.

Existenz einer besondern diesem Zwecke angepaßten über weite Flächen ausgedehnten Verkehrssprache. In einem andern Falle wird ausdrücklich von der Zweisprachlichkeit der Grenzbevölkerung berichtet[1]. Häufig tritt auch an die Stelle der Lautsprache die bei den Naturvölkern bekanntlich sehr weit verbreitete Gebärdensprache[2]. Auch die Folgen, welche sich aus der mangelhaften sprachlichen Verständigung ergeben, sind bis jetzt wenig untersucht. Sie liegen offenbar im allgemeinen in der Richtung der oben erörterten einseitigen Bevorzugung des Äußern vor dem Innern bei der Entlehnung. Auch vielfache Mißverständnisse treten ein, die bei Kulturgütern nach Art der Mythen eine starke Umwandlung im Sinne der Assimilation begünstigen.

Die Geschwindigkeit, mit welcher sich auf diesen mannigfachen Wegen die Akkulturation vollzieht, ist für verschiedene Kulturgüter sehr verschieden. Insbesondere haben wir zwei Typen zu unterscheiden. Bei dem einen ist eine länger andauernde Einwirkung erforderlich, während bei dem andern eine vorübergehende Berührung genügt. Dem ersteren Typus gehören alle diejenigen Kulturgüter an, zu deren Handhabung eine eigentliche Belehrung erforderlich ist. Eine solche vollzieht sich auf tieferen Stufen bekanntlich fast nur durch den Mechanismus der Nachahmung eines Vorbildes. Darum können sich wirtschaftliche, überhaupt praktische Neuerungen im allgemeinen nur langsam ausbreiten. Hierin stimmen mit ihnen sprachliche Neuerungen von phonetischem Charakter überein, da sie ebenfalls ein länger einwirkendes Vorbild voraussetzen, während die Einführung neuer Wörter sich unter Umständen viel schneller vollziehen kann. Endlich gehören tiefer eingewurzelte Sitten und Riten hierher. — Dem zweiten Typus gehören die modeartigen oder unwesentlichen Kulturgüter an. Eine Zusammenkunft bei Festen oder ein Besuch kann schon genügen, um Mythen, Lieder oder Tänze zu verbreiten. Dasselbe gilt von leichteren Variationen von Sitten und Riten. — Ein besonderer Typus wird endlich durch das vorher erwähnte Beschlußverfahren der australischen Häuptlinge bei den Zusammenkünften mehrerer Stämme repräsentiert: auf diese Weise können schon auf einer so tiefen Stufe

[1] Spencer and Gillen, Northern tribes, S. 11.

[2] Bei gewissen nördlichen Stämmen Zentralaustraliens darf die Witwe 12 Monate lang nach dem Tode ihres Mannes sich der Lautsprache nicht bedienen. An ihre Stelle tritt dann die Gebärdensprache — ein lehrreiches Beispiel für die Bedeutung, welche diese besitzen kann (Spencer and Gillen, Native tribes, S. 500).

Neuerungen sich verhältnismäßig schnell über weite Flächen verbreiten[1].

Bei dem uns hier beschäftigenden Typus entstehen also Kulturneuerungen auf zwei Weisen, erstens endogen und zweitens durch Akkulturation. Von diesen beiden Arten von Neuerwerbungen wird dabei vielfach für den einzelnen Stamm der erworbene Besitz den selbstgeschaffenen an Menge übertreffen[2]. Die Neuerung kann sich dabei über das ganze Areal erstrecken, sie kann sich auch — und das wird das häufigere sein — auf einen dem Entstehungsherd benachbarten Teil beschränken. Es können bei ihr ferner verschiedene Ursprungsgebiete vorhanden sein, wobei dann der Ausbreitungsprozeß mit Vorgängen der Interferenz, der Anund Ausgleichung verbunden ist. Ob ein ein- oder mehrfaches Entstehungszentrum vorhanden ist, hängt wesentlich ab von dem Grad von Gleichheit der inneren Verfassung, der bei den verschiedenen Stämmen herrscht. Eine Disposition für die Neuerung

[1] Die Geschwindigkeit, mit der sich Kulturgüter verbreiten, ist bislang wohl niemals gemessen worden. Eine Ausfüllung dieser Lücke durch systematische Beobachtungen, die sich natürlich über längere Zeiträume erstrecken müßten, wäre sehr erwünscht. Dies ist übrigens nur einer von den vielen Fällen, in welchen die Soziologie sich der Methode der Induktion, insbesondere derjenigen der systematischen Beobachtungen wird bedienen müssen, um aus ihrem bisherigen fast ausschließlich deduktiven Stadium herauszukommen und über Ergebnisse von allgemeinem Charakter hinaus zu Feststellungen von konkretem Inhalte vorzudringen. — Einen Ansatz zur Beantwortung der hier aufgeworfenen Frage findet man in einer Bemerkung bei Otto Bremer (Deutsche Phonetik S. XIV). Erweitert in unserer Volkssprache ein sprachliches Element sein bisheriges Verbreitungsgebiet, so entsteht an der Peripherie zunächst eine Übergangszone, in welcher die ältere Generation an der alten Form festhält, während die junge der neuen huldigt. Diese Übergangszone soll etwa eine Meile breit sein. Da sie erst im Laufe eines Menschenalters dem alten Verbreitungsgebiet assimiliert wird, so würde sich hieraus eine Geschwindigkeit von etwa 7 km in 30 Jahren ergeben — ein außerordentlich geringer Betrag. Schneller haben sich die bekannten drei südamerikanischen Kulturpflanzen, Tabak, Maniok und Mais, im mittleren und südlichen Afrika verbreitet, denn innerhalb weniger Jahrhunderte sind sie von der Küste aus überall hingedrungen. Noch höhere Zahlen ergeben sich für die Verbreitung der oben erwähnten Molonga-Zeremonie in Australien: ein Tanz, welcher ursprünglich der Abwehr gegen einen bösen Geist gedient hat, hat sich hier in etwa 10 Jahren über Entfernungen von mindestens 1000 km verbreitet. (Vgl. v. Gennep, Mythes et légendes d'Australie S. XXXIX.).

[2] Wir wollen dieses Verhältnis zunächst an einem Beispiel klarzumachen suchen, wobei wir zugleich zum Zwecke einer allgemeinen Erörterung den konkreten Zahlenangaben in Klammern Buchstabensymbole hinzufügen. Denken wir uns ein Gebiet von 100 (m) Stämmen. Innerhalb einer gewissen

muß wenigstens bei wesentlichen Kulturgütern vorhanden sein, damit überhaupt die Akkulturation erfolgen kann. Ist sie das aber, dann würde der Wandel im allgemeinen auch bei jedem einzelnen Stamm eintreten, falls dieser sich selbst überlassen bliebe und ihm Zeit genug gelassen würde. Denn bei den mannigfachen Widerständen, auf die jede Neuerung stößt, ist der genauere Zeitpunkt ihres Eintritts, d. h. derjenige Augenblick, in dem alle erforderlichen Bedingungen erfüllt sind, innerhalb gewisser Grenzen vom Zufall abhängig. Es ist daher denkbar, daß ein Stamm besonders schnell dieses Stadium absolviert und dadurch einen entscheidenden Vorsprung gewinnt. — In der Regel aber wird auch der Grad der Disposition bei den verschiedenen Völkerschaften verschieden sein und damit auch der, wenn man so sagen darf, innere oder wahrscheinliche Abstand jeder einzelnen von ihnen von der Neuerung. Ein bestimmter Stamm wird dann am günstigsten gestellt sein. Es kann dann so kommen, daß die Tendenz zur Akkulturation in einem Augenblick einsetzt, wo die übrigen Stämme zur Annahme bereits fähig, für die selbständige Hervorbringung der Neuerung aber noch nicht reif sind. Und es wird das offenbar umso eher eintreten, je schwieriger die Neuerung ist[1].

Zeiteinheit mögen bei jedem von ihnen 10 (n) Neuerungen auftreten; von diesen möge der zehnte Teil $\left(\frac{n}{p}\right)$, also jedesmal 1 durch Akkulturation sich über das ganze Areal ausbreiten. Innerhalb der genannten Zeiteinheit erhält dann jeder einzelne Stamm von außen 99 $\left(\frac{n}{p} m - \frac{n}{p}\right)$ Neuerungen, während er selbst nur 10 (n) ins Leben gerufen hat. Es sei gleich darauf aufmerksam gemacht, wie sich in dieser Zahlenangabe die Tendenz jeder einzelnen Kultur spiegelt, sich den übrigen in der Hauptsache anzugleichen und nur in einem gewissen geringen Grade von ihnen abzuweichen. Ob das in Rede stehende Überwiegen allgemein stattfindet, hängt, wie man sieht, davon ab, ob $m - 1 > p$ ist. Bei der vorher erörterten Lebhaftigkeit der Akkulturation wird die von ihr den Neuerungen der einzelnen Stämme gegenüber geübte Auslese vielfach nicht übermäßig groß sein; der eben angenommene Wert $p = 10$ ist vielleicht schon relativ groß; selbst in diesem Falle aber ist unsere Annahme erfüllt, sowie nur die Anzahl der gesamten Stämme (m) größer als 11 ist. — Übrigens handelt es sich bei uns ja um einen sogenannten Idealtypus, d. h. um eine Konstruktion, welcher aus didaktischen Gründen der Wirklichkeit gegenüber eine gewisse Selbständigkeit einzuräumen ist. In dem Maße, in dem die Wirklichkeit diesem Typus entspricht und sich ihm annähert, gelten eben für sie die von uns im Text angestellten Betrachtungen.

[1] Beobachtungen über einen solchen mehrfachen Ursprung liegen allerdings kaum vor. Es ist das aber auch nicht zu verwundern, da es uns bislang an systematischen Beobachtungen über den Prozeß der kulturellen Neuerung

Aus dem Bisherigen ergeben sich für den in Rede stehenden Kulturtypus drei wichtige Folgen. Erstens wird in dem ganzen Areal eine große Gleichförmigkeit der Kultur herrschen. In den wesentlichen Eigenschaften werden wir Gleichheit und nur in den kleinen Zügen individuelle Abweichungen finden. Bildlich gesprochen: die Übereinstimmung herrscht in der Tiefe, die Verschiedenheit an der Oberfläche. Die erstere Tatsache bedarf kaum einer besonderen Erörterung. Sie ist uns für Gebiete wie Australien, das afrikanische Negergebiet, Nord- und Südamerika oder Westeuropa ganz geläufig. Besonders die Sprachen der Naturvölker zeigen, wenn wir von Dialekten, d. h. eben oberflächlichen Verschiedenheiten absehen, oft über weite Strecken eine überraschende Übereinstimmung. — Für die zweite Tatsache sei uns dagegen gestattet einige Beispiele anzuführen. Bei unsern niedersächsischen Bauern sehen wir, wie jede Sage und jedes Lied auf jedem Hofe ihre besondere Variante haben, entsprechend dem Grade von Isolierung, der mit ihrer Siedelungsweise verbunden ist[1]. In Zentralaustralien zerfällt der einzelne Stamm in eine große Anzahl von kleinen Lokalgruppen. Vierzig Köpfe sind für eine solche Schar schon eine ungewöhnlich große Zahl. Das zu diesem Beispiel gehörende Areal von etwa 250 qkm ist freilich ebenso ungewöhnlich ausgedehnt. Der Dialekt ist nach der Angabe unserer Quelle allerdings für den ganzen Stamm einheitlich, aber in den Sitten finden wir bei den einzelnen Lokalgruppen Variationen, die zum Teil mit dem Einflusse der verschiedenen angrenzenden Stämme zusammenhängen. Da jede Lokalgruppe in feste geographische Grenzen eingeschlossen ist und abgesehen von den oben erwähnten periodischen Festlichkeiten nur individuelle Berührungen mit andern Gruppen hat[2], erscheint ein solcher Grad von Differenz als ganz natürlich. Besonders bekannt sind solche oberflächlichen Verschiedenheiten aus dem Bereich unserer eigenen Kultur für das Gebiet der Sprache. Wir wissen, wie kaum zwei Dörfer bei uns in ihrer Sprache vollständig übereinstimmen. Die phonetischen Verhältnisse und der Wortschatz wechseln

überhaupt fehlt, und er sich ohne solche systematischen Vorkehrungen im allgemeinen nicht wahrnehmen läßt. Von dem einzigen Gebiet, über das wir in dieser Beziehung etwas unterrichtet sind, von Australien, wird allerdings ausdrücklich das Gegenteil berichtet: mit einer merkwürdigen Übereinstimmung gehen wenigstens für Zentralaustralien die Neuerungen von Norden aus. Spencer and Gillen, Northern tribes, S. 20.

[1] l'Houet, Zur Psychologie des Bauerntums. S. 34 flg.

[2] Spencer and Gillen, The native tribes, S. 7—9, 305.

wenigstens in einzelnen Bestandteilen von Siedelung zu Siedelung. Namentlich der Wortschatz zeigt für das Bereich einer einheitlichen Sprache in der Regel eine oft erstaunliche Fülle von Synonymen über die Gebiete der verschiedenen Dialekte verstreut. Eine vereinheitlichende Auslese übt auch hier erst die alles nivellierende städtische Kultur. Endlich eine charakteristische Mitteilung von Fritsch[1] über die Amaxosa-Kaffern: „Es sei bemerkt, daß die einzelnen Züge keineswegs die Beständigkeit zeigen, die man . . . erwarten sollte; daß vielmehr vieles nur vorübergehend beobachtet, vieles nur lokal ist und sich vielleicht auf ein Dorf beschränkt, vieles überhaupt nur der wunderlichen Laune eines Despoten entsprungen ist.“

Der Grund für den geringen Grad von kulturellen Abweichungen, den wir hier finden, liegt in den vereinheitlichenden Wirkungen, welche durch die oben geschilderten Prozesse fortgesetzt auf die einzelnen Stämme ausgeübt werden, und zwar sowohl auf ihr Blut wie auf ihre seelische Verfassung wie endlich auf ihre kulturellen Zustände. Es handelt sich dabei nicht nur um Vorgänge der Akkulturation, sondern auch um solche der Konvergenz, sofern die in Rede stehende Vereinheitlichung auch den endogenen Wandel in gleiche Bahnen lenkt[2].

Die zweite Folge der uns hier beschäftigenden Zustände ist eine eigentümliche Verbreitungsweise der einzelnen Kulturgüter. Die meisten von ihnen sind nicht auf einen einzelnen Stamm beschränkt, sondern erstrecken sich über eine größere Gruppe von solchen. In graphischer Darstellung erscheinen uns die Verbreitungsgebiete in der Form irgendwelcher Ovale, welche einen größeren oder geringeren Teil des ganzen Areals überdecken und sich dabei in der mannigfachsten Weise durchkreuzen, jedoch keinerlei Tendenz zu einer konzentrischen Lage zeigen. Dabei werden sich die Grenzlinien für jedes einzelne Kulturgut und auch für jede Abwandlung desselben, z. B. auch für jeden einzelnen Bestandteil des Wortschatzes oder jede einzelne phonetische

[1] Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas, S. 107. Eine ähnliche Äußerung bei v. Martius, Von dem Rechtszustande unter den Ureinwohnern Brasiliens, S. 4.

[2] Ursprüngliche tiefgreifende Verschiedenheiten brauchen natürlich durch den geschilderten Amalgamationsprozeß nicht völlig getilgt zu werden. Unter Umständen werden sich solche vielmehr erhalten. So ist wahrscheinlich die Tatsache zu erklären, daß bei den Stämmen Zentralaustraliens die sprachlichen Unterschiede nach der Versicherung von Spencer und Gillens (Northern tribes S. 19) viel größer sind als diejenigen der übrigen Kultur.

Variation durchweg individuell verhalten: sie werden sich, wie uns das aus sprachlichen Untersuchungen ja bereits bekannt ist, wohl vielfach zu größeren Bündeln zusammenscharen, aber wenigstens auf weite Strecken nicht zu einer einheitlichen Linie zusammenfließen. Dieses Ergebnis entspricht der bekannten Theorie vom Ursprung verwandter Sprachen wie der indogermanischen, wonach dieser sich nicht unter dem Bilde eines sich immer wieder verzweigenden Stammbaumes, sondern unter dem eben angedeuteten einer größeren Menge sich durchkreuzender Kreise darstellt.

Drittens ergibt sich, daß die Beharrungskraft singulärer, d. h. auf einen einzelnen Stamm beschränkter Kulturgüter von geringem Betrage ist: im Durchschnitt werden solche Gebilde bald wieder von der Oberfläche verschwinden. Der Grund dafür liegt darin, daß die Beharrungskraft des einzelnen Stammes selbst ebenso beschränkt ist. Kriege, Krankheiten, Wanderungen lassen ihn, wie schon vorhin angedeutet, als Ganzes verhältnismäßig häufig von der Bildfläche verschwinden. Wir wissen ja auch, daß bei menschenarmen gänzlich isolierten Siedelungen, also in Oasen, auf kleineren Inseln der Südsee oder im arktischen Gebiete ein völliges Aussterben der Bevölkerung nichts Ungewöhnliches ist[1]. Der so eingetretene Verlust wird in der Regel durch eine Vermehrung der Kopfzahl der übrigen vorhandenen Stämme ausgeglichen. Es findet hier also eine Art von Auslese statt, die sich mit Vorgängen des Wachstums und der Verzweigung der überlebenden Gruppen verbindet — ein Vorgang, der im ganzen offenbar dazu beiträgt die Gesamtbevölkerung des Gebietes zunächst in körperlicher, dann aber auch in seelischer und kultureller Hinsicht gleichartiger zu gestalten.

Wir wenden uns jetzt dem zweiten der von uns unterschiedenen beiden Typen zu, den wir vorhin als denjenigen der kulturellen Insel bezeichneten. Es handelt sich hier um eine isolierte Kultur, d. h. um eine solche, welche nur wenig Kontakt mit andern besitzt. Im uneingeschränkten Sinne ist das nur da der Fall, wo eine kleine Gruppe von Menschen, nämlich ein einzelner Stamm in völlig einsamer Lage lebt, wie das auf Oasen oder Inseln stattfinden kann. Diesen zugleich einfachsten und radikalsten Fall haben wir in folgendem im Auge. Die folgenden vier Eigentümlichkeiten lassen sich bei einer

[1] Vgl. Ratzel, Anthropogeographie, II, 67 flg.

solchen Kultur feststellen. Erstens wird sie wenig Neues durch Akkulturation erwerben. Zweitens ist bei allen ihren Kulturgütern die Gefahr des Verlierens verhältnismäßig groß. Zunächst kommt hierfür der eben erwähnte Fall des Aussterbens der Bevölkerung in Betracht. Ferner droht die Gefahr in allen den Fällen, in welchen eine berufliche Spezialisierung mitspricht. Auf den Inseln der Torresstraße gab es z. B. einige Jahre vor 1890 keine Kanus mehr, da die Bootbauer ausgestorben waren[1]. Aber auch ohne eine solche Arbeitsteilung liegen die Verhältnisse hier viel ungünstiger als bei einem mit seinen Nachbarn in regem Austausch stehenden Stamme. Denn ein Aufgeben einer Fertigkeit, ein Schwinden eines Kulturgutes ist an sich bei den Naturvölkern nichts Seltenes. So hatten auf einer der Nikobareninseln einige Eingeborene angefangen, irdene Töpfe zu machen. Als die Verfertiger zufällig bald darauf starben, schrieb man ihren Tod diesem gefährlichen Beginnen zu und gab die Töpferei wieder auf; sie ist seitdem dort verloren[2].

Die dritte Eigentümlichkeit besteht umgekehrt in einer Tendenz zum langen Festhalten einmal erworbener Neuerungen im Sinne der Rückständigkeit. Eine Institution mag in einem Gebiet lebhafter Verkehrsbeziehungen längst durch eine andere vollkommenere ersetzt sein; sie kann in einem ablegenen Bezirke, hat sie einmal den Weg zu ihm gefunden, noch lange beharren, da ihr Ersatz ebenso schwer dorthin gelangt.

Viertens sind die endogenen Neuerungen verhältnismäßig selten und relativ stark von Zufällen beeinflußt. Die Gründe dafür liegen in den folgenden drei Umständen. Erstens ist innerhalb eines kleinen Stammes die Anzahl der führenden Individuen an sich gering — eine Tatsache, die freilich auch für den früher von uns betrachteten Typus gelten würde. Dazu kommen hier aber zwei weitere Momente. Einerseits fallen alle diejenigen Vorgänge der Anregung und Reibung hinweg, welche mit dem Verkehr mit andern Stämmen verbunden sind. Anderseits übt ein solcher Verkehr einen regulierenden Einfluß aus, insofern er, wie vorhin erörtert, den gesamten Bewußtseinszustand der Gruppe demjenigen der Nachbarstämme anzugleichen bestrebt und ihn dadurch vor einseitiger Entwicklung zu bewahren angetan ist.

---

[1] Codrington, The Melanesians, S. 293. Seitdem hat sich übrigens die Bevölkerung durch den Handel von den südlichen Gebieten Neuguineas wieder Kanus zu verschaffen gewußt. Wie aber, wenn dieser Handel fehlte?

[2] Ratzel, Anthropogeographie, II, 699.

Aus diesen Eigentümlichkeiten ergeben sich drei wichtige Folgen. Erstens besitzen die einzelnen Kulturgüter, welche für den uns hier beschäftigenden Kulturtypus charakteristisch sind, gewisse Besonderheiten. Es handelt sich bei ihnen teilweise um rückständige Erscheinungen, teilweise um Gebilde, deren Existenz auf ganz besondern Verhältnissen beruht, die sich anderswo nicht wiederfinden. Endlich auch um solche, bei denen die individuelle Laune, der Zufall oder schließlich eine eigenartige Entwicklung der gesamten geistigen Verfassung der Bevölkerung eine maßgebende Rolle spielt. Überhaupt werden die Kulturgüter im Durchschnitt viel mehr Individuelles und Singuläres an sich haben, als bei einem mit seinen Nachbarn in reger Wechselwirkung stehenden Stamm[1]. Auch eigentümlich entwickelte Dialekte, ja selbst besondere Sprachen nach Art der baskischen oder romanischen gehören hierher.

Die gesamte Kultur eines derartigen Typus besitzt zweitens eine Tendenz zur Armut und zum Tiefstand. Wir berühren hier das Problem des Zusammenhanges zwischen der Art der Gesittung und den geographischen Verhältnissen eines Volkes. Es ist gewiß kein Zufall, daß so tiefstehende Stämme wie die Feuerländer, die Bewohner der Andamanen oder die Eskimos sich dem hier in Rede stehenden Kulturtypus der Isoliertheit unterordnen. Mag auch bei ihnen die Rasse mitsprechen, mögen diese Stämme teilweise aus günstigeren Lagen zurückgedrängt sein, sicherlich ist für ihr tiefes Niveau — mag dieses nun primär oder sekundär sein — ihre abgeschlossene Lage, der Mangel an Anregung und Akkulturation zum großen Teile verantwortlich zu machen. In geringerm Maße gilt dasselbe für solche Kulturen, die zwar im Innern eine größere Anzahl von Stämmen in sich enthalten, hinsichtlich ihrer äußern Umgebung aber, weil sie als Ganzes eine abgeschlossene Lage haben, sich unserm Typus einfügen. So gehören z. B. die Australier, obwohl sie in ihren innern Beziehungen ein klassisches Beispiel für unsern ersten Typus abgeben, in Rücksicht auf die äußern Einwirkungen in ihrer Gesamtheit unserm zweiten Typus an. Und ihr kultureller Tiefstand ist schon oft auf jene Abgeschlossenheit zurückgeführt worden. Auch die Kultur der Basken oder der Isländer könnte man hierher rechnen, in gewisser Beziehung auch diejenige des jüdischen Volkes. Die letztere steht freilich schon um eine erhebliche Stufe höher, sofern sich hier die günstigen Wirkungen, die ebenfalls mit der

---

[1] Vgl. Ratzel, Anthropogeographie, II, 694.

Isoliertheit verknüpft sein können, nämlich die Wirkungen der Schutzlage, bereits erheblich bemerkbar machen. Ähnliches würde für Kulturen wie die ägyptische, die mesopotamische oder die chinesische gelten, bei denen sich in klassischer Weise die vereinseitigenden mit den schützenden Einwirkungen einer abgeschlossenen Lage verbinden.

Wir berühren damit die dritte Eigentümlichkeit unseres Typus. Diese liegt in der Tendenz zu einer gesunden Konsequenz und Einheitlichkeit in der ganzen Entwicklung, wie sie sich aus dem Mangel störender und ablenkender Einflüsse der Akkulturation ergibt. Je engräumiger die insulare Kultur, desto weniger tritt freilich diese Tendenz in die Erscheinung. Sie kann bei engen Dimensionen sogar ersetzt werden durch die Neigung zu einer einseitig zugespitzten Entwicklung. Ziehen wir aber die Grenzen unseres Typus abermals um ein Teil weiter, so können wir auch Kulturen wie die japanische oder englische hierher rechnen; und bei ihnen überwiegen offenbar die günstigen Wirkungen der Abgeschlossenheit [1]. Mit dem Nebeneinander hemmender und fördernder Einflüsse ist es bei diesem Kulturtypus offenbar ähnlich bestellt wie bei dem Individuum: die schwache Persönlichkeit wird durch Isolierung geschädigt, die starke unbeschadet mancher Einseitigkeiten im großen und ganzen durch sie gekräftigt.

Aus unsern bisherigen Betrachtungen ergeben sich zwei wichtige Folgerungen für die Entwicklung der menschlichen Kulturgüter überhaupt. Erstens sehen wir, daß für die Herausbildung starker Unterschiede überall eine lange Isolierung erforderlich ist. Nur eine solche vermag die nivellierenden Einwirkungen des regen Kontaktes aufzuheben und eine hinreichend selbständige Entwicklung zu ermöglichen. Für die Geschichte der menschlichen Sprachen ist diese Tatsache oft in dem Satze ausgesprochen worden, daß die großen Sprachtypen nach Art des Indogermanischen oder Semitischen sich nur in langen Zeiträumen entwickeln konnten, während welcher die Träger dieser Typen eine verhältnismäßig abgeschlossene Existenz führten. Dasselbe würde überhaupt gelten für die Herausbildung der verschiedenen Kulturkreise der Menschheit, deren Feststellung wir die moderne Völkerkunde allmählich zustreben sehen. Dem heutigen Zustande

[1] Über die Eigentümlichkeiten insularer Kulturen vgl. Ratzel, Kleine Schriften. II, 296. Anthropogeographie, 2. Aufl. I, 385 flg. Politische Geographie, S. 551 flg.

überwiegender durchgängiger Entlehnungen zwischen fast allen Gliedern der menschlichen Völkerfamilien müssen lange Zeiten voraufgegangen sein, in denen die Menschheit in eine Anzahl größerer Gruppen zerfiel, deren jede gegen die andere abgeschlossen war. Ein Teil dieser Absonderungen reicht jedenfalls bis in die Urzeit der Menschheit zurück und hängt eng zusammen mit den von der Anthropologie für die Herausbildung der Rassen postulierten Isolierungen [1].

Zweitens müssen Kulturgüter, die heute weit verbreitet sind oder es einmal waren, auf einem ausgedehnten Gebiet entstanden sein oder wenigstens sich entwickelt haben. Mit den letzteren Worten meinen wir die Erreichung eines solchen Zustandes, welcher die Gewähr einer andauernden Behauptung in sich enthält. Denn die letztere, sahen wir oben, ist erst dann gegeben, wenn die Neuerung sich über mehr als einen einzelnen Stamm ausbreitet, wenn also an den Vorgang der Rezeption derjenige der Akkulturation sich angeschlossen hat. So lange eine Neubildung auf einen einzelnen Stamm beschränkt ist, ist ihr Leben allen denjenigen Zufälligkeiten preisgegeben, von welchen überhaupt die dauernde Existenz einer einzelnen Völkerschaft abhängig ist. Dabei sehen wir ganz von der Möglichkeit ab, daß auch auch innerhalb des weiter bestehenden Stammes, wie oben bemerkt, die Neuerung wieder erlöschen kann. Das Gesagte gilt sowohl für die isolierte Gruppe, wie auch für den Fall, daß die Neuerung auf einen einzelnen Stamm innerhalb eines größeren kulturellen Ganzen beschränkt bleibt, weil es ihr für die Weiterverbreitung an der nötigen Resonanz fehlt. Für die Erscheinungen der Sprache ist diese Tatsache bekanntlich von Ratzel vielfach betont worden. Für die Mythologie hat ähnlich Ehrenreich darauf hingewiesen, daß die universell verbreiteten Mythen auf solche Tatsachen und Vorgänge zurückweisen, die sich überall beobachten ließen [2]. Betrachten wir ebenso etwa den Ursprung des Hackbaues, so werden wir unsere frühere Erörterung, daß seine Entstehung nicht als ein einmaliger Akt, sondern als ein langwieriger Prozeß vorzustellen sei, dahin zu erweitern haben, daß auch dieser schöpferische Prozeß nicht als ein einmaliger, sondern als ein vielfach wiederholter zu denken ist. So

[1] Vgl. Karl Weule, Völkerkunde und Urgeschichte im 20. Jahrhundert, Eisenach und Leipzig 1902. S. 40 flg.

[2] Zeitschrift für Ethnologie, Band 38, S. 552 ff.

lange nemlich der Hackbau auf einen kleinen Kreis beschränkt blieb, war er immer wieder mit der Gefahr des Eingehens bedroht. Schwerlich aber vermochte diese Neuerung bei ihrer außerordentlichen Tragweite sich mit einem Schlage ein weites Gebiet zu erobern. Und doch war sie erst, als das eingetreten war, auf eine sichere Grundlage gestellt. Dasselbe werden wir überhaupt für die gesamte primäre Kulturschicht behaupten müssen, d. h. für alle jene einfachsten Kulturgüter, welche sich in universeller Verbreitung auf den tieferen Stufen vorfinden [1]. In jenen ältesten Zeiten, in denen auf allen Gebieten die Grundlagen der Kultur gelegt wurden, war nach Analogie aller Tierarten zu schließen die Menschheit jedenfalls viel weniger zahlreich als heute und daher auch nicht mit derselben Intensität verbreitet. Wir müssen statt dessen entweder an eine große Anzahl kleiner isolierter Gruppen oder an größere Gebiete denken, innerhalb deren der Zusammenhang zwar nicht vollständig fehlte, aber doch recht schwach war und oft zerstört wurde [2]. Im erstern Fall war die Durchsetzung eines neuen Kulturgutes natürlich mit ganz besondern Schwierigkeiten verknüpft. Wie unendlich oft mag hier der eben angesponnene Faden wieder zerrissen sein! Aber auch im zweiten Fall mögen Neuerungen recht lange auf einzelne kleine Gruppen beschränkt gewesen sein, bei ihnen bald aufleuchtend, bald wieder verlöschend, ehe sich eine ausgedehntere Akkulturation vollzog. Erwägt man weiter alle die Aufwendungen an Arbeit, Zeit und Initiative, die in diesem Mechanismus der Neuerung enthalten sind, so wird man alles andere eher für denkbar halten, als daß derartige Schöpfungen das Werk einer Person gewesen sein können [3].

Zum Schluß noch ein Wort über den inneren Gehalt der Neuerung, seinen Betrag und seine Art. Vor einer Überschätzung überhaupt zu warnen wird kaum noch nötig sein.

[1] Über den Inhalt dieser Kulturschicht vgl. Ratzel, Anthropogeographie, II, 693.

[2] Die Existenz des ersten Typus vertritt Ratzel, Zeit und Raum, S. 21.

[3] Mit erfreulicher Übereinstimmung wird diese Auffassung von verschiedenen Ethnologen vertreten, z. B. Schurtz, Urgeschichte der Kultur, S. 241; Frobenius, Die reifere Menschheit, S. 354; Ed. Hahn, Das Alter der wirtschaftlichen Kultur, S. 31.

Daß das Wort: victi victoribus legem dederunt, auf diesem Gebiete gilt, muß uns als selbstverständlich erscheinen, soweit und in dem Maße, als es sich um wesentliche und tief eingewurzelte Kulturgüter handelt. Je innerlicher und edler diese sind, desto mehr müssen wir im Bereich der höheren Kultur die Halbheit und Gebrochenheit, das Durchbrechen des Niedrigen, das zähe Geltendmachen des Trivialen zu den ebenso selbstverständlichen wie schmerzlichen Attributen der Güter unsers Lebens rechnen. Es kommt dabei die Tatsache zur Geltung, daß die Entwicklung auf dem geistigen Gebiet nicht ein einfaches Nacheinander, sondern eine Vermehrung des Nebeneinander bedeutet: die älteren Zustände schwinden vor der neuen Entwicklung nicht, sondern bleiben neben ihr bestehen. So erhält sich der Aberglaube neben der Wissenschaft, das Heidentum neben dem Monotheismus, der Zauberglaube neben dem Kultus, die naturhafte und dingliche Auffassung des religiösen Heils neben der persönlich geistigen. Ausdrücklich sei darauf hingewiesen, daß der Maßstab für die Größe einer schöpferischen Leistung nicht in ihrer Originalität im ganzen liegt, sondern in der Fähigkeit der Verknüpfung von Rezeptivität und Produktivität, in der Gabe der schöpferischen Assimilation und Synthese. Nicht nur den äußern Siegeslauf sondern auch den überragenden Wert des Christentums hat so Gunkel eben aus seinem synkretistischen Charakter ableiten wollen. Stephenson ist von Max v. Weber[1] geradezu als ein Eklektiker bezeichnet worden, ohne daß dieser damit seine Bedeutung verringern wollte: die Verwendung des Hochdruckes im Kessel und die Einsicht in die Adhäsion zwischen Schiene und Lokomotive übernahm er von Vorgängern und eine gewichtige Verbesserung, nämlich die Art der Unterbringung der Heizung, wurde ihm von einem Laien fast aufgenötigt. Und was tat Jenner mehr, als daß er zwei verschiedene Arten des Pockenschutzes, deren jede an sich in weiten Volksschichten längst bekannt und geübt war, miteinander kombinierte und das neue Verfahren rationalisierte und systematisierte? Wobei ihm mit dieser Verknüpfung sogar einige ungebildete Männer bereits vorangegangen waren. Wir müssen uns an den Gedanken gewöhnen, daß bei der Würdigung schöpferischer Leistungen eine scharfe Grenze zwischen Rezeptivität und Produktivität nicht gezogen werden darf; so wie diese Grenze auch in genetisch-psychologischer Hinsicht völlig verwischt ist, indem der

[1] Aus der Welt der Arbeit. S. 347.

schöpferische Geist aus einer Menge für andere Menschen belangloser Eindrücke geistige Speise zu gewinnen weiß und umgekehrt einer derartigen Anregung fortgesetzt bedarf. Eine treffende Würdigung liegt daher darin, wenn Goethe von Hildebrand einmal als ein „großer Nehmer" bezeichnet wird[1].

Anhangsweise sei hier die bekannte Streitfrage: Entlehnung oder Wiederholung? mit einigen Worten gestreift. Auf drei Punkte sei kurz hingewiesen. Erstens ist vor dem Irrtum zu warnen, als ob die Entscheidung für die Entlehnung gleichbedeutend sei mit der Annahme eines einmaligen Ursprungs. Daß von einem solchen bei erheblichen Neuerungen nicht die Rede sein kann, haben wir hinlänglich gesehen. Zweitens ist die des öftern aufgestellte Regel: an eine Entlehnung darf man nur dann denken, wenn die neue Institution sich aus den bisherigen Zuständen desselben Volkes nicht restlos erklären läßt, nicht richtig. Denn wo die Disposition zu einer Neuschaffung vorhanden ist, da existiert erst recht eine solche zu der Rezeption einer entsprechenden von außen herantretenden Neuerung. Die Entstehung des Eisenbahnwesens in Deutschland z. B. oder die preußische Reorganisation nach 1806 lassen sich vom Standpunkt einer Betrachtung, welche wegen ihres großen Abstandes feinere Züge nicht mehr wahrzunehmen vermag, gewiß aus den damaligen Zuständen ableiten. Drittens übersehen die einschlägigen Erörterungen häufig die universelle Existenz einer breiten gemeinsamen Unterschicht im seelischen Leben, welche bei den Völkern aller Kulturstufen verbreitet ist. Die höhere Entwicklung des geistigen Lebens, sagten wir eben, bedeutet nicht den einfachen Ersatz des Niedrigen durch einen höheren Typus, sondern das Auftreten des einen neben dem Weiterbestehen des andern. Dieser Gesichtspunkt kommt z. B. zur Geltung für die Frage, wie weit das Christentum insbesondere in seinen Sakramenten vom Heidentum beeinflußt wurde. Bei der großen Masse der Gläubigen, die mitten in einer heidnischen Umgebung lebten, zum Teil aus diesem Milieu stammten, kann eine solche Einwirkung nicht bestritten werden. Aber auch für die führenden Individuen ist wenigstens die Möglichkeit einer

[1] R. Hildebrand, Beiträge zum deutschen Unterricht, S. 105.

solchen in geringerem Maße in Frage zu stellen. Denn Bilder, die sich aus der Umgebung aus tieferen Schichten in das Denken eingeschlichen haben, dienen diesem zum Ausruhen. Sie beeinflussen es unwillkürlich und sind insbesondere die Quelle starker Gefühlswirkungen[1]. Die Umgebung — falls eine solche in dem hier in Betracht kommenden Sinne vorhanden ist — muß in solchen Fällen auf den Unterstrom des Denkens einwirken.

Wie wenig die einschlägigen Erörterungen die hier in Betracht kommenden psychologischen Fragen in der Regel berücksichtigen, das sei noch kurz an dem folgenden Beispiel erläutert. Joest (Das Tätowieren, S. 18) will in manchen Kinderspielen wie Reifen- und Ballspiel, aber auch z. B. in der Sitte russischer Knaben, kleine Brettchen mit Lichtenden auf den Fluß zu setzen, ein harmloses Spiel, d. h. etwas Ursprüngliches erblicken, nicht Nachwirkungen von Riten, welche sich auf die Sonnnenscheibe oder ihr Untertauchen in das Urmeer bezogen. Hier ergeben sich bei genauer Erwägung folgende Fragen: waren die Kinder immer fähig, dieses Spiel zu erfinden? warum geschah das dann nicht schon in jener Urzeit? Oder vielmehr: waren sie damals imstande, spontan diese Spiele zu schaffen, dann mußten sie schon viel früher durch jene Riten zu einer Nachbildung ihres Inhalts veranlaßt werden. Oder waren sie damals gerade nicht zu dieser Schöpfung imstande? Dann ist diese Fähigkeit doch nichts so Selbstverständliches und nichts universell Verbreitetes, sondern an gewisse Bedingungen gebunden. Macht man mit der letzten Einschränkung Ernst, so erhebt sich die Frage nach den besonderen historischen Bedingungen und Ursachen des Ursprungs jener Spiele.

8. Die letzten Ursachen des Kulturwandels. Entwicklungstendenzen.

Wir haben bisher den Kulturwandel als einen jedesmaligen einzelnen Prozeß von relativ selbständigem und isoliertem Charakter behandelt. In den meisten Fällen enthält aber diese Voraussetzung eine Vereinfachung des wirklichen Sachverhalts. Wenigstens auf höheren Stufen ist der einzelne Wandel durchweg in größere Zusammenhänge verflochten und bekommt dadurch einen komplizierteren Charakter. Zur Aufklärung dieser Dinge wollen wir etwas weiter ausholen und zunächst die Frage beantworten: welches sind die letzten Ursachen eines Kulturwandels? d. h. diejenigen

[1] Vgl. oben S. 80.

Tatsachen, welche ihrerseits hinter den maßgebenden Bedürfnissen als treibende Kräfte stehen? Um uns den Sachverhalt recht deutlich zu machen, gehen wir von der Fiktion eines völlig isolierten Stammes aus, bei dem wir überdies einen Gleichgewichtszustand voraussetzen zwischen seiner Kultur einerseits und seiner seelischen Verfassung und seinen äußeren Verhältnissen anderseits. So lange diese beiden Annahmen erfüllt sind, ist für ihn offenbar ein Kulturwandel ausgeschlossen. Welche Ereignisse können nun diesen Ruhezustand aufheben? Vier Möglichkeiten kommen in Betracht. Erstens eine Berührung mit andern Stämmen. Zweitens ein Wandel der äußeren Verhältnisse, ein Wechsel des Ortes oder der Naturausstattung, geographische Veränderungen, endlich die Auffindung neuer Naturschätze, und mögen diese letzteren auch nur eine Art von Steinen sein, die einen neuen Schmuck abgeben. Drittens ein Wechsel in dem Menschenmaterial und seinen Verhältnissen, Zunahme oder Rückgang der Bevölkerung, Veränderung der Kopfzahl einer Teilgruppe und ähnliches. Endlich kann ein bestimmter Wandel weitere Veränderungen zur Folge haben.

Die durch derartige Anstöße hervorgerufenen Wandlungen können einen zwiefachen Charakter haben. Sie können von relativ einfacher und von recht verwickelter Natur sein; es kann sich um kurze und um lange Kausalreihen, um vorwiegend direkt und um vorwiegend indirekt veranlaßte Veränderungen handeln. Wir werden demgemäß zwischen zwei Typen des Kulturwandels unterscheiden müssen, die wir in der Folge als denjenigen des unmittelbaren und denjenigen des mittelbaren oder als denjenigen des einfachen und denjenigen des verwickelten Wandels bezeichnen wollen. Der eine ist durch eine kurze, der andere durch eine lange Dauer der Veränderungen gekennzeichnet. Bei dem ersten Typus wirkt die Ursache rasch und in einfacher Weise: das Gleichgewicht wird schnell wieder hergestellt. Die Veränderungen treten ziemlich selten und als isolierte Prozesse auf, die wenig Tendenz zum Übergreifen auf andere Kulturgebiete besitzen. Dieser Typus herrscht überwiegend bei den Naturvölkern und in geringerm Grade auch noch bei den Halbkulturvölkern. Bei dem zweiten Typus dagegen, der auf der Stufe unserer Kultur fast ausschließlich vorkommt, treten uns Entwicklungstendenzen und Entwicklungsreihen entgegen, derart, daß der einzelne Wandel durchweg in größere Zusammenhänge eingebettet ist. Insbesondere beobachten wir die beiden Erscheinungen der Steigerung und des Überstrahlens:

ein Wandel geht in seinem speziellen Gebiet stufenweise vor sich und hat eine Tendenz auf andere Kulturgebiete überzugreifen. Sehr verwickelt wird der Sachverhalt ferner dadurch, daß eine große Anzahl derartiger Prozesse nebeneinander herlaufen und sich gegenseitig beeinflussen und daß durch die vorhin genannten vier Ursachen fortgesetzt wieder neue Wandlungen ausgelöst werden und so die mannigfachsten und unberechenbarsten Kreuzungen und Verknüpfungen entstehen. Von jenen genannten vier Ursachen treten freilich die ersten drei hier an Häufigkeit und Bedeutung bei weitem vor der letzten zurück: vor allem ist es der Kulturwandel selbst, der durchweg in komplizierter Weise den Kulturwandel im Sinne der Steigerung und des Überstrahlens hervorruft. Der Grund liegt teils in einer Verschiebung der Beweggründe, teils in einer allmählichen Steigerung und Verschärfung der den Situationen entsprechenden Bedürfnisse; denn mit den äußeren Veränderungen wandelt sich in Wechselwirkung mit ihnen auch die seelische Struktur. So steht die westeuropäische Bevölkerung seit einem Jahrhundert unter der Herrschaft des Nationalitätsprinzips, so herrscht heute im Gebiete der Wirtschaft die Tendenz der Rationalisierung, im ganzen Gebiete des Geschmackes und des Stiles diejenige der Mobilisierung und Urbanisierung[1]; wobei freilich alle diese Tendenzen, weit davon entfernt sich geradlinig durchzusetzen, in der mannigfachsten Weise von andern Kausalreihen wie denen der äußeren Politik oder des intellektuellen Lebens durchkreuzt werden. Eine derartige Entwicklungstendenz liegt auch den meisten Erscheinungen des Lautwandels zugrunde. Die Gleichmäßigkeit, mit der sich solche über weite Strecken hin ohne direkten Kontakt vollziehen, beweist, daß Kräfte von allgemeiner Wirksamkeit ihn lenken, welches diese auch im einzelnen sein mögen. In letzter Linie muß es sich um Wandlungen der seelischen Struktur, um eine Art Verschiebung des Zentralpunktes für die in Betracht kommenden Assoziationssysteme handeln. Für den Vorgang der Beugung pflegen die Linguisten diesen Sachverhalt wohl so auszudrücken, daß sie von einer Verschiebung der maßgebenden Analogien sprechen: indem gewisse Formen der Beugung aus irgendwelchen Gründen an Häufigkeit gewinnen, steigt auch der paradigmatische Einfluß, den sie auf andere ausüben, und sie ziehen so immer mehr von diesen zu sich herüber[2].

---

[1] Über den Sinn dieser beiden Begriffe vgl. Werner Sombart, Der moderne Kapitalismus. II. 819 f.

[2] Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte[3] S. 100 flg.

Das Tempo derartiger Entwicklungsreihen kann sehr verschieden sein. Im Bereich des modernen Heerwesens sehen wir z. B. den technischen Wandlungen, welche in der Veränderung der Bewaffnung bestehen, allmählich solche folgen, die sich auf die Art der Gefechtsführung und auf die gesamte Ausbildung des einzelnen beziehen. Die zweite Reihe bleibt jedoch an Geschwindigkeit hinter der ersten erheblich zurück. Hat doch auch bei der ersten die Initiative einzelner Personen einen viel größeren Spielraum als bei der zweiten, die viel mehr von der innern Verfassung der Massen abhängt. Schon dieses Beispiel zeigt den Zusammenhang zwischen dem Tempo und dem Grade der Wesentlichkeit oder Eingewurzeltheit eines Kulturgutes. Je stärker dieser Grad ist, desto langsamer wird die Verschiebung der innern Zustände den Schwellenwert der Wandlung erreichen. Besonders im Gebiete des geistigen Lebens ergibt sich daraus, soweit es sich nicht um bloße Modeströmungen handelt, eine gewisse Langsamkeit des Wandels: ganz allmählich entstehen und wachsen die der neuen Richtung zugekehrten Tendenzen im Innenleben. Einer langen Aufspeicherung, einer Art von Stauung bedürfen sie, ehe sie sich realisieren können. Die äußere Unstetigkeit ihres Hervortretens kontrastiert mit der Stetigkeit ihrer innern Entstehung. Da letztere sich nicht genau nachrechnen läßt, erscheint dem Historiker jener Zeitpunkt leicht im Lichte einer völlig unberechenbaren Zufälligkeit.

Der eben geschilderte Typus des mittelbaren Kulturwandels herrscht, wie schon bemerkt, im Bereiche unseres Kultursystems fast ausschließlich, wenigstens soweit es sich um wesentliche Kulturgüter handelt; in geringerer Häufigkeit und in schwächerer Ausprägung kommt er auch bei den Halbkulturvölkern und in abermals verminderter Frequenz und Intensität auch schon bei den Naturvölkern vor. Bei den letztern sind einerseits gewisse Erscheinungen der Akkulturation hierher zu rechnen. So stoßen wir im mittlern Australien auf gewisse Vorgänge des Austausches und des allmählichen Ausgleichs bestimmter Institutionen, welche sich auf die Organisation des Stammes und der Familie beziehen [1]. Anderseits kommen hier gewisse Tendenzen zur einseitigen Zuspitzung in Betracht, welche gerade für die Zustände der Naturvölker vielfach charakteristisch sind. Schurtz schildert sie

[1] Spencer and Gillen, Native tribes, S. 12. Northern tribes, S. 121.

mit folgenden Worten[1]: „Es gibt kein Extrem der Daseinsmöglichkeiten, das nicht hier oder da durchgeführt worden wäre, ohne, wie bei den Kulturvölkern, bald an der eigenen Fratzenhaftigkeit zugrunde zu gehen: äußerster Kommunismus und Vereinigung alles Besitzes in einer Hand, Askese und wüste Völlerei, Demokratie, die an Anarchie streift, und strammster Despotismus, Frauenknechtung und Weiberherrschaft, verwickelte Heiratsverbote und freie Liebe wuchern lustig neben- und durcheinander, ohne sich gegenseitig zu korrigieren. Am deutlichsten und ihrem eigentlichen Wesen nach am verständlichsten erscheinen die Monstrositäten in Schmuck und Tracht". Wenigstens ein Teil dieser Erscheinungen ist wahrscheinlich auf primitive Entwicklungstendenzen und nicht auf die fortgesetzte zufällige Anhäufung heterogener Anstöße zurückzuführen. Insbesondere werden wir dieses von vielen einseitig gesteigerten Erscheinungen von modeartigem Charakter, speziell von solchen aus dem Gebiete der Sitte und des Geschmacks, annehmen müssen. Sehen wir doch auch bei uns, wie Modeströmungen, und zwar auch auf geistigem Gebiete sich gerne rasch verschärfen; wobei dann freilich viel schneller als bei den Naturvölkern die Bewegung in ihr Gegenteil umzuschlagen pflegt[2]. Der Grund für diese Neigung zur raschen Verstärkung liegt offenbar in dem geringeren Grade von sachlichem Widerstand, auf welchen die Neigung zur Neuerung vielfach bei den Naturvölkern stößt, soweit dabei Rücksichten der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit in Betracht kommen. Bei uns ist wegen der größeren Rationalität unserer Gesittung und wegen der stärkeren wechselseitigen Verflechtung der einzelnen Kulturgüter untereinander sowohl die Beharrungstendenz wie der Antrieb zur konsequenten steten Wandlung gegenüber den Naturvölkern gesteigert, die ganze Dynamik des Kulturprozesses also erhöht. — Eine derartige Beweglichkeit ist freilich auf solche Kulturgüter beschränkt, bei denen der Wandel keine großen Leistungen in sich schließt. Ganz anders da, wo das letztere der Fall ist, wie z. B. auf dem wirt-

---

[1] Schurtz, Urgeschichte der Kultur. S. 64.

[2] Ein hübsches Beispiel für dieses Verschärfen und Umschlagen enthält das Buch: Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre von einem thüringischen Landpfarrer, 3. Auflage, S. 259. Ein junger Pfarrer, heißt es dort, versuchte energische Reformen, zunächst mit überraschend großem Erfolge, durchzuführen: „Ganz im stillen aber bahnte sich eine Reaktion an, man ließ den Pfarrer weiter und weiter vorgehen, bis er sich unmöglich gemacht hatte".

schaftlichen Gebiet. Hier ist die Tendenz, die einmal erprobte Methode bis zur höchsten, virtuosenhaften Vollendung auszubilden — man denke z. B. an gewisse bis zur Raffiniertheit ausgebildete Methoden der Jagd bei den Naturvölkern, an die Vorrichtungen zur künstlichen Bewässerung beim Hackbau, die unmittelbar zum eigentlichen Gartenbau hinüberleiten —, viel stärker als die Neigung, neue Bahnen zu betreten. An sich gilt das freilich auch für unsere eigene Kultur, aber doch in erheblich geringerem Maße. Viel mehr als bei uns ist bei den Naturvölkern die Losung: Beharren im Großen, raffinierte Ausnutzung und Anpassung im Kleinen.

Unzweifelhaft ist der Sachverhalt bei den großen Einseitigkeiten der seßhaften Halbkulturvölker besonders im Gebiete der Politik, der Religion und der philosophischen Dialektik. Schon ein vergleichender Blick auf die parallelen Erscheinungen unseres Mittelalters beseitigt jeden Zweifel an der Herrschaft von Entwicklungstendenzen. Es sind das offenbar Gegenstücke zu den Erscheinungen der Reduktion, wie sie uns z. B. gegenwärtig vielfach das religiöse Volksleben des Katholizismus mit seiner Tendenz zur Verdünnung und Abschwächung des Kultus zeigt, oder zu den Vorgängen des Ausklingens, wie sie sich im Gebiet unserer bäuerischen Kultur seit Jahrzehnten abspielen; auch bei diesen liegt die Wirksamkeit von Entwicklungskräften, die das Alte schrittweise zurückdrängen, auf der Hand.

Das Vorherrschen des einen oder des andern der beiden hier unterschiedenen Typen des Kulturwandels ist verbunden mit tiefgreifenden Unterschieden in der Struktur des Seelenlebens und in der Physiognomie der gesamten Kultur. Derartige Unterschiede und Unterscheidungen zwischen den Natur- und den Kulturvölkern sind uns ja geläufig; hier drängt sich uns jedoch ein neuer Gesichtspunkt für sie auf: es handelt sich um den Gegensatz von *stabilen und labilen Zuständen*. Wo der einfache Kulturwandel überwiegt, da wird, besonders wo die Akkulturation nicht zu lebhaft ist, ein Zustand relativen Beharrens herrschen; eine größere Anzahl isolierter ziemlich rasch vorübergehender Veränderungen wird diesen Charakter nicht aufzuheben vermögen. Die Herrschaft von Entwicklungsrichtungen dagegen mit ihrer Fülle von Kreuzungen und Gegensätzen bringt eine fortwährende Unruhe und Spannung mit sich und eine Verwickeltheit in der Geschichte jedes einzelnen Kulturgutes, die typisch ist für das

Wesen des Historischen mit seiner Neigung zur Komplikation und Irrationalität [1].

9. Der irrationale Charakter der Kultur und das Wesen des Historischen.

Das Wesen des Historischen ist uns durch die vorhergehenden Erörterungen von verschiedenen Seiten nahe getreten. Wir können diese Eindrücke dahin zusammenfassen: das Wesen des Historischen widerstrebt der Konstruktion. Deren Eigentümlichkeit aber besteht in der Neigung zwischen Ursache und Wirkung überall ein adäquates Verhältnis vorauszusetzen, von der Wirkung also auf eine ihrem Wesen entsprechende Ursache zu schließen. Nach dieser Auffassung ist bekanntlich z. B. die Religion aus einem religiösen, die Kunst aus einem ästhetischen Gefühl, die Wissenschaft aus einem spontanen theoretischen Interesse hervorgegangen. Der Protestantismus entsprang nach ihr aus dem Geiste des Rationalismus, der überhaupt die Neuzeit beherrscht; ebenso wie das deutsche Reich mit Notwendigkeit aus dem allgemeinen nationalen Einheitsverlangen erwachsen sein soll. Die treibenden Kräfte erblickt diese rationalistische Betrachtung des Historischen überall in gewissen Bedürfnissen, die teils der allgemein menschlichen Natur angehören, teils mehr temporär begründet sind, die aber immer von wesenhafter Natur sind und daher mit Notwendigkeit auftreten, und die immer stark genug sind um sich durchzusetzen. Dem gegenüber vertritt der Historiker den Standpunkt des Irrationalismus. Er widerspricht insbesondere in zwei Punkten. Erstens ist das Auftreten von Bedürfnissen im allgemeinen keine unbedingte Notwendigkeit, ihr Entstehen hängt vielmehr häufig von durchaus inadäquaten, in diesem Sinne zufälligen Ursachen ab. Zweitens entspringt auch das Durchdringen derartiger Bedürfnisse in der Regel aus keiner innern Notwendigkeit, sondern hängt wiederum von den besondern Konstellationen, insbesondere oft von einem Zusammentreffen heterogener Ursachen ab. Drittens, können wir hinzufügen, wird ein solches Bedürfnis selten in adäquater Form befriedigt. Wir wollen diese drei Thesen jetzt etwas näher erläutern.

Von der ersten ist der spezielle Fall der Verschiebung

---

[1] Die seßhaften Halbkulturvölker stehen auch in diesen Dingen zwischen den Natur- und den Kulturvölkern, jedoch den erstern näher als den letztern.

der Motive insbesondere aus dem Gebiete der Geschichte der Sitte hinlänglich bekannt. So ist das Gastrecht nicht aus humanen Beweggründen, die Blutrache nicht aus der Absicht des Rechtsschutzes hervorgegangen. Die Institution ist in beiden Fällen älter als das Motiv, welches sie heute erhält oder miterhält. So konnte auch der Kapitalismus nicht aus dem Geiste des modernen Unternehmertums, der ihn heute trägt, erwachsen; denn woher sollte dieser Geist kommen, ehe er Gelegenheit zu seiner Betätigung gefunden hatte? Ein ähnliches Problem bildet die Entstehung der protestantischen Denkart; denn dem heutigen Protestantismus, der wenigstens in seinen freieren Abschattierungen der modernen Lebensführung mit ihrem Individualismus, ihrem Diesseitigkeitssinn und ihren Kulturinteressen zugewandt ist, ging ein anderer voraus, der eine streng kirchliche Kultur und ein absolutes Supremat der Bibel zu verwirklichen strebte und an Jenseitigkeitsdrang der katholischen Kirche nicht nachstand. Auch hier ist also die heutige Gesinnung in der Hauptsache aus ihrem Gegenteil hervorgegangen. Treffend formuliert das sich daraus ergebende Problem Ernst Troeltsch mit den Worten: „Aus der kirchlichen Kultur des Protestantismus kann kein direkter Weg in die kirchenfreie moderner Kultur führen. Seine . . . Bedeutung hierfür muß vielfach eine indirekte oder sogar ungewollte sein . . .[1]". Ebenso treffend ist die Formulierung S. 28: „die Paradoxie löst sich auf, wenn wir dem mit dieser Problemstellung gegebenen Fingerzeig folgen und die Wirkungen großenteils in indirekten und in unbewußt hervorgebrachten Folgen, ja geradezu in zufälligen Nebenwirkungen, oder auch in wider Willen hervorgebrachten Wirkungen suchen"[2].

Wir sehen: viele Institutionen, besonders solche von edlem Charakter, gleichen in die Höhe strebenden Bauten, die sich nur auf einem bestimmten Fundament erheben können, das mit ihnen selbst seinem Wesen nach nichts gemein hat. Ohne Bild gesprochen: Ursache und Wirkung stehen bei der Entstehung und Entwicklung von Kulturgütern häufig in einem starken quantitativen und qualitativen Mißverhältnis. Die Bewußtseinsvorgänge, welche heute eine Institution tragen, setzen für ihr Wirksamwerden die fertige Situation vielfach schon voraus. Um so dringlicher aber

[1] Ernst Troeltsch, Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt, S. 18.

[2] Daß daneben Troeltsch noch einen direkten Kausalnexus im Sinne einer Entwicklungstendenz, freilich von geringer Intensität, annimmt, kommt in diesem Zusammenhang nicht in Betracht.

erhebt sich dann die Frage: wodurch entstehen jene Situationen, woher kommt jenes Fundament? Handelt es sich dabei etwa um eine Art prästabilierter Harmonie, die an allen jenen Stellen ein Fundament hervorzaubert, die sich für die großen Bauten eignen?

Tatsächlich sind hierbei zwei Typen zu unterscheiden. In vielen Fällen sind in der Tat Entwicklungstendenzen und -richtungen vorhanden. Schon das individuelle Leben, besonders in seinem kindlichen Stadium, zeigt uns deren Existenz und Wirksamkeit. Mit allgemeiner Regelmäßigkeit gewahren wir hier den Übergang vom Zwang zur Freiheit, von der Furcht zur Liebe und Neigung, vom Sinnlichen zum Geistigen. Daß es bei Kulturgütern wie Religion, Kunst, Wissenschaft, Sitte oder Recht vielfach ebenso zugeht, ist fast selbstverständlich. Vielleicht ebenso häufig aber sehen wir auch die Notwendigkeit durch Unberechenbarkeit und Zufälligkeit ersetzt. Es können sich auch diese letzteren Momente mit den Tendenzen der andern Art verbinden. Es können z. B. Entwicklungstendenzen existieren, aber zu schwach sein, um sich ohne das Eingreifen gröberer, heterogener Motive durchzusetzen. So sind die Konstitutionen des neunzehnten Jahrhunderts nicht allein aus dem Individualismus der erstarkten Bourgeoisie erwachsen, sondern ebensosehr spricht dabei mit das Verlangen der Staaten nach einer erhöhten äußern Leistungsfähigkeit, die sich auf die gesamten Kräfte der Nation stützt. So waren auch in dem früheren Protestantismus wohl gewisse Tendenzen im Sinne des modernen Geistes vorhanden. Denn die Abwandlungen, welche er in Familie, Staat, Wirtschaft, Wissenschaft und kirchlicher Lehre gegenüber der katholischen Kirche mit sich gebracht hat, enthalten gewisse Bestandteile eines Fortschrittes in sich. Aber diese sind an sich auf jedem Gebiet von recht beschränkter Tragweite. Eine nennenswerte Bedeutung gewinnen sie nur durch ihre Summation. Viel mehr aber kommen die indirekten, heterogenen Wirkungen in Betracht: die tatsächliche Stärke, welche der Staat unabhängig von den eigentlichen Intentionen der neuen Kirche und gegen sie erhielt, und die bloße Tatsache des Schisma, der Existenz dreier infallibeler Kirchen nebeneinander, welche die Kraft der Kirchenkultur zu brechen angetan war[1].

---

[1] Vgl. Troeltsch a. a. O., insbesondere das zusammenfassende Urteil S. 29: „Der Zufall, d. h. die Verbindung mehrerer von einander unabhängiger Kausalreihen, darf in solchen Dingen nicht unterschätzt werden. Die große Hauptlinie der direkten Ideenentwicklung wird dadurch aber nicht aufgehoben, sondern nur vor Unklarheit und Unordnung geschützt".

Noch stärker ist die Komponente des Zufälligen nach der Darstellung Georgs von Below bei der Rezeption des römischen Rechts in Deutschland[1]. Freilich zeigt das einheimische deutsche Recht zur Zeit der Rezeption infolge der veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse eine gewisse Tendenz sich im Sinne des römischen umzubilden. Aber ein Bedürfnis nach der Aufnahme des letzteren entstand daraus ebensowenig wie etwa aus den politischen Interessen der Landesherren. Ein Bedürfnis nach einem anders gearteten Recht war allerdings vorhanden, aber dieses hatte nur einen formalen Inhalt. Es richtete sich einerseits auf die Einheitlichkeit des Rechtes, besonders bei den obersten Instanzen wie dem Reichskammergericht und bei den damit zusammenhängenden Kodifikationen. Anderseits verlangte man nach einem Recht, welches sich für den Berufsrichter, für das systematische Studium und für den berufsmäßigen Betrieb eignete. Das zersplitterte, unkodifizierte, aus der Laientätigkeit erwachsene deutsche Recht war hierfür wenig geeignet, weniger jedenfalls als das römische. Wiederum ist aber dieses Bedürfnis noch nicht die Ursache der Rezeption, sondern mehr schon deren Folge. Die letzten Anlässe für diese lagen in der Gelegenheit zu seinem Studium an den italienischen Universitäten, in derem vermehrten Besuch durch Deutsche seit dem vierzehnten Jahrhundert — wahrscheinlich ein besonderer Fall der Neigung zur Akkulturation gegenüber höher geschätzten Kulturen — und in einer Verschiebung der Beweggründe: anfänglich nur in Verbindung mit dem kanonischen Recht studiert, gewann das römische aus innerer, freilich zum Teil wohl kulturell begründeter Wertschätzung heraus allmählich einen weitern Raum im Studium. Diese wachsende Beschäftigung mit dem ausländischen Recht war ursprünglich also ein Zufall, zum Teil geradezu eine Modesache: ein Zweck wurde erst später hineingelegt. Eine glückliche Fügung freilich war es, daß diese Neigung den wirtschaftlichen Bedürfnissen zum Teil entsprach.

Gerade bei der Akkulturation hat der Zufall offenbar einen großen Spielraum. Selbst wenn eine national abgeschlossene Kultur in sich von einer streng einheitlichen Entwicklung beherrscht ist, kann diese doch durch das Eingreifen fremder Kausalreihen leicht durchbrochen werden. Allerdings erfordern wesentliche Kulturgüter, so sahen wir oben (S. 120 f.), für ihre Aufnahme einen Zustand der Reife. Aber diese Restriktion erleidet ihrer-

---

[1] Georg von Below, Die Ursachen der Rezeption des römischen Rechts in Deutschland. München und Berlin 1905.

seits wieder zwei erhebliche Einschränkungen. Erstens genügt eine gewisse Annäherung an den Reifezustand, wie uns das z. B. die Rezeption des Eisenbahnwesens auf dem westeuropäischen Kontinent zeigt. Zweitens läßt sich zwischen den wesentlichen und den unwesentlichen Kulturgütern keine scharfe Grenze ziehen. Insbesondere kommt die Verschiebung der Beweggründe in Betracht. Es können Neuerungen als Modeerscheinungen rezipiert werden, um alsdann eine viel tiefere Bedeutung zu gewinnen, wie uns das zum Teil das letzthin erörterte Beispiel zeigte. Ebenso kann das Vorbild irreführen und zu dem Versuch reizen inadäquate Institutionen sich anzueignen. So ließ das Vorbild des imperium romanum im Mittelalter nach einer Weiträumigkeit der politischen Einheit streben, welche über die Fähigkeit einer straffen administrativen Organisation im Innern weit hinausging[1]. Selbst so wesentliche Züge der modernen westeuropäischen Zustände wie das Nebeneinander einer Anzahl gleich starker Staaten und die Teilung der geistlichen und der weltlichen Macht in ihnen wären nach Hintze nicht ohne den zufälligen Einfluß desselben Vorbildes zustande gekommen: denn indem sowohl die Kirche wie die Fürstlichkeiten die volle Suprematie des einstigen imperium romanum sich zu eigen zu machen strebten, hielten sie sich gegenseitig in Schach. Ähnlich ist es auch mit der Entstehung der Gutsherrschaft im Osten Norddeutschlands bestellt, welche einen großen Landbesitz mit gewissen Privilegien und der administrativen Gewalt in einer Hand vereinigt. Die Vorzüge der Gutsherrschaft, welche in wirtschaftlichen Vorteilen, der Befriedigung des Machtverlangens und derjenigen der Eitelkeit bestehen, mußten erst erlebt sein, ehe man sie begehren konnte. Den Anstoß gab die Tatsache, daß bei der Kolonisation die Landesherren überhaupt Gebiete zu vergeben hatten. Wesentlich war dabei, daß bei den Slaven bereits ausgedehnte Güter vorkamen: dieses Vorbild beeinflußte direkt die Wünsche der Ritter wie auch das Vorgehen der Regierung. Fördernd wirkte ferner die Schwäche der letzteren und das geringere Recht der vorgefundenen slavischen Bauern[2]. Auch hier ist also das Fundament durch ein zufälliges Zusammentreffen heterogener Faktoren zustande gekommen.

Zweitens wird ferner das Bedürfnis, auch wenn es vor-

---

[1] Vgl. Hintze in der historischen Zeitschrift, Band 88, S. 4 ff. und in Schmollers Jahrbücher 1897 S. 18 ff.

[2] Georg v. Below, Territorium und Stadt. S. 1—94.

handen ist, nicht immer befriedigt. Wohl in den meisten Fällen handelt es sich beim Aufkommen neuer Institutionen tatsächlich um ein Zusammenwirken verschiedener Bedürfnisse; meist werden diese sich summieren müssen; selbst das wesentlichste mag ohne die Hilfsgenossen zu schwach bleiben. Ferner müssen, wie oben (S. 123 f.) erörtert, für einen Kulturwandel drei verschiedene Momente in Gestalt des Bedürfnisses, der Reife und führender Individuen zusammentreffen. Es ist nicht selbstverständlich, daß zu dem ersten sich immer auch die beiden andern gesellen. Insbesondere kann es an der führenden Persönlichkeit, da wo die Auswahl geringer ist und die Verhältnisse drängen, leicht fehlen. Die Rolle führender Individuen kann auch die Akkulturation übernehmen; für sie genügt sogar ein geringeres Maß von Disposition, als es für den endogenen Kulturwandel erforderlich ist; gleichwohl ist es auch dann noch unsicher, ob sie zur rechten Zeit helfend eingreift[1]. Besonders irrational verhalten sich diejenigen Wandlungen, welche einem Übergreifen von Tendenzen auf andere Kulturgebiete entspringen. Mag eine solche Tendenz noch so sehr dem Geist der Zeit entsprechen; wie weit sie sich auf Gebieten zur Geltung bringt, denen sie ursprünglich fremd ist und die von Haus aus von andern Gewalten beherrscht sind, dafür gibt es keine Formel, keine innere Notwendigkeit; das Tempo der Expansion ist vielmehr unberechenbar.

Welche Schwierigkeiten sich für die Aufdeckung der historischen Zusammenhänge hieraus ergeben, darauf sei nur beiläufig hingewiesen. In ihnen wurzelt der innere Antagonismus zwischen der systematischen und der historischen Betrachtungsweise, in ihnen die Abneigung des Historikers gegen allen Dogmatismus. Im Historiker, sagt v. Below mit Recht, steckt ein Stück Skeptiker: es ist sein Beruf, gegen die Konstruktionen der Systematiker Einspruch zu erheben[2]. Die tatsächliche Unfähigkeit einen historischen Nexus völlig zu entwirren, darf freilich nicht

---

[1] So beruht bekanntlich die biblische Schöpfungsmythe auf der Entlehnung eines babylonischen Stoffes. Freilich ist aus diesem etwas völlig anderes und neues geworden. Aber wäre sie ohne diese äußere Anregung überhaupt zustande gekommen, und würde ihr Fehlen ohne weltgeschichtliche Bedeutung sein?

[2] Historische Zeitschrift, Band 81, S. 241, 243. Man vergleiche auch die Worte desselben Autors in seinem Buch: Territorium und Stadt, S. 94: „Die Statistik . . . raubt die Einsicht in die Faktoren, welche das farbenreiche Bild des wirklichen Lebens hervorbringen . . . Die Berücksichtigung des

zu einer grundsätzlichen Unmöglichkeit der Erkenntnis überhaupt gestempelt werden. Die faktischen Schwierigkeiten, welche sich ergeben, dürfen nicht zu der Annahme verleiten, als sei irgendwo dem Erforschen eine unbedingte Schranke gezogen; die Irrationalität seines Forschungsgebietes darf den Historiker nicht dazu verführen einer mystischen Vorstellungsweise zu huldigen. Freilich treten geistige Strömungen wie aus geheimnisvollen Tiefen kommend auf. Freilich scheint die unermeßliche Wirkungskraft eines Phänomens wie des Christentums ein Rätsel zu sein[1]: dennoch darf sich der Forscher nicht verleiten lassen, hier wie vor einem Walten übermenschlicher Kräfte die Waffen zu strecken.

Drittens wird endlich das Bedürfnis in der Regel nicht in adäquater Form befriedigt. Wir stoßen hier auf einen Grundgedanken unserer Untersuchung, auf die Tatsache der Kontinuität, d. h. der Anknüpfung des Neuen an das Alte. Dieses Alten gibt es übergenug; denn auch viele Formen, die ihre Bedeutung eingebüßt haben, werden bekanntlich weiter geschleppt und präsentieren sich dann gleichsam dem neuen Bedürfnis. Besonders im Bereiche der höheren Kulturgüter wird durch dieses Beharren eine volle Befriedigung der höheren Bedürfnisse ausgeschlossen. So sehen wir auch den höchsten Religionen ihren ganzen äußern Apparat von früheren Stufen aufgedrängt. Wie folgenschwer war es nicht, daß das junge Christentum sich in einer Atmosphäre entwickelte, welche den Kulturinteressen völlig gleichgültig gegenüberstand. Von welcher Bedeutung ist der abstinentielle Charakter geworden, welcher dadurch der christlichen Ethik auf-

---

einzelnen . . . schärft zugleich den Blick für die Schwierigkeiten, mit denen jede Erklärung historischer Vorgänge zu rechnen hat; sie führt uns vor die Rätsel des geschichtlichen Lebens. So wird das Urteil stets um so tiefer begründet sein, je mehr einzelne Beobachtungen es verwertet; aber es wird auch um so vorsichtiger und zurückhaltender lauten."

[1] Man vergegenwärtige sich den Sachverhalt. In einem abgelegenen Winkel des römischen Weltreiches gewinnt ein Mann eine beschränkte Anhängerschaft. Als er unbequem wird, kann man ihn beseitigen, ohne daß mehr als eine kleine Schar von Angehörigen und Freunden in der Stille um ihn trauern. Wer von den Augenzeugen konnte damals ahnen, daß dies der Ausgangspunkt einer Weltreligion war? Diesen Erfolg verdankt das Christentum sicherlich nicht allein seinen edlen und hohen Elementen. Zunächst war es eine Geheimlehre wie viele andere, die, wie jede von ihnen, ihren Anhängern die Seligkeit zu gewährleisten schien. Ihr Vorzug vor andern Sektenbildungen lag wohl vor allem darin, daß diese Religion sowohl die sublimiertesten Ansprüche befriedigte als auch vermöge ihrer mythologischen Anklänge und magisch-kultlichen Bestandteile den derberen Anforderungen der Massen genügte.

geprägt wurde. Und so wird überall das menschliche Leben zu jenem wunderbaren rätselvollen Gemisch von Sinn und Unsinn, von Erhabenheit und Trivialität, als das es dem denkenden Betrachter erscheint. Es ist nichts als ein verbreiteter Aberglaube, daß Kulturgüter immer zweckmäßig seien, d. h. dem jeweiligen Bedürfnis völlig entsprechen. Besonders bei einer so anspruchsvollen Zeit wie der unsern ist das ausgeschlossen. So begegnen sich in dem Institut der Ehe die Bedürfnisse des Geschlechtstriebes, des Pflegetriebes und des Geselligkeitstriebes: wäre es nicht ein Wunder von Zweckmäßigkeit, wenn der Mechanismus ihrer Entstehung und Entwicklung diesen verschiedenen Interessen gleichmäßig gerecht geworden wäre[1]? So soll uns die Philosophie gleichzeitig klare und sichere Erkenntnis, abschließende Universalität des Wissens und Befriedigung von Gemütsbedürfnissen durch die Lösung gewisser praktischer Probleme gewähren: ist es da mehr als eine Gedankenlosigkeit aus der ihr überall anhaftenden Mangelhaftigkeit ihr an sich einen Vorwurf zu machen?

Freilich ist es verhängnisvoll für uns, daß unser Gefühlsleben in knechtischer Weise den Erfolg verehrt und alles, was wirklich ist, auch für vernünftig und gut hält. Es ist eine schicksalsschwere Verirrung, daß wir in den Institutionen, die idealen Gütern irgendwie dienen, auch deren volle Verkörperung zu erblicken geneigt sind, und daß daher der Durchschnittsmensch eine Kritik an ihnen zu üben fast für einen Frevel hält. Die Pflicht des Wirklichkeitssinnes verlangt von uns das Zugeständnis, daß im Getümmel des irdischen Getriebes selten oder nie eine Institution ein ideales Bedürfnis restlos befriedigen kann. Und ein großer Segen liegt in der Fähigkeit des historischen Sinnes die Erscheinungen des Lebens weder zu hoch noch zu niedrig einzuschätzen; und in der damit verknüpften Überzeugung, daß auch aus der Tiefe die Gebilde zum Licht drängen, daß aber auch alles, was zum Himmel strebt, den trüben Gewalten der Erde untertan ist. In dieser Beleuchtung werden uns erst so viele Schatten und Schwächen unserer eignen Gesittung verständlich. Klagen wir über die Häufung des Konventionellen und Formellen im Gebiet des Umganges oder der Rechtsprechung, im Schul- und Prüfungswesen, in der Verwaltungstätigkeit, überhaupt im öffentlichen und privaten Leben, kurz fühlen wir uns davon bedrückt, daß der Geist so vielfach hinter dem Buch-

[1] Das Institut der Knabenliebe bei den Griechen könnte man als einen in die Irre gegangenen Versuch auffassen, für das Ganze jener drei Triebe eine vollkommnere Art der Befriedigung zu finden.

staben zurücksteht, so müssen wir uns klar machen, daß der Geist überhaupt erst eine Errungenschaft höheren Kultur ist, während auf tieferen Stufen der Buchstabe allein das Leben regiert. Die Gebrechen unserer Gesittung beweisen also nur, daß wir uns unserer Vergangenheit noch lange nicht entwunden haben: und wie wäre das denkbar bei der kurzen Spanne weniger Jahrhunderte oder Jahrtausende, die uns von ihr trennen!

In welchem Sinne kann man angesichts dieser irrationalen Tendenz noch von einer Einheit einer Kultur sprechen? Wir können antworten: in demselben Sinne und in denselben Grenzen, wie das der Persönlichkeit gegenüber der Fall ist. Auch dieser kann man eine Einheit ja nur in einer Bedeutung des Wortes zuschreiben, die hinter der populären erheblich zurückbleibt. Eine Menge von Widersprüchen theoretischer und praktischer Art und von Ungleichmäßigkeiten im Verhalten derselben Situation gegenüber zu verschiedenen Zeiten vertragen sich mit diesem Begriff. Beschränkt wird die Einheit aufs stärkste schon durch den hohen Grad von Beeinflußbarkeit, welchen der Mensch besonders in seinen jüngeren Stadien besitzt: indem er Vorstellungen, Gefühle und Willensrichtungen von verschiedenen Personen und Kreisen seiner Umgebung annimmt, entstehen mit Notwendigkeit heterogene Komplexe. Der Mangel an Einheit ist um so größer, als seit den ältesten Zeiten bei jeder Generation immer wieder dieselben Kräfte in eben diesem Sinne wirksam gewesen sind. Ähnlich hemmt auch bei der Kultur eines Volkes die Fülle der äußern Zuflüsse fortgesetzt die Realisierung desjenigen Grades von Einheitlichkeit, den die Kultur eines in sich abgeschlossenen Volkes etwa besitzen könnte; und auch diese würde angesichts der eben aufgedeckten Tatsachen nirgends eine vollständige sein. Ähnlich wie wir beim Individuum unterscheiden zwischen gewissen Grundkräften, die relativ einfacher und einheitlicher Art sind, und Betätigungen mehr peripherer Natur, bei denen die Widersprüche einen viel größeren Spielraum besitzen, könnte man die Kulturgüter eines Volkes in einer Reihe anordnen, die von den innerlich fundierten Erscheinungen allmählich zu den äußerlichen und deswegen am wenigsten einheitlichen hinüberführt. Von dem Geist einer Kultur zu reden hat gewiß einen guten Sinn, aber nur in dem Maße, in dem es sich um innerliche Kulturgüter handelt. Auch die bekannte Frage, wieweit das geschichtliche Leben der einzelnen Völker Gesetzmäßigkeiten im Sinne übereinstimmender Entwicklungsstufen und -prozesse erkennen läßt, wäre ähnlich zu beantworten: je

oberflächlicher ein Kulturgut ist, desto regelloser können seine Erscheinungen sein; je innerlicher es ist, desto schwerer kann sein Zusammenhang mit der ganzen inneren Verfassung seines Volkes durchbrochen werden. Auf der alleinigen Berücksichtigung solcher innerlichen Güter beruht auch die bekannte Dreiteilung aller Völker nach ihrer Kulturhöhe in Naturvölker, Halbkulturvölker und Völker höherer Kultur — eine Gliederung, welche gegenwärtig wohl ziemlich allgemeine Anerkennung gefunden hat. Sie findet ihre Berechtigung darin, daß solche Kulturgüter wie die gesamte Art der Denkweise und Weltauffassung, die Religion und Philosophie, die Kunst und Moral, der Grad von Fleiß und Fürsorge in der Wirtschaft durchgängige Eigentümlichkeiten zeigen, deren Verschiedenheiten jenen Typen entsprechen. Ähnlich fundiert ist die bekannte Parallelisierung des griechischen mit dem germanisch-romanischen Mittelalter und die Vergleichung beider mit den Zuständen der seßhaften Halbkulturvölker. Im Gegensatz dazu erscheinen uns jene Entwicklungsschemata, welche man für die verschiedenen Formen z. B. der Ernährungsweise oder des Familienrechts in Gestalt überall wiederkehrender Reihenfolgen hat aufstellen wollen, heute als verfehlte Versuche.

Die im vorstehenden erörterte Irrationalität gilt auch für das Entstehen der einzelnen großen Kulturtypen, insbesondere für dasjenige unserer modernen westeuropäischen Kultur, der wir als wesensverwandt die antike an die Seite stellen können. Sollte selbst ihr letzter Grund in einer besondern Rassenbegabung liegen, so würde dadurch die Aufgabe nicht aus der Welt geschafft, den kausalen Mechanismus ihres Entstehens im einzelnen aufzudecken. Vielleicht würde uns aber die Lösung dieser Aufgabe, wenn sie einmal gelänge, davon überzeugen, daß auf eine besondere derartige Qualität zurückzugreifen keine Nötigung vorliegt. Jeder Versuch einer solchen Erklärung wird dabei mit der Verschiebung der Beweggründe rechnen müssen; denn der moderne Geist hat sich ja aus dem ihm völlig heterogenen des Mittelalters entwickelt. Eine vollständige Aufdeckung des Werdeganges der modernen Kultur ist offenbar unmöglich, wenn man nicht bis auf diesen Punkt zurückgeht. So macht z. B. die bekannte vorzügliche Untersuchung Max Webers über den Zusammenhang zwischen dem Geist des modernen Kapitalismus und demjenigen des Calvinismus sowie dem Hervorgehen des ersten aus dem zweiten an dieser Stelle Halt: indem sie das Werden des Unternehmertums aus jener

Verbindung von Tatkraft, Rastlosigkeit, Individualismus und Rationalismus ableitet, welche dem Calvinismus von Anfang an eigen war, setzt sie auf dem Boden der Religion diesen spezifischen Geist der Neuzeit als gegeben voraus und beschränkt sich auf die Aufzeigung gewisser hier Platz greifender sehr wichtiger Steigerungstendenzen. Es ist offenbar viel leichter derartige Intensivierungen als das erste Werden jenes Geistes festzustellen: vielleicht hat dieses sich in einem relativ kleinen Bezirk, der nur schwer aufzufinden ist, vielleicht auch so allmählich abgespielt, daß sich der Übergang aus der einen in die andere innere Verfassung mit unseren Hilfsmitteln nicht mehr feststellen läßt.

Uns interessiert an diesem Problem vor allem die Inadäquatheit von Ursache und Wirkung. Für einzelne Kulturgüter haben wir denselben Gesichtspunkt schon gelegentlich geltend gemacht. Das starke Maß von Fürsorge und Voraussicht, welches unser heutiges Leben auszeichnet, hängt eng mit dem Wesen des Unternehmertums zusammen. Die hohe moralische Bewertung des menschlichen Lebens und der menschlichen Persönlichkeit ist zum Teil aus demselben Interessenkreis entsprungen, zum Teil demjenigen der Politik zu verdanken[1]. Spontane Antriebe der Besonnenheit, rein ideale Beweggründe spielen dabei eine viel geringere Rolle, als man nach den vorliegenden Leistungen zunächst erwarten sollte. Die menschliche Kultur, sahen wir oben (S. 112), besitzt überall die Eigenschaft der Objektivität: sie tritt dem einzelnen als eine Reihe objektiver Gebilde gegenüber, die auf ihn starke Reize im Sinne der Überwindung seiner Indolenz ausüben. Diese Objektivität ist auf der Stufe unserer Kultur extensiv und intensiv in viel höherem Maße ausgeprägt als auf tieferen: von Gebilden wie der Wissenschaft, dem Unternehmertum, dem modernen Staate gehen unvergleichlich viel stärkere Antriebe zu gewissen Leistungen aus, als solche in primitiveren Zuständen wirksam sind[2]. Vergleichen wir also unsere eigene Kultur mit derjenigen der Naturvölker, so müssen wir zwischen der objektiven und der subjektiven Seite des Sachverhalts wohl unterscheiden: die Ungleichheit des Niveaus ist auf dem ersten Gebiet viel größer als auf dem zweiten.

Diese Verschiedenartigkeit von Ursache und Wirkung ist also auch bei dem Problem der Entstehung unserer Kultur zu berücksichtigen. Die bisherigen Untersuchungen rechnen mit ihr oder

[1] S. oben S. 154.

[2] Über den hier wirksamen Mechanismus s. oben S. 62.

zeigen sie uns entwickelt besonders nach drei Richtungen hin. Erstens gewahren wir eine Verschiebung der Beweggründe und ein Übergreifen von Tendenzen von einem Kulturgebiet auf andere. So erblickt Lamprecht den Ursprung des neuen Geistes in den wirtschaftlichen Umwälzungen, welche dann geistige nach sich ziehen. So führt Max Weber den Rationalismus des Unternehmertums auf religiöse Beweggründe zurück. Zweitens kommt jedenfalls ein Zusammenwirken einer größeren Anzahl verschiedenartiger Ursachen in Betracht: technische, wirtschaftliche, religiöse geistige, soziale und politische Umwälzungen trafen mit der Renaissance und dem Humanismus zusammen. Drittens wirkten eine Reihe „zufälliger" Umstände mit. Hierher gehört die Entwicklung des Städtewesens und die seelischen Wirkungen, welche von der engen Zusammendrängung einer größeren Anzahl von Menschen im Sinne der Individualisierung und Rationalisierung der Lebensführung ausgehen[1]; ebenso die Einflüsse der Akkulturation, welche die Renaissance und die großen Entdeckungen ausübten. Daß so viele verschiedene Ursachen sich vereinigten auf die Entstehung eines neuen Geistes hinzuwirken, pflegt man wohl als ein wunderbares Zusammentreffen zu bezeichnen. Berechtigter mag eine andere Auffassung sein: ohne dieses Zusammentreffen wären wir vielleicht bis heute auf der Stufe mittelalterlicher Zustände stehen geblieben.

---

[1] Diesen Punkt hat neuerdings besonders Paul Sander in seiner Schrift: Feudalstaat und bürgerliche Verfassung, S. 128 flg. betont. Früher hat Bagehot (Der Ursprung der Nationen, S. 201 flg.) auf die Bedeutung der Kolonisation für die Entwicklung der griechischen Vollkultur hingewiesen: durch Berührung mit völlig abweichenden Zuständen regte sie den Geist zur Vergleichung und dadurch zur Kritik an.

Schluß.

. . . Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.

Am Ende unserer Betrachtung angelangt, wollen wir uns deren wesentlichste Ergebnisse noch einmal kurz vergegenwärtigen. Bei dem Versuch den Mechanismus der Wandlung und Erhaltung der Kultur zu ergründen haben sich uns vor allem zwei wichtige Tatsachen aufgedrängt: die ungeheuere Bedeutung des Trivialen und die Zusammensetzung des Großen aus dem Kleinen.

Die erste Tatsache findet schon im individuellen Leben aus naheliegenden Gründen ihre Parallelen. So ist es eine erprobte Maxime im täglichen Leben, daß man hinter den Worten und den Handlungen der Menschen nicht zu viel suchen soll, daß die einfachste Erklärung derselben in der Regel die wahrscheinlichste ist. Man soll ihnen keine zu tiefgründigen Pläne zuschreiben; man soll sich zunächst nach Beweggründen und Zielen umsehn, welche in intellektueller Hinsicht wenig Aufwand verlangen und zugleich von derber und trivialer Natur sind. Ähnliches gilt von den Leistungen des einzelnen, vom Gehalt seines Lebens: wie stark der Abfall der reifen Jahre gegenüber dem Schwellen und Knospen der Jugend; wie eintönig die Melodie, nach der die meisten ihr Leben abspinnen; wie selten eine kraftvoll eigene Weise, ein großes Streben, eine starke Initiative. Und so sahen wir ist es auch um die Erhaltung und Wandlung der Kultur bestellt: die tragenden und treibenden Beweggründe sind wieder vorwiegend oder ausschließlich trivialer Natur. Bei der Erhaltung der Kultur treten die sachlichen und unter ihnen zumal die edleren vor den sozialen, zum Teil vor den vorwiegend negativen der Gewohnheit, der Indolenz, der Unfähigkeit zur Selbständigkeit weit zurück. Und bei dem Wandel können die höheren Motive höchstens eine unterstützende Wirksamkeit ausüben.

Wie sehr verkennt diesen Sachverhalt die populäre Wertbeurteilung unserer eigenen Kultur. Wie sehr sträubt sie sich gegen das, was wir eben als Summe der historischen Einsicht bezeichneten: daß das Hohe nur im Zusammenhang des Trivialen erscheint, daß es an einen bestimmten Mechanismus gebunden ist, der ihm oft gleichgültig oder feindlich gegenübersteht, daß es sich nur am Niederen emporranken kann, nur unter günstigen Bedingungen sich emporarbeitet, umgeben und oft überwuchert vom Gemeinen und Rückständigen. Besinnen wir uns auf die edelsten Güter unsers Lebens: die Innerlichkeit und den Schwung der Gesinnung, die Rationalität der Lebensführung, die humanen Bestrebungen, die Schätze der Kunst und Wissenschaft, die Güter einer vergeistigten Religiosität. Wie schwach sind sie alle verankert in dem endlos dahinflutenden Strom des Lebens. Soweit sie geschätzt und gepflegt werden, spielen Indolenz, Gewohnheit, Interessen sozialer und wirtschaftlicher Natur die Hauptrolle. Und wie gering ist es mit ihren Wirkungen bestellt; etwa mit der Trostkraft der Kunst oder der Religion. So wenig das Kunstwerk das Leben des Künstlers wiederspiegelt, zu dem es viel öfter das von der Sehnsucht geschaffene Gegenbild darstellt, so wenig vermag es den spröden Stoff des Lebens zu meistern. Alle diese idealen Güter schweben in einsam luftiger Höhe wie ein Regenbogen über den harten Realitäten des Lebens, für den Zuschauer ein leichtes Spiel, meist nicht mehr als eine Modesache.

Überall aber, wo sich aus dieser Sandwüste der Trivialität die Gipfel erheben, zu denen wir emporstreben, sind sie aus demselben Stoff gebaut. Das Große in den menschlichen Dingen besteht überall aus einer Anhäufung kleiner Bestandteile. Die großen Leistungen beruhen auf einer Summation kleiner Wirkungen. So sahen wir, wie im Seelenleben die scheinbare Spontaneität der neuen Leistungen auf einer Akkumulation von Einwirkungen beruht, die allmählich den inneren Zustand dem Neuen entgegenführen; wie es insbesondere häufig ein starker Druck ist, der die neue Leistung als eine Reaktion auftreten läßt, deren Abwandlung gerade dem engen Kontakt mit der Wirklichkeit entspringt. Und dasselbe fanden wir bei der Abwandlung der Kultur: eine lange Akkumulation kleiner Reize bei den einzelnen, ehe ein hinreichend starkes Bedürfnis entsteht; häufig ein Zusammenwirken mehrerer solcher Bedürfnisse; ebenso eine langsame Summation in den führenden Individuen, eine vielfache Wechselwirkung zwischen ihnen und den geführten. Immer wieder mußten

wir betonen, aus wieviel Gliedern sich in der Regel die Kette des historischen Geschehens zusammensetzt. Dasselbe Prinzip der Summation hat bekanntlich Lyell in die Betrachtung der Erdgeschichte, Darwin in diejenige der organischen Welt eingeführt; und Ratzel hat seine Bedeutung für die Probleme der Urgeschichte und Völkerkunde energisch geltend gemacht. Daß man sich den Fortschritt der Kultur, zumal im Bereich der mehr innerlichen Güter, nicht langsam genug vorstellen kann, hatten wir öfter Anlaß zu betonen. Alles was den Charakter der Katastrophe, der Eruption, der Gewalttätigkeit, des Riesenhaften an sich trägt, tritt in unserem Weltbild immer mehr vor einer einzigen Größe, vor derjenigen der Zeit zurück; und dieser mag man wohl die Eigenschaft der Trivialität zuschreiben.

Aus diesen beiden Prinzipien der Trivialität und der Summation ergeben sich einige Maximen für unser theoretisches und unser praktisches Verhalten. In den Geisteswissenschaften ist es eine wichtige heuristische Regel, daß man nach einer möglichst trivialen Erklärung suchen soll; und daß unter verschiedenen Erklärungen, deren Ansprüche sich im übrigen die Wagschale halten, diejenige die größte Wahrscheinlichkeit besitzt, welche die einfachsten Vorgänge zugrunde legt. Für die Erklärung des Entstehens neuer Institutionen haben wir diese Maxime bereits oben (S. 155) formuliert. Wie weit sie auch sonst gilt, dafür hier noch ein paar Beispiele. Bei den Naturvölkern finden wir weit verbreitet gewisse Erscheinungen einer primitiven Sittenreinheit in Gestalt einer liebevollen Behandlung der Kinder und der alten Leute, einer gegenseitigen Hilfsbereitschaft, einer Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit sowie einer sexuellen Reinheit. Die Ursache liegt nicht etwa in einem Mehr an sittlicher Kraft verglichen mit der der Kulturvölker, sondern in einem Minder an Versuchungen, in einer größeren Gunst der hierfür in Betracht kommenden äußeren Bedingungen[1]. Die Gastlichkeit insbesondere und das Mitteilen von Nahrungsmitteln erscheinen zum großen Teil als ein abgeschwächter Kommunismus, der eine Erbschaft früherer Stadien ist und der Unfähigkeit des einzelnen entspringt, sich gegen die Ansprüche der andern völlig abzuschließen. Ebenso beruht die Phantasietätigkeit, von der die rohen und doch sicher erkannten Umrißzeichnungen der Naturvölker zeugen, und die Befriedigung, mit

---

[1] Der Verfasser hat diese Erscheinungen erörtert in einem Aufsatz im Globus, Bd. 76, S. 149—154.

der sie genossen werden, nicht auf einer erhöhten schöpferischen Kraft, sondern auf der Flüchtigkeit der Betrachtung und dem sich daraus ergebenden Mangel des Bedürfnisses nach genauerer Wiedergabe. Zeigt doch unsere Kunst im Kern noch ein ähnliches Verhalten: die Absicht und die Fähigkeit der Wirklichkeit gerecht zu werden, tritt hier viel mehr, als man sich meist klar macht, vor dem Bedürfnis des Künstlers zurück, sein Inneres, seine Erlebnisse und Wünsche mitzuteilen. Und wenn wir ein gewisses Maß der Treue von seinen Schöpfungen fordern, so liegt der Grund wohl weniger in dem positiven Verlangen nach Gegenständlichkeit als in dem negativen Umstand, daß eine Abweichung von der Wirklichkeit uns in dem andersartig fundierten Kunstgenuß stören würde. Und ebenso trivial mag es sich wohl mit dem oft erörterten Untergang des Helden in der Tragödie verhalten: vielleicht stirbt er meistens nur deswegen, weil sein Untergang die einfachste Art ist, das Mißverhältnis zwischen ihm und seiner Umwelt zu beseitigen.

Ebenso groß ist für die praktische Lebensführung der Wert des Kleinen. Aus dem persönlichen Leben kennen wir die überwältigende Macht der Übung und Gewohnheit, den Wert der Häufung kleiner Teile in der Wirtschaft, in der Ökonomie der Zeit und der Arbeitskraft. Und beim Einwirken auf andere, überhaupt in der Berufstätigkeit gilt ebenso das bekannte Wort von dem steten Tropfen, der den Stein höhlt. So erkannten wir auch als ein Geheimnis der großen Persönlichkeit die gesteigerte Kraft der steten treuen Kleinarbeit. Desgleichen heißt es für alles öffentliche Wirken: wer das Große will, muß mit dem Kleinen beginnen. Der große Reformator — d. h. in diesem Zusammenhange der Mann, der nicht nur Samen ausstreut, sondern auch Früchte zur Reife bringt — muß nicht nur ein großes Ziel haben, sondern sich auch klar sein über die Mittel, welche geeignet sind die Wirklichkeit diesem um einen Schritt näher zu bringen. Er muß der Härte der Realität Rechnung zu tragen verstehen, muß zwischen unvermeidbaren und vermeidbaren Übeln zu unterscheiden wissen, um seine Kraft nicht an Utopien zu vergeuden. Er muß eine Art innerer Grenzstellung einnehmen, gleichzeitig im Neuen und im Alten, im Idealen und Realen zu Hause sein: er muß mit unverlöschbarer Begeisterung nüchternen Wirklichkeitssinn verbinden

Zum anderen betätigt sich das Prinzip der Trivialität in der Bedeutung, welche der Druck für die menschliche Lebensführung besitzt. Den angemessenen Druck einwirken zu lassen — nicht

zu viel und nicht zu wenig — das ist die große Kunst und die große Aufgabe aller, die herrschen. Es ist auch das große Problem unserer Selbsterziehung. Denn hier liegt die Wurzel alles Gedeihens für uns. Nicht Not, aber maßvoller Druck; nicht Härte, aber Sprödigkeit des Schicksals; nicht Verkümmerung, aber ein Gelingen, welches unerfüllter Sehnsucht weiten Raum läßt: das ist das ernste Glück unseres Lebens.

Nachwort.

Das Problem des Kulturwandels ist im Vorgehenden nur in Form einer vorläufigen Skizze behandelt worden. Tiefer gehende Untersuchungen sind nur möglich, wenn die verschiedenen dabei in Betracht kommenden Methoden weiter entwickelt werden, was seinerseits ganze Reihen von Untersuchungen zur Voraussetzung hat. Insbesondere kommen drei derartige Verfahren in Betracht:

1. Die Methode der Vergleichung. Sie schöpft aus dem historischen Stoff, indem sie durch Vergleichung das Gemeinsame zu abstrahieren sucht. Voraussetzung für sie ist ein hinreichendes historisches Material. An einem solchen mangelt es bis jetzt. Vor allem kämen hier einzelne kulturgeschichtliche Disziplinen wie z. B. die Geschichte der Technik oder der Medizin in Betracht. Der Schematismus der vorliegenden Skizze könnte für derartige Untersuchungen eine vorläufige Orientierung abgeben, wobei er natürlich eine Korrektur und Läuterung in dem im Vorwort angedeuteten Sinne einer Wechselwirkung zwischen historischer und systematischer Betrachtungsweise erfahren würde.

2. Die Methode der Massenbeobachtung. Sie läßt sich da anwenden, wo die kulturellen Einheiten von geringem räumlichem Umfange sind, also einerseits bei den Naturvölkern, anderseits bei den unberührten ländlichen Gebieten bei uns sowie im östlichen Europa. Ein ganzes Netz von Beobachtern müßte hier längere Zeiträume hindurch den Mechanismus des Kulturwandels, die Bedeutung führender Individuen dabei, die Einflüsse der Akkulturation, die Geschwindigkeit des Wandels, die Art der Rezeption usw. sorgfältig beobachten. Ein solches Netz zu schaffen vermag natürlich nicht ein einzelner, sondern nur eine große

wissenschaftliche Organisation oder eine Reihe oder eine Verbindung von solchen[1].

3. Psychologische Methode. Hier kommen einerseits experimentelle Verfahren, anderseits wieder solche der Massenbeobachtung nach Art z. B. der Psychologie der Aussage in Betracht. Den Stoff würden diejenigen psychologischen Prozesse liefern, bei denen der einzelne etwas für ihn Neues leistet und bei denen — ein wesentlicher Punkt — die Dimension der Zeit eine Rolle spielt, also etwa Vorgänge des Besinnens auf etwas Vergessenes, der Anpassung an eine neue Situation oder der Initiative. Für Massenbeobachtungen würde namentlich die Entwicklung der Kindesseele ein dankbares Feld bieten.

[1] Den Gedanken einer derartigen Organisierung der Massenbeobachtung hat der Verfasser in einem Aufsatz („Die Organisation der völkerkundlichen Außenarbeit") erörtert, der voraussichtlich demnächst im „Globus" erscheinen wird. — Für die Erforschung des Mechanismus des Sprachwandels (z. B. des Aufkommens neuer Ausdrücke) ließe sich vielleicht auch das Verfahren der Umfrage fruchtbar machen.

Sachregister.

(Die Ziffer bedeutet die Seite.)

Altenburg.
Piererache Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.